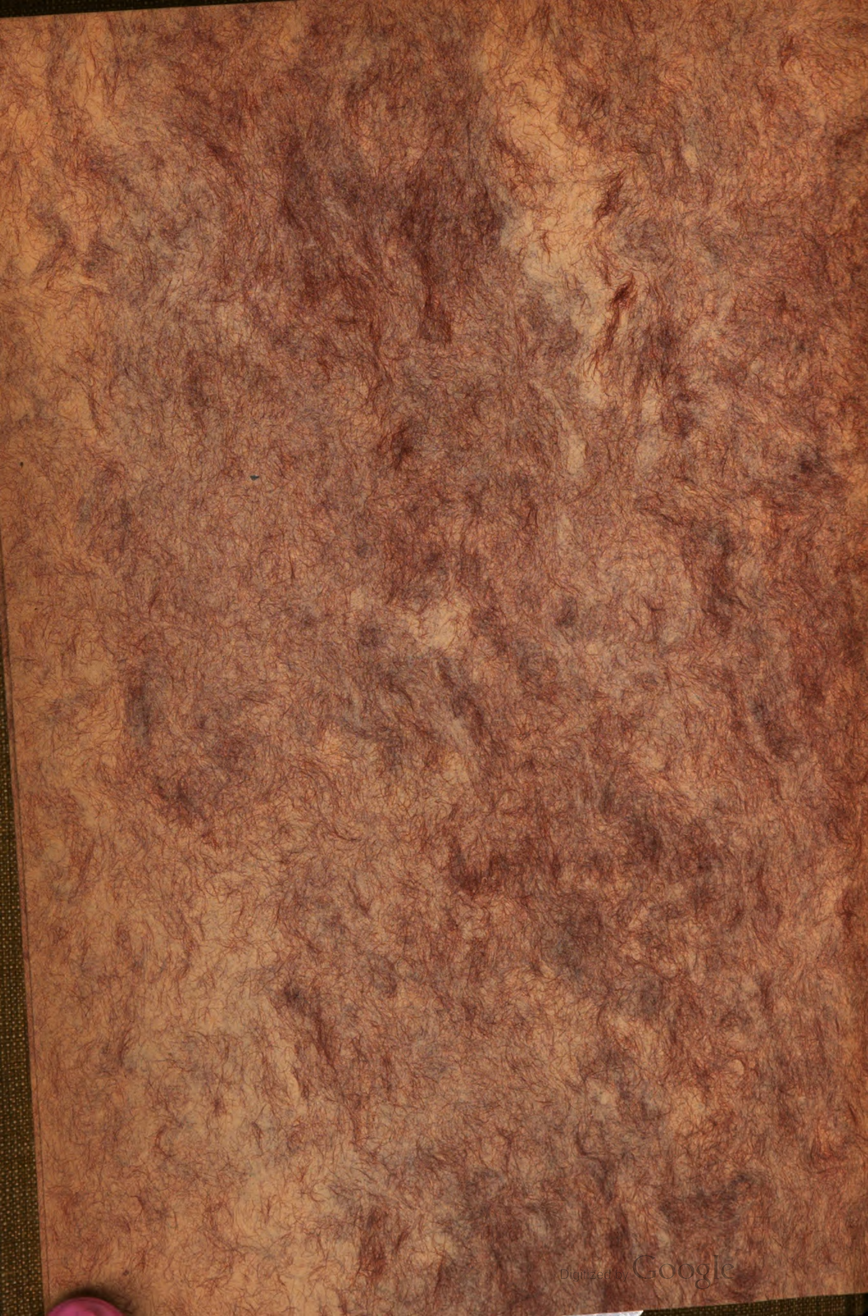

COUNTWAY LIBRARY
HC 2JQ5







Lehr- und Wanderjahre eines jungen Arztes.

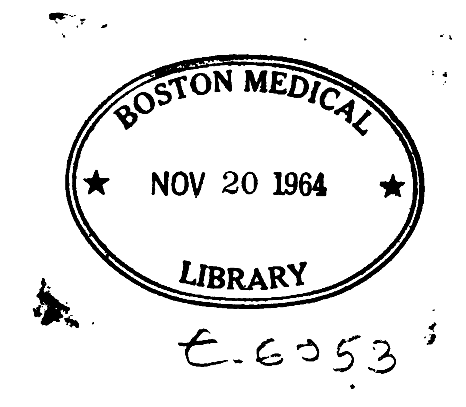


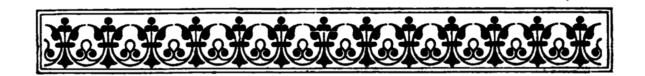
Von

Dr. Karl Vormeng.



Berlin
Verlag von Borstell & Reimarus
1898.





Vorwort.

In der Sommerfrische des schönen, wellenumrauschten Treptow ist dieses Buch entstanden.

Dankbar erkenne ich es an, daß es ein prächtigeres Plätzchen, nahe bei Berlin, und doch fern von dem Lärme und dem Getriebe der Großstadt, kaum geben kann.

Der Blick schweift über das breite Wasser, über Wiesen und Wälder in die Ferne. Hoch steht die Sonne am wolkenlosen Himmel und sendet ihre glühenden Strahlen in das Weite; drückende Schwüle herrscht rings umher. Hier aber, auf der Insel, unter den mächtigen Wipfeln uralter Bäume, ist es lauschig und kühl.

Langsam und gemächlich kommt der Abend heran. Tiefes Dunkel lagert über Wald und Matten.

Nur das Wasser leuchtet noch geheimnißvoll. Allmälich werden die Sterne sichtbar. Gleich Irrwischen tanzen und spielen sie auf der sanft gekräuselten Wasserfläche. Friedlich, milde und doch majestätisch, steigt der Mond empor, durch das dunkle Laub goldene Lichter auf den Rasen werfend. Im Wasser rollt und gleißt ein breiter Strom flüssigen Silbers. Überirdischer, geisterhafter Glanz durchleuchtet die Landschaft. Am schilfbewachsenen, schimmernden Gestade aber steigen und fallen leichte Nebel. Gleich märchenhaften Gestalten, wallen und weben sie auf und nieder. Traumhaft ziehen sie vorüber und zaubern Bilder längst vergangener Tage vor die Sele.

Ich habe versucht, sie festzuhalten und in Worte zu kleiden.

Insel Treptow, im September 1897.
Villa Heinicke.

Der Verfasser.

Erstes Buch.



Die Schlußprüfung.

Wir standen unserer vier, mit Frack und weißer Binde angetan, im Amtssale des Kultusministeriums, an dem langen, grünen Tische, harrend der Professoren, die da kommen sollten um mit uns die Schlußprüfung*) des medizinischen Statsexamens vorzunehmen.

Das war also einer von den viel gelästerten grünen Tischen, die immer herhalten müssen, wenn irgend eine neue Verordnung von obenher die Gemüter in Aufregung versetzt.

Wie oft hatten wir sie hören müssen als Kinder, als Schüler, als Studenten, die Bemerkung: Na ja, das haben mal wieder die Stubenhocker und Pedanten, die das praktische Leben nicht kennen, am grünen Tische ausgeheckt. Ein gefährliches Ding dieser grünbehangene mit Tintenflecken beschmutzte Tisch, der

*) Jetzt aufgehoben.

so unscheinbar aussah und doch entschieden bösartige, geheime Einwirkungen besaß. Denn wie konnte er sonst gelehrte, geehrte und hochgestellte Männer zu Fehlgriffen veranlassen.

Für junge Kandidaten gar, die ihre Examinatoren erwarten, hat so ein übel beleumdeter grüner Tisch erst recht nichts Anheimelndes und es ist kein Wunder, wenn schwach veranlagte Naturen blaß aussehen und einsilbig werden bei dem Gedanken: Hier ist meine Richtstätte; ich bin der Angeklagte; bald werden die Richter erscheinen und mich ins Gebet nehmen; Herr Gott sei mir armen Sünder gnädig.

Von dieser Leichenbitter-Stimmung fühlten wir uns aber frei. Ich kann wohl sagen mit einer gewissen Herausforderung betrachteten wir das grüne Schaffot, ihm zurufend: Du kannst uns nichts anhaben. Wir sind freigesprochen in allen Instanzen der Statsprüfungen und heute eigentlich nur hier, um das feierlich verkündigt zu hören.

So war es denn auch. Die Herren Professoren machten gar keine Miene uns zum Schlusse noch zu quälen, im Gegenteile, die ganze Angelegenheit trug ein friedliches, behagliches Gepräge. Nach vierstündiger Unterhaltung verließen wir den dumpfen Sal als neugebackene praktische Ärzte. Ich schritt singend und lachend die Linden hinunter. Leute blieben verwundert stehen und schauten mich kopfschüttelnd an. Sie mochten denken: So jung und doch schon am hellen, lichten Tage trunken?

Ja trunken war ich, aber nur durch Überfülle von Wonne und Glück, endlich das lang ersehnte Ziel erreicht zu haben. Rosig lag die Zukunft vor mir. Was konnte mich jetzt noch hindern, die höchsten Staffeln des Ruhmes und des Erfolges zu erklimmen.

Hoho, rief ich im Übermute jugendlicher Kraft, als ich am brandenburger Tore die Siegesgöttin auf ihrem Triumfwagen erblickte: Nur nicht gar so stolz ausgeschaut edle Göttin da oben. Hier unten wohnen auch Leute, die zu siegen verstehen. Auch unsere Stunde wird kommen.

Es war ein wonniger Maientag. Der Tiergarten prangte im frischesten Grüne, die Vögel sangen, und nichts fehlte um meine festliche Stimmung zu erhöhen.

Was der Oheim wohl zu der Nachricht sagen wird? Denn wohlweislich hatte ich zu Hause kein Sterbenswörtchen verlauten lassen. Gewiß wird er jetzt seine kalte Zurückhaltung fahren lassen, mir um den Hals fallen und rufen: Na, Junge, das hast du brav gemacht. Das wird er doch wohl nicht tun. Dazu ist er nicht angelegt. Wenn er nur endlich einmal freundlich und zufrieden aussieht. Am Ende macht er gar eine Bowle. Mit solchen Gedanken langte ich im Hause des Oheimes an.

Ei der Tausend, sagte die Muhme, Du siehst ja heute so festlich und so vergnügt aus.

Ja ich habe auch Ursache dazu liebe Muhme, denn soeben komme ich aus dem Kultusministerium, von der Schlußprüfung. Jetzt endlich bin ich wirklich

Arzt, berechtigt, Kranke zu behandeln, Rezepte zu verschreiben und vom Unterarzte zum Assistenzarzte aufzurücken d. h. vom Fähnriche zum Offizier.

Die gute Muhme umarmte und küßte mich mit Tränen in den Augen. Ich wußte diesen stummen Glückwunsch zu schätzen, mehr als die schönsten Worte. Denn er kam aus einem liebevollen Herzen, einem Herzen, das in traurigen und trüben Stunden stets meine Zuflucht gewesen war. Wie oft hatte die Muhme mich in den Jünglingjahren getröstet und aufgerichtet, wenn ich verzagen wollte wegen der häuslichen Härte des Oheimes.

Ist der Oheim schon zu Hause? fragte ich.

Jawohl, antwortete sie. Er ist verstimmt, ich weiß nicht weshalb. Hoffentlich heitert ihn deine gute Nachricht auf.

Der Oheim saß am Fenster und studirte eifrig in einem Blatte, das wie eine Rechnung aussah. Von Kindheit auf daran gewöhnt seine Mienen scharf zu beobachten und darin den häuslichen Wetterstand zu lesen, bemerkte ich auf den ersten Blick, daß Sturm im Anzuge war. Nur ahnte ich nicht im Mindesten, daß meine Wenigkeit die Ursache davon sein könne.

Mein Gruß wurde nur mit einem kaum merklichen Kopfnicken erwidert.

Lieber Oheim, sagte ich, näher tretend, heute habe ich die Statsprüfungen glücklich beendet. So, wirklich, antwortete er in fast ironischem Tone.

Nun meinst Du natürlich, ich müßte vor Freude außer mich geraten. Aber Du sorgst stets selbst dafür, daß man seines Lebens nicht froh wird und nur mit Schrecken daran denkt, wie das bei so grenzenlosem Leichtsinne mit Dir einmal endigen wird. Da bekomme ich von Basedow deine Schneiderrechnung zugeschickt. Sie beträgt mehrere hundert Taler, und ich frage mich noch immer, ob ich recht gesehen habe, und ob Du es wirklich bist, der diesen ungeheuren Pump angelegt hat.

Lieber Oheim, nur durch ein unbegreifliches Mißverständniß kann die Rechnung in Deine Hände gelangt sein. Ich bedaure das aufrichtig, denn nichts lag mir ferner, als Dir damit lästig zu fallen.

Nicht darum handelt es sich, fuhr der Oheim sehr erregt auf, sondern um deinen unglaublichen Leichtsinn, Bestellungen zu machen, die Du auf Jahre hinaus nicht bezahlen kannst. Da wird auf meinen ehrlichen Namen hin munter darauf losgepumpt und was beim Schneider geschieht, wird zweifellos noch anderwärts geschehen. Eines schönen Tages bricht die Karre zusammen uud dann heißt es: Oheim bezahle, denn sonst kann ich in meiner militärischen Stellung nicht bestehen. Weißt Du, wie man solch' Gebahren nennt? Gewissenlos nennt man das.

Nie hatte ich bis dahin gewagt dem zürnenden Oheime, auch wenn er nach meiner Ansicht im Unrechte war, entgegen zu treten. Es lag etwas in seinem Wesen, das unwillkürlich einschüchterte und

jeden Widerspruch verstummen machte. Aber jetzt wars aus mit meiner Zurückhaltung. Aller Groll vergangener Zeiten über still erlittene Strafen und Kränkungen wurde in mir lebendig, das Blut stieg mir zu Kopfe und leidenschaftlich sprudelten die Worte hervor: In der Rechnung steht nichts, was nicht unumgänglich zu meiner militärischen Ausrüstung nötig war. Daß ich von meinem kärglichen Gehalte als Unterarzt solche Ausgaben nicht bestreiten kann, liegt auf der Hand. Basedow weiß das und hat mir ausdrücklich Stundung auf unbeschränkte Zeit gewährt. Er ist ein reicher Mann und kann das. Nicht Leichtsinn hat mich geleitet, sondern bittere Notwendigkeit. Anderweitige Verpflichtungen habe ich nicht und es ist unerhört, daß Du ohne jeden Grund mir Gewissenlosigkeit vorwirfst. Von Kindesbeinen an, hast Du mich wie einen Sklaven, nicht wie Deinen Neffen behandelt; immer Vorwürfe; immer böse Gesichter; als hätte ich die größten Schandtaten vollführt und als wäre ich der schlimmste Taugenichts der Welt; nie ein Wort der Aufmunterung, der Anerkennung; und doch habe ich danach gelechzt. Du scheinst gar nicht zu ahnen, wie sehr Du mir das Leben verbittert und vergällt hast. Mit Liebe und Güte hättest Du mehr erreicht, als mit allen Deinen tyrannischen Maßregeln.

In meiner heftigen Erregung hatte ich anfangs wenig auf den Oheim geachtet, aber wie erschrak ich, als jetzt mein Blick auf ihn fiel. Todtenbleich

saß er da, die Lippen aufeinander gepreßt. Die Augen starr, weit geöffnet, schienen zu fragen: Ist das derselbe Mensch, der sonst den Mund nicht aufzumachen wagte? Das Wort erstarb mir bei diesem Anblicke, ich stand wie versteinert.

Einen langen Seufzer des Oheimes hörte ich, dann sagte er mit leiser, ganz veränderter Stimme: Das ist das Ende vom Liede, Undank und Auflehnung.

Verzeihe, lieber Oheim, ich wollte Dir nicht wehe tun — weiter kam ich nicht. Schweige still, rief er gebieterisch, und laß mich allein. Ich wankte hinaus.

Um Gottes willen, was ist geschehen, rief die Muhme bei meinem Anblicke. Aus ist es, es ist alles aus zwischen mir und dem Oheime, sagte ich tonlos.

Sie wollte mich zurückhalten, ich sollte ihr den Hergang erzählen. Aber ich konnte ihr jetzt nicht Rede stehen, ich stürzte fort in Verzweiflung.

Wie ich den weiten Weg zur Kaserne, in der Chausseestraße zurücklegte, ich weiß es nicht. Todtmüde und krank vor Erregung warf ich mich in den Kleidern auf das Bett, keines vernünftigen Gedankens fähig, nur bisweilen murmelnd: Schöne Feier der Schlußprüfung das. Ein bleierner Schlaf, der Tröster der Jugend, kam endlich über mich und machte meinen Kümmernissen ein Ende.

Alte Kollegen.

Als mein Bursche mir am anderen Morgen den Kaffe brachte, lag auch ein Brief von der Muhme auf dem Teller. Seufzend erbrach ich ihn, er konnte mir ja nichts Gutes bringen. Sein Inhalt lautete folgendermaßen:

Lieber Fritz

Wenn ich auch den Auftritt, welcher gestern zwischen dem Oheime und Dir stattgefunden hat, tief beklage und bedauere, daß Du Dich zu so bitteren Worten Deinem Wohltäter gegenüber hast hinreißen lassen, so bist Du doch im Irrtume, wenn Du glaubst, daß der Oheim Groll gegen Dich hege. Im Gegenteile, ich habe ihn in einer so weichen Stimmung kaum je gefunden. Zwar war er über Deine Vorwürfe anfangs sehr niedergeschlagen und meinte, das komme davon, wenn man sich fremde Kinder zur Erziehung aufbürde. Aber andererseits bedauerte er das Wort gewissenlos gebraucht zu haben und erklärte, im Grunde freue er sich, daß Du das nicht habest auf Dir sitzen lassen. Wenn er hart gegen Dich gewesen wäre, so sei es in guter Absicht geschehen um deinen augenscheinlichen Hang zum Leichtsinne zu bekämpfen.

Komme nur heute zu Tische und tue als sei nichts vorgefallen, sei lieb und freundlich, dann

wird alles wieder in's rechte Geleise kommen, ja wenn mich meine Ahnung nicht trügt, sogar in ein besseres, als früher. Du triffst übrigens noch einen Gast an, der Dir wert sein wird, aber ich verrate weiter nichts, um Dir die Ueberraschung nicht zu verderben.

Mit Gruß und Kuß

Deine Muhme.

Die gute Sele. So hatte sie in ihrer Herzensgüte den Zorn des Oheimes besänftigt und ihn sogar überzeugt, daß er mir Unrecht getan habe. So einfach, wie das nach dem Briefe schien, war es sicherlich nicht gewesen, dazu kannte ich den Oheim zu gut. Aber wie freute ich mich der günstigen Wendung, die ich nicht erhofft, und wie wollte ich der Muhme herzinnig danken.

Nun bereute ich auch den unangenehmen Auftritt nicht. Der Bann ist gebrochen, sagte ich mir. Der Oheim hat gesehen, daß ich kein Kind mehr bin und mich nicht wie einen Pudel behandeln lasse. Das kann für unseren ferneren Verkehr nur nützlich sein. Vergnügt zog ich meine Unterarzt-Uniform an, um die unvermeidlichen Meldungen zu machen. Der Regimentsarzt K. empfing mich, wie gewöhnlich, im Schlafrocke und Morgenschuhen, die lange Pfeife im Munde, um einen großen bechsteinschen Flügel, der mitten im Zimmer stand, seinen Morgenspaziergang machend. Er war ein kleines, hageres

Männchen, behend wie ein Wiesel, trotz seines Alters, wortkarg gegen Untergebene, aber nicht gerade unfreundlich. Im ärztlichen Lazaretdienste zeigte er sich gegen die neugebackenen Unterärzte, wenn sie nur einigermaßen Fähigkeit und guten Willen hatten, nachsichtig.

Eins aber konnte er nicht vertragen, wenn man mit den militärischen Vorgesetzten in Ungelegenheiten kam und dann seinen Beistand anrief gegen vermeintliches Unrecht, oder seine Fürbitte gegen eine drohende Strafe.

Das fehlte noch, rief er dann, indem er hastig um den Flügel herumwanderte und mächtige Rauchwolken aus der Pfeife blies, daß ich die Suppe ausesse, die Sie sich einbrocken. Sie haben immer unrecht, sind loddrig im Dienste, können sich an die militärische Pünktlichkeit noch nicht gewöhnen, damit basta.

Gratulire Ihnen, Herr Kollege, sagte K. bei meiner Meldung. Bis dahin hatte er mich immer Herr Doktor angeredet, jetzt war ich erst in die Gemeinschaft aufgenommen. Er blieb am Flügel stehen, tat einen mächtigen Zug aus der Pfeife und fuhr fort: somit wird ja ihrer Ernennung zum Assistenzarzte nichts mehr im Wege stehen. Aber einige Monate wird's wohl noch dauern. Denn nach der neuen Organisation, werden von jetzt ab auch die Ärzte zur Wahl gestellt und erhalten ein Patent ihrer Charge von Sr. Majestät. Da die Sache zum ersten Male vor sich geht, muß man

auf Verzögerungen gefaßt sein. Na ich danke Ihnen Herr Kollege, sagte er, leicht mit dem Kopfe nickend, und machte Miene zu verschwinden. Ich aber hatte noch etwas auf den Herzen und stand felsenfest.

Nun, fragte er verwundert, haben Sie noch etwas, dann heraus damit. Ja, Herr Oberstabsarzt, mir liegt daran in Berlin zu verbleiben, denn ich könnte durch unseren Hausarzt bald zu einer guten Praxis kommen. Da wollte ich Sie bitten, ein gutes Wort für mich einzulegen, zumal eine Assistenzarztstelle beim Bataillone frei ist. Er qualmte fürchterlich, rannte mehrmals um den Flügel herum und dann kam es stoßweise heraus: Unsinn; gar nicht daran zu denken; haben hier Überfluß an Freiwilligen und Unterärzten; in der Provinz aber mangelt es überall daran; ging früher wohl, jetzt nach der Reorganisation ganz unmöglich; ich kann nichts tun; guten Morgen.

Fort war er, und ich trollte mißmutig von dannen. Schließlich tröstete ich mich mit den Gedanken, daß es so schlimm nicht sein werde, wie er es darstelle, und daß nur seine bekannte Abneigung irgend einen Wunsch Untergebener zu unterstützen, ihn so unwirsch gemacht habe.

Da die Mittagszeit nahe war, wanderte ich zum Hause des Oheimes und fand hier zu meiner großen Freude, als Gast, unseren Hausarzt vor. Ich hatte ihn seit mehreren Jahren nicht gesehen. Denn, wenn er uns besuchte, befand ich mich in den Kliniken oder

in den Hörsälen. Er war alt geworden. Die westfälische Eiche, wie er sich scherzweise gern nannte, zeigte denn doch, daß die Mühen und Sorgen eines arbeitreichen Lebens ihr arg mitgespielt hatten. Zwar die hohe, stattliche Figur war unverändert, aber die Haltung nicht mehr so fest, der Gang unsicherer. Viel mochte auch der bürgerliche Anzug verschulden, denn ich hatte G. früher stets in Uniform gesehen. Diese stand ihm vorzüglich. Das Haupt war jetzt von langen üppigen Haren umwallt, im Gegensatze zu dem früheren, kurzen militärischen Schnitte, der Bart viel länger geworden. Beides prangte in schneigem Weiß, trotzdem G. erst im Anfange der Fünfzig stand. Ein ehrwürdiges Antlitz, das durch die freundlichen fast schalkhaft lächelnden Augen wunderbar belebt wurde.

Ei, da ist er ja, der neugebackene Kollege, rief er mir lachend entgegen und beglückwünschte mich herzlich.

Das Mittagsmahl verlief sehr heiter. Denn G. war nicht nur ein vortrefflicher Arzt, sondern auch ein Freund der Geselligkeit und der Tafel. Der Oheim tat alles um mir zu beweisen, daß die Szene vom vorigen Tage vergeben und vergessen sei. Die Muhme sprach wenig, aber auf ihrem Gesichte lag jene heitere Zufriedenheit, die so wohltuend für den Gast ist. Ruft sie ihm doch zu: ich bin froh gestimmt, weil ich sehe, daß meine Gäste sich behaglich fühlen.

Das Gespräch drehte sich hauptsächlich um meine Zukunft.

Deine Aussichten Fritz, sagte G., sind sehr günstig. Der militärärztliche Stand hat durch die Reorganisation vom Jahre 1867 außerordentlich gewonnen. Besonders wichtig ist die Schaffung eines Offizier-Sanitätskorps, welches alle Rechte und Pflichten der Offiziere besitzt und ihm vollkommen ebenbürtig ist. Dadurch erst erhält der ärztliche Stand im Here das Ansehen, dessen er bedarf. Zu meiner Zeit rückten viele Militärärzte vom Lazaretgehülfen zu ihren Chargen auf. Diese Elemente wußten ihre Würde nicht immer genügend zu wahren und standen bei den Truppenteilen meist in geringem Ansehen. Zu den höheren Stellen freilich gelangten sie nicht. Aber die Sonderung der Militärärzte in zwei Klassen schädigte den Stand.

Solch ein armer Feldscher, der im Schweiße seines Angesichts hinter der Kompagnie einhertrabte, wurde nicht selten die Zielscheibe des Spottes für Offiziere und Soldaten. Die höheren Ärzte, besonders die Regimentsärzte waren freilich ihres Wissens und ihrer Tüchtigkeit wegen wohl geachtet, aber gesellschaftlich standen auch sie hinter den Offizieren zurück. Das wird nun alles anders werden. Auch die Beförderung muß durch die erhebliche Vergrößerung des Heres, in Folge der annektirten Provinzen und der zahlreichen neuen Regimenter, wesentlich schneller gehen. Früher dauerte es 12—15 Jahre

ehe man Stabsarzt wurde, jetzt dürfte kaum die halbe Zeit dazu erforderlich sein.

Wenn die Sachen so stehen, sagte der Oheim zu mir, dann ist es eigentlich ganz überflüssig, daß Du so großes Gewicht darauf legst, Privatpraxis zu treiben. Denn ich kann die Befürchtung nicht unterdrücken, daß militärischer Dienst und Privatpraxis auf die Dauer unvereinbar sein werden. Ersterer bietet Dir eine angesehene Stellung und was auch nicht zu verachten ist, im Alter eine Versorgung. Außerhalb des Dienstes aber bist Du ein freier Mann, kannst tun und lassen, was Dir gefällt. Wie opfervoll, anstrengend und oft auch undankbar ist dagegen die Tätigkeit des praktischen Arztes.

Ja, sagte G., darin hat der Oheim nicht unrecht. Du machst Dir, glaube ich zu ideale Begriffe vom Heilen und Helfen und berücksichtigst die Schattenseiten zu wenig. Tag und Nacht auf den Posten zu sein, oft Undank zu ernten, wo man Anerkennung erhofft; trotz angestrengter Tätigkeit keine Bürgschaft für ein sorgenfreies Alter; Hülflosigkeit bei eintretender Krankheit, das sind schwere Übelstände.

Aber ich kann ja, warf ich ein, das Eine tun, ohne das Andere zu lassen. Warum sollte es mir denn nicht glücken, ebenso gut wie es Ihnen geglückt ist, zumal wenn Sie mir ihre Hülfe leihen.

Daran soll's nicht fehlen, erwiderte G.

Nur hat mich, fuhr ich fort, die Bemerkung meines Oberstabsarztes stutzig gemacht, daß keine Aussicht, als Assistenzarzt in Berlin zu verbleiben, für mich vorhanden sei.

Ja, sagte G., richtig ist es, daß die Verhältnisse jetzt ganz anders liegen, als zu meiner Zeit. Die Reorganisation hat auch darin von Grund aus alles geändert. Jetzt herrscht Überfluß an jungen Militärärzten in Berlin, dagegen Mangel in den Provinzen. Es gibt Regimenter die kaum einen Assistenzarzt haben, während hier jedes Bataillon mehrere freiwillige oder Unter-Ärzte besitzt. Daher ist mit der Ernennung zum Assistenzarzte die Versetzung nach außerhalb, so gut, wie gewiß. Ausnahmen gibt es aber immer. Ich werde mal meine alten Beziehungen auffrischen und da wird sich's schon machen lassen.

Ich wußte, daß G., wenn auch nicht mehr im Dienste, doch noch viele gute Bekanntschaften unter hohen Militärs besaß und selten versprach, was er nicht halten konnte. So galten mir seine Worte fast wie eine Bürgschaft für mein Verbleiben in Berlin.

Die jungen Kollegen.

Die Gründung des norddeutschen Bundes hatte Berlin mit einem Schlage zum natürlichen Mittelpunkte eines großen Volkes gemacht. Sein Wachstum nahm ganz ungeahnte Verhältnisse an, besonders im Westen, jenseits der potsdamer Brücke.

Wo noch vor kurzem kleine Häuschen mit behaglichen Vorgärten, mäßiges Leben und Treiben, den Eindruck einer behäbigen Vorstadt hervorgerufen hatten, da wuchsen jetzt ganze Reihen vornehmer, hochragender Häuser empor und bevölkerten sich schnell.

Der Zug nach dem Westen war kein leeres Wort. Alles, was durch Bildung, Stand, Reichtum hervorstach, suchte hier sein Heim aufzuschlagen. Die Potsdamerstraße mit ihren Nebenstraßen war der Kern einer neuen, gewaltig anwachsenden Stadt geworden

Was Wunder daher, wenn die neugebackenen Jünger des Aeskulap, in dieses verheißungsvolle Land mit Vorliebe den Schauplatz ihrer Tätigkeit verlegten.

In erschreckender Weise mehrten sich die Schilder, funkelnagelneu, eins immer größer als das andere, mit der vielsagenden Aufschrift Dr. X., prakt. Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer. Daneben prangte weithin sichtbar, die stattliche Nachtklingel. Die glücklichen Besitzer dieser unumgänglichen Abzeichen

eines angehenden praktischen Arztes, hatten sich fast alle erst kürzlich niedergelassen, und waren fast alle berliner Kinder. Sie kannten daher die Verhältnisse genau. Aber sie kannten sich auch fast alle persönlich, hatten häufig dasselbe Gymnasium, dieselbe Hochschule besucht. Ein Gefühl warmer Kollegialität beselte sie, trotz des beruflichen Wettkampfes, der unter ihnen teils begonnen hatte, teils beginnen sollte. So war es denn sehr erklärlich, daß sie das Bedürfniß fühlten, allwöchentlich zusammen zu kommen, um beim Glase Bier die in der Praxis gemachten bösen und guten Erfahrungen auszutauschen. Diese Zusammenkünfte fanden in dem Wirtshause Karlsbad, an der potsdamer Brücke statt. Das war eine gemütliche, ein wenig von der Straße abgelegene Gartenwirtschaft. Sie hatte inmitten der immer bedrohlicher von allen Seiten zusammenrückenden Häuserkolosse, äußerlich und innerlich ihr altes Gepräge bewahrt.

Wo sind sie geblieben, diese prächtigen Wirtschaften mit den schattigen Bäumen, den dichten Gebüschen und den lauschigen Plätzen, in denen die ehrsamen Berliner sich nach des Tages Last erholten. Da saßen sie, Männlein und Weiblein, Jung und Alt beim edlen Tranke der Levante, während Mutter den mitgebrachten Kuchen sorgsam verteilte. Oder sie labten sich an einer kühlen Blonden, einer potsdamer Stange, einem Glase Patzenhofer. Denn vom Ausschenken sogenannter

echter Biere war damals keine Rede. Höchstens erhielt man auf Verlangen dunkles Nürnberger in Flaschen, gewöhnlich von zweifelhafter Güte. Nur die Namen erinnern noch an diese schönen Erholungsstätten Berlins: Moritzhof, Blumeshof, Albrechtshof, Hofjäger und andere. Wer sie aber gekannt hat, prangend im frischen Grüne, besucht von fröhlichen und doch so genügsamen Menschen, der kann ein Gefühl der Wehmut über den eingetretenen Wandel kaum unterdrücken. Mächtige Mietshäuser stehen statt der hundertjährigen Bäume da, und staubige Straßen durchziehen die einst grünenden Flächen.

Ich kannte fast alle Teilnehmer an den Zusammenkünften im Karlsbade und war schon oft zu den Abenden eingeladen worden. Aber die Statsprüfungen hatten mich bisher gehindert, der Einladung zu folgen. Jetzt lag die Sache anders, und da ich die Absicht hegte meinen zukünftigen Wirkungskreis ebenfalls im Westen aufzuschlagen, so säumte ich nicht den Kollegenkreis aufzusuchen und mich als allerneuesten Wettbewerber einzuführen.

Ach du lieber Gott, rief der dicke M., das fehlt uns noch. Ich rate Ihnen dringend ab. Hier ist gar nichts mehr zu holen. Erst jüngst ist Kollege H. vom magdeburger Platze fortgezogen, weil er im Laufe eines ganzen Jahres, sage und schreibe, 7 Taler eingenommen hatte. Der wollte auch nicht hören. Aber nach solcher Erfahrung

entschied er sich schnell und zog nach den Frankfurter Linden. Da geht es ihm ganz gut. Ja in den Vorstädten, wo viele Arbeiter wohnen, ist noch etwas zu machen, aber hier im Westen, steht's, daß Gott erbarm.

Warum bleiben Sie denn hier, fragte ich lachend.

Ich, sagte er, habe mit Mühe und Not allmälig festen Fuß gefaßt und kann's im Übrigen aushalten.

Na ich auch, lieber M., denn ich bin, wie Sie wissen Militärarzt und werde Assistent von G., unserm alten Hausarzte.

Militärarzt ist er und will Privatpraxis treiben, rief der lange A. halb scherzend, halb im Ernste. Das sollte verboten werden.

Kinder, fiel mein guter Freund und Schulkamerad S. ein, laßt den Z. in Ruhe. Was der sich vorgenommen hat, führt er auch durch, da nützt euer Widerraten nichts.

Das stimmt, sagte ich, an mir ist Hopfen und Malz verloren. Sprecht lieber von anderen Dingen z. B. von den reichen Erfahrungen eurer jüngsten Tätigkeit.

Das geschah denn auch, und die Unterhaltung kam in lebhaften Gang.

Warum haben Sie eigentlich Lichterfelde verlassen, fragte man im Laufe des Gespräches den Ältesten unter uns, Doktor Str., der fast 2 Jahre dort praktizirt und dann plötzlich seinen Wohnsitz wieder nach dem Westen Berlins verlegt hatte.

Ja, erwiderte Str., das ist eine sonderbare Geschichte. Ich hatte anfangs ganz tüchtig zu tun und war auf dem besten Wege mich einzubürgern. Da werde ich eines Tages zu einer der angesehensten Familien gerufen. Man eröffnet mir, daß der alte, kränkliche Hausarzt auf längere Zeit verreist sei ohne einen Stellvertreter zu geben. Ich möge die Behandlung in der Familie übernehmen. Dabei läßt man durchblicken, daß der Kollege sich bald zur Ruhe setzen werde, und daß ich dann seine Stelle erhalten solle. Wer war glücklicher als ich. Hatte ich diese Familie, so würden eine ganze Reihe anderer folgen, das stand außer Frage.

Die jüngste Tochter von etwa 15 Jahren war am Typhus erkrankt. Ihr könnt glauben, daß ich es an nichts fehlen ließ, Tag und Nacht war ich am Platze. Leider zeigte sich der Fall sehr schwer und hartnäckig. Die Sache zog sich in die Länge, eines Tages kehrte der Hausarzt zurück, und es fand eine Beratung zwischen uns statt. Ich bin mit ihrer Behandlung durchaus einverstanden, erklärte er. Aber da die Kranke sehr heruntergekommen ist, so glaube ich, tuen wir besser, die Eisumschläge auf den Leib, durch Breiumschläge zu ersetzen. Ziemlich hoffnungslos liegt der Fall so wie so. Dagegen hatte ich nichts einzuwenden.

Ich will nicht langweilig werden, der Zustand besserte sich, und die Kranke genas, wie der Hausarzt sagte, weil das Mädchen eine Bärennatur

hatte. Anders aber wurde die Sache von den Leuten in Lichterfelde aufgefaßt. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht, der junge Doktor hatte Eis verordnet, es ging schlechter und schlechter. Da kam der alte Hausarzt, ließ heiße Breiumschläge machen und von Stund' an besserte sich der Zustand. Unfehlbar wäre das Mädchen ohne den Alten verloren gewesen. Ich bemerkte bald mit Schrecken, wie sehr meine Tätigkeit nachließ und konnte keinen Grund dafür finden.

Endlich erfuhr ich ihn und war außer mir. Ich eilte zum alten Kollegen und klagte ihm mein Leid. Er tat alles, was in seinen Kräften stand um die irrtümliche Auffassung zu beseitigen. Es war vergebens. Ja, ja, sagten die Leute, das kennt man schon, eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus. Kurz und gut es blieb mir nichts übrig, als mein Bündel zu schnüren.

Na, rief der melancholische v. A., es war wenigstens nicht zu ihrem Schaden. Hier sind Sie schnell heimisch geworden. Unsereiner dagegen kommt trotz aller Bemühung auf keinen grünen Zweig. Da sitzt man in der Sprechstunde und harrt der Kranken. Langsam schleichen die Minuten dahin. Endlich wird an der Klingel gerissen. Gott sei Dank doch einer. Aber wer ist es? Der Steuereinnehmer, oder ein Sammler für mildtätige Zwecke, oder ein Heilgehülfe der empfohlen sein will. Alles, nur keine Kranken. Fünf Sonntage hintereinander

habe ich zu Hause gehockt. Denn Sonntags heißt es, sind die alten Ärzte selten zu haben, da ist für die jungen, freie Bahn, wenn etwas passirt. Keine Katze ließ sich sehen. Da gehe ich am sechsten mit einem Freunde spazieren. Natürlich hat man drei Mal nach mir verlangt. Ist das nicht um aus der Haut zu fahren?

Andere tanzen auch nicht auf Rosen, meinte der schöne Th. Mit Not und Mühe habe ich nach längerer Behandlung in zwei Familien die ziemlich bestimmte Zusage, daß man im nächsten Jahre in ein festes Verhältniß zu mir treten wolle. In Anbetracht dieser Aussicht mache ich natürlich eine möglichst kleine Rechnung. Was geschieht? In dem einen Falle bedauert der Mann leider sein Versprechen nicht erfüllen zu können, weil seine Frau erklärt habe, einen unverheirateten Hausarzt wolle sie nicht. Im anderen heißt es, die Frau wünsche bei den vielen Kindern doch lieber den Rat eines älteren, erfahrenern Arztes zur Seite zu haben, ich sei noch gar zu jung. Unter allen möglichen schönen Redensarten für die vorzügliche, bisherige Behandlung, bin ich also an die Luft gesetzt und muß mit der kläglichen Bezahlung, die ich mir selbst auferlegt habe, fürlieb nehmen. Ist das nicht schändlich, ruft Th. ärgerlich und schlägt mit der Faust auf den Tisch. Da tut sich die Tür auf, der Kellner kommt und fragt nach dem Herrn Dr. Ab. Draußen sei ein Dienstmädchen, welches

ihn dringend zu sprechen wünsche. Ab. verschwindet, um gleich darauf mit triumfirender Miene zurückzukehren.

Eine Entbindung, Kinder, ich muß fort, sagte er und greift nach Hut und Mantel.

Ha, ha, ha, das kennen wir, bestellte Arbeit, ruft es von mehreren Seiten. Solche Finten haben wir nicht nötig, sagt Ab. verächtlich und schreitet würdevoll hinaus.

Der kann lachen, meinte mürrisch R., das Glück rennt ihm förmlich nach.

Es wird so schlimm nicht sein, wie er's macht, riefen mehrere Stimmen.

Doch, doch, er hat viel zu tun, erwiderte R., ich weiß es bestimmt. Ist aber auch kein Kunststück, wenn man es so trifft. Kaum hat er die Statsprüfungen hinter sich, da fällt ihm die monatelange Vertretung des riesig beschäftigten alten N. zu. Der ist nämlich gezwungen eine Kur durchzumachen. Kränkelnd kehrt er zurück und stirbt bald darauf. Ab. erbt fast die ganze Praxis.

Na, warf der gutmütige S. dazwischen, dann muß er aber auch etwas Tüchtiges geleistet haben.

So meinen Sie, erwiderte R. spitz, daran erkennt man den Neuling. Als wenn in solchem Falle die tüchtigen Leistungen den Ausschlag gäben. Das glaubt Ab. wohl selbst nicht, daß er befähigter ist als einer von uns, dafür ist er zu vernünftig. Andere Dinge sprechen da mit. Er ist

ein hübscher, stattlicher Kerl, gefällt den Weibern und versteht es den nötigen Schaum zu schlagen. Auch ist er so klug gewesen, unmittelbar nach seiner Niederlassung zu heiraten.

Die Hauptsache, um schnell vorwärts zu kommen, ist augenscheinlich, meinte T., daß man Assistent eines älteren Kollegen wird, oder in einem Krankenhause Beschäftigung sucht. Letzteres scheint mir sehr zweckmäßig. Da wird man in Notfällen öfters geholt und in der Gegend bekannt.

Da irren Sie sich gründlich, ruft v. A. Ich bin jetzt über ein halbes Jahr im Elisabeth-Krankenhause, aber mich hat noch kein Mensch geholt.

Kinder, sagte mit feierlicher Miene der dicke M., der bis dahin kein Wort gesprochen hatte, nu hört aber auf. Er war soeben mit einem Beefsteak, nebst anderen Kleinigkeiten fertig geworden, legte Messer und Gabel bei Seite und faltete die Hände über dem mehr als wohlgenährten Bauche. Behaglich blickte er mit seinen großen, gutmütigen Augen, die aus einem wahren Bachusgesichte herausschauten, im Kreise umher. Ihr ächzt und stöhnt wie die alten Weiber. Geduld müßt Ihr haben, Geduld und nochmals Geduld. Wer zum Kuckuck hieß Euch Alle hier nach dem Westen zu gehen. In einem kleinen Neste in Pommern oder Preußen, wäret Ihr schneller vorwärts gekommen. Hier geht es langsam, manchmal auch gar nicht. Wer es nicht einige Jährchen mit ansehen kann,

soll anderswo als im Westen Berlins sein Zelt aufschlagen, damit Punktum.

Hört doch den Dicken, rief man lachend von allen Seiten. Der möchte gern die lästigen Mitbewerber los sein, damit er sich mit größerer Bequemlichkeit mästen kann.

Daraus wird nichts, platzte T. heraus, einer der Jüngsten. Wir bleiben, schon um Ihnen das Leben ein Bischen sauer zu machen. Denn sónst werden Sie gar zu dick und gehen schließlich an Fettleber zu Grunde.

Alle lachten und M. zumeist. Denn er besaß Humor und hatte sich längst daran gewöhnt, daß seine außerordentliche Beleibtheit und seine vorzügliche Eßlust den Andern zum Zielpunkte des Witzes dienten. Dafür rächte er sich gelegentlich durch spitze Bemerkungen, die gewöhnlich den Nagel auf den Kopf trafen und die Lacher auf seine Seite brachten. Er war als Arzt beliebt und hatte eine umfangreiche Tätigkeit, aus deren Vorkommnissen er gern etwas zum Besten gab, besonders, wenn er sich durch Speise und Trank in die gehörige Stimmung versetzt hatte. So begann er auch jetzt: Kinder neulich ist mir eine schnurrige Geschichte passirt. Still, still, hieß es, dem Dicken ist etwas passirt.

Ich werde zu einer sehr achtbaren Familie gerufen, die erst kürzlich nach Berlin gekommen war. Ein Kind von 5 Jahren ist krank, und ich stelle eine bedenkliche Form von Dyphtheritis fest. Trotz

entsprechender Behandlung tritt nach einigen Tagen erhebliche Verschlimmerung ein, und ich sehe mich genötigt, dem Vater über die Schwere des Falles Mitteilung zu machen. Zwar sei ja noch nicht alle Hoffnung auf Erhaltung des Lebens verloren, aber doch drohe das Äußerste. Wahrscheinlich werde als letztes Hülfsmittel, der Kehlkopfschnitt nötig werden.

Nur das nicht, erwiderte der Vater. Wir haben es schon einmal durchgemacht und damit nur die Qualen des Kindes verlängert. Sie werden es mir nicht übel nehmen Herr Doktor, das Leben meines einzigen Kindes steht auf dem Spiele, und ich habe von Freunden so viel Ausgezeichnetes über homöopathische Kuren gehört, daß ich Sie bitte, mit dem Homöopathen D. zu beraten.

Danke, sagte ich, mit einem Homöopathen halte ich keine Beratung, jeder andere Arzt ist mir recht.

Nachmittags erhielt ich dann den sehr höflichen Absagebrief mit dem Hinzufügen, daß D. die Behandlung übernommen und Heilung versprochen habe.

Ich hätte ruhig die Beratung angenommen, meinte S., schon um zu hören was D. zu tun gedenke. Das weiß man ungefähr auch so, warf R. ein. Xte Potenz von Akonit, und eine tüchtige Dosis von Selbstvertrauen. Wird das Kind gesund, dann hat die Überlegenheit der Homöopathie sich wieder einmal glänzend erwiesen, stirbt es, dann ist die richtige Behandlung leider zu spät nachgesucht worden.

Ich halte es aber nicht für richtig, sagte S., so ohne weiteres das Feld zu räumen. Wer einem Gegner den Kampfplatz überläßt, hat in den Augen der Bürgerschaft verloren.

Was soll denn aber geschehen, erwiderte R. Wollen Sie sich vor den Eltern des todtkranken Kindes mit D. herumzanken. Daß Sie den Kürzeren ziehen, dessen können Sie sich versichert halten. An Grobheit, Schlauheit und Menschenkenntniß ist D. uns Allen über. Gehen Sie aber auf seine Behandlung ein, so wird das in der Bürgerschaft so ausgelegt, daß Sie der Überlegenheit homöopathischer Weisheit sich bescheidentlich gefügt hätten. Kollege M. hat vollständig richtig gehandelt. Man darf mit diesem ungeheuren Schwindel der neuen Zeit nicht paktiren. Das Ansehen des ärztlichen Standes, die Würde der Wissenschaft fordern gebieterisch, daß jeder anständige Arzt, jeden, der sich Homöopath nennt, als Kurpfuscher brandmarke und jegliche Berührung mit ihm meide.

Was soll das nützen, warf ich ein, viele der Herren haben die Statsprüfungen gemacht wie wir und erfreuen sich ausgesuchten Vertrauens in den gebildetsten und vornehmsten Kreisen. Mit Bann und Acht wird diese Richtung, man mag über sie denken wie man will, sicherlich nicht todtgemacht werden.

Das nicht, rief R. Aber man muß doch dafür kämpfen mit allen erlaubten Mitteln, daß Vernunft

und Wissenschaft in der Medizin die Oberhand behalten. Die Homöopathen treten beides mit Füßen. Sie operiren mit mystischen Formeln und nutzen die Schwächen der Menschheit aus. Da gibt es kein Paktiren, ich wiederhole es nochmals.

Halten Sie denn jeden Homöopathen für einen Betrüger und Pfuscher, fragte ich?

Die Klugen sicherlich, antwortete R. Aber ich will zugeben, daß es auch viele ehrliche Fanatiker unter ihnen gibt. Die sind Schwachköpfe und schwören auf die geheimnißvollen Worte des Meisters. Und da einige Kollegen das Urteil zu summarisch fanden, fuhr R. eifrig fort: Hat einer von ihnen Hahnemanns und seiner Nachfolger Schriften studirt? Lesen Sie doch nur das Hauptwerk „Organon der rationellen Heilkunst," verfolgen Sie Hahnemanns Lebensgang und den seiner hervorragendsten Schüler, dann werden Sie mir Recht geben. Das ist eben das Unglück, daß sowohl Ärzte wie Bürgerschaft viel zu wenig über das wahre Wesen der Homöopathie unterrichtet sind.

Die heutigen Homöopathen, warf ich ein, stehen ja aber gar nicht mehr auf dem Standpunkte Hahnemanns, sie verurteilen viele seiner Sätze geradezu und erkennen die Notwendigkeit an, die medizinischen Wissenschaften gründlich zu studiren.

Ach ich weiß worauf Sie hinaus wollen, rief R., auf das neue homöopathische Bekenntniß des Dr. Wolff. Der hat dem Humbug einfach ein

wissenschaftliches Mäntelchen umgehängt, und den Altmeister zu seinen eigenen Gunsten vom Throne stoßen wollen.

Dem Hahnemann hat man in Leipzig sogar ein Denkmal gesetzt, sagte S.

Ja, rief R. ärgerlich, zur Schmach des sogenannten Jahrhunderts der Aufklärung. Die schlimmsten Verirrungen des menschlichen Geistes haben oft die fanatischsten Anhänger gefunden. Die Geschichte beweist es uns vielfältig. Nachtreter und Nachbeter des überaus schlauen H. woben ein wunderbares Gewebe von Faselei, Trug und Mystik, um ihren Meister zu ehren und die Bürgerschaft zu gewinnen. Dieser Meister wäre zur Zeit der Hexenprozesse, der Alraune und Amulette am Platze gewesen, für unser Jahrhundert bleibt die Ausbreitung seiner Lehre eine traurige Verirrung. Aber was an mir liegt, ich will dafür sorgen, daß über dies Treiben immer mehr Licht in weitere Kreise dringe, wenngleich es widerwärtig genug ist, durch den entsetzlichen Bücherwust der Homöopathie sich durchzuarbeiten.

Hat nicht, fragte der geschichtskundige S., schon Pararelsus den Satz ausgesprochen: similia similibus?

Ja wohl, erwiderte R. Es kann sogar keinem Zweifel unterliegen, daß Hahnemann dem Pararelsus viele Gedanken entlehnt hat. Der Unterschied zwischen Beiden ist aber der, daß Pararelsus für seine Zeit wirklich ein tüchtiger Arzt und Gelehrter

war, während Hahnemann sein Leben lang eine klägliche Rolle gespielt hat.

Man stritt darüber, wann und wo Pararelsus gelebt habe. Der meist gut beschlagene R. behauptete, daß er 1493 geboren sei und in Basel gelehrt habe.

S. zweifelte und es kam zu einer Wette, die sofort entschieden werden sollte. Da es schon sehr spät war, der bedächtige Wirt kein neues Faß anstechen wollte und wir noch keine Lust verspürten nach Hause zu gehen, so wurde St.'s Anerbieten nach seiner in der Nähe gelegenen Wohnung zu ziehen, einstimmig angenommen.

Aber zu trinken habe ich nicht viel, sagte Str. Da wußte T. Rat. Er hatte in seinem Heime, das wir passiren mußten, einen tüchtigen Vorrat. Am Liebsten wären wir gleich dort geblieben. Aber die örtlichen Verhältnisse gestatteten es nicht, und so zogen wir mit dem nötigen Getränke versehen, zu Str.'s Wohnung. Dort wurde die Wette zu R.'s Gunsten entschieden, und die Erörterung über die Homöopathie fortgesetzt.

Der Dicke klagte über großen Hunger und verlangte etwas Eßbares. Str. besaß nichts als einen Napfkuchen, den er zum Geburtstage von Hause erhalten hatte. Während die Anderen eifrig sprachen, verzehrte M. den Kuchen, mit größtem Behagen.

Unter allgemeiner Heiterkeit wurde festgestellt, daß M. auch nicht eine Rosine übrig gelassen hatte.

Der Kuchen, erklärte der Dicke mit großem Ernste, war mir ein Sinnbild der Homöopathie. So wie er verschwunden ist, möge auch die Homöopathie baldigst vom Erdboden verschwinden. Ich habe mich mit Vertilgung des Kuchens also um Euch Alle verdient gemacht. Lachend stimmte man ihm zu.

Wer weiß, wie lange wir noch beisammen geblieben wären, wenn nicht plötzlich die Nachtklingel ihren schrillen Klang hätte ertönen lassen. Da gibt es Arbeit hieß es, und so trollten die hoffnungsvollen Jünger des Aeskulap von dannen, Str. zu einem schwer kranken Kinde, wir Andern nach Hause.

Aller Anfang ist schwer.

Der Dienst beim Regimente nahm auch nach Erledigung der Statsprüfungen meine Kräfte sehr wenig in Anspruch. Des Morgens in aller Frühe Revierdienst*), hin und wieder als ärztlicher Beistand eine Felddienstübung mit machen, das war so ziemlich alles was verlangt wurde. Ich hatte also vollauf Zeit mich von den Anstrengungen des Examens auszuruhen, aber auch meine Pläne mit Bezug auf Privatpraxis ins Werk zu setzen.

*) Die Leute des Bataillons, welche sich krank melden, werden Morgens untersucht. Die ernstlich Erkrankten kommen ins Lazaret, die leichter Erkrankten bleiben in der Kaserne. Sie heißen Revierkranke.

Statlicherseits stand nach erteilter Approbation nichts mehr im Wege. Nur die Eidesleistung auf dem Polizeipräsidium mußte noch vorangehen. Ich hatte mir die Sache sehr feierlich gedacht. Zum Mindesten glaubte ich, werde der Polizeipräsident oder einer seiner vortragenden Räte, zugegen sein. Aber es ging sehr einfach her, und nur mein Feiertagskleid erinnerte an die Bedeutung der Stunde.

Ein kleines Männchen mit freundlichem Gesichte aber gewaltiger Baßstimme, Kanzleirat S. empfing mich und gab mir einen Bogen, auf dem die Worte des Eides gedruckt standen. Er las vor, ich mußte mit erhobenen Schwurfingern nachsprechen, dann unterzeichnen. Damit hatte ich in aller Form das Recht erworben in den preußischen Landen Praxis zu treiben.

Und nun ging ich ernstlich ans Werk. Ich mietete mir ein bescheiden ausgestattetes Zimmer im Westen. Gern hätte ich zwei genommen, aber das ließen die Mittel nicht zu. Das Bett wurde dem Auge etwaiger Besucher durch einen geliehenen Bettschirm entzogen. Beim Oheime konnte ich keine Unterkunft finden, da er demnächst seine Wohnung in der gentiner Straße aufzugeben und nach einem der Vororte Berlins zu ziehen gedachte. Er gab die unleidlichen Gerüche der Rinnsteine, den Straßenstaub, das immer schlechter werdende Trinkwasser als Hauptgründe seines Umzuges an.

Typhus, Cholera und andere ansteckende Krankheiten müssen ja hier einen prächtigen Nährboden finden, wenn man das außerordentliche Anwachsen der Bevölkerung bedenkt, pflegte er zu sagen. Wer kann, soll fortziehen aus dem Unglücksneste.

Darin hatte er nicht Unrecht. Es stand damals in gesundheitlicher Beziehung schlimm. Erst die Kanalisation machte diesen bedenklichen Zuständen ein Ende. Schöne Schmuckplätze, Parkanlagen und reichliches Sprengen haben auch die Luft verbessert und den Staub auf den Straßen einigermaßen beseitigt. Von alledem war damals keine Rede, auch im vornehmen Westen nicht. Mich aber hinderte das nicht, frohgemutet mein Zimmer zu beziehen und der Kranken zu harren, die da kommen sollten. Aber sie kamen nicht. In der Sprechstunde ließen sich höchstens Leute sehen, die Geld von mir haben wollten. Augenscheinlich hielten sie mich für einen wohlhabenden Mann, zogen aber enttäuscht von dannen, wenn sie meine einfache Stube in Augenschein genommen hatten. Eines Tages wurde ich wirklich in die Nachbarschaft gerufen. Es sei ein Kind plötzlich erkrankt, ich möge so schnell wie möglich kommen. Ich bin natürlich überglücklich, stecke Hörrohr und Hammer, die unentbehrlichen Untersuchungswerkzeuge des Arztes zu mir, und eile dem bewußten Hause zu. In der Haustüre steht ein Mädchen und richtet die Frage an mich, ob ich vielleicht der Herr Doktor

sei. Jawohl antwortete ich. Ach dann soll ich Ihnen bestellen, daß ihr Kommen nicht mehr nötig sei, der Hausarzt ist eben erschienen. Sie knixt sehr freundlich und verschwindet.

Wer weiß wie lange ich noch auf Tätigkeit gewartet hätte, wenn G. mir nicht, wie er versprochen, zur Hülfe gekommen wäre. Er forderte mich auf, seinen Sprechstunden beizuwohnen.

Da gab es immer 2—3 Stunden reichlich zu tun, aber auch zu lernen. Untersuchung des Körpers und Bestimmung der Krankheit, gelangen meist ganz leidlich. Aber dann haperte es bedenklich. In den Kliniken damaliger Zeit wurde auf die Behandlung gar zu wenig Gewicht gelegt. Alles Interesse konzentrirte sich auf eine feine Diagnose.*) War diese gestellt, dann galt der Fall als erledigt. Höchstens bei einigen ganz besonders schweren Krankheiten wurde diese oder jene Behandlungsweise erwähnt, aber mehr aus wissenschaftlichen Gründen, als des Kranken wegen. Grade bei den alltäglich vorkommenden kleineren Vorfällen, stand man oft ratlos da. Denn darüber uns zu unterrichten, war niemandem eingefallen. Ich versuchte ein fein stilisirtes Rezept zusammen zu stellen, wenn G. mich fragte was ich tun würde. Er aber verordnete manchmal lächelnd: einige Tassen heißen Chamillenthes, tüchtiges Schwitzen und einen Senfteig auf den Magen.

*) Erkennung der Krankheit.

Viel zu gelehrt, viel zu gelehrt faßt Du die Sache an, meinte er. Du mußt mehr Gewicht auf die Behandlung als bisher legen, die feinen diagnostischen Unterschiede sind in der Klinik recht nützlich, in der Praxis treten sie in den Hintergrund. Da ist die Hauptaufgabe, dem Kranken möglichst schnell und gründlich zu helfen. Das muß oberster Grundsatz sein. Auch die einfachen Hausmittel mußt Du Dir geläufig machen, mit den pompösen Rezepten kommst Du im alltäglichen Verkehre nicht weit.

Ja hier lernte ich tatsächlich erst Senfteige, Breiumschläge und manche andere einfache aber unentbehrliche Mittel des Arztes würdigen, die in den Kliniken kaum erwähnt oder mit geringschätzigem Lächeln abgetan worden waren. Ich machte in wenigen Wochen eine unschätzbare Schule für meine praktische Tätigkeit durch. Trotz seines Hinweises auf die einfachen Mittel, verschmähte G. aber keineswegs die feinere Rezeptur, wo sie am Platze war. Hierin zeigte er sich geradezu als Meister. Das wunderte mich nicht mehr, als ich erfuhr, daß er der Arzneimittellehre allein, ein ganzes Jahr seines Studinms gewidmet hatte. Auch zu seinen ärztlichen Besuchen zog er mich heran. Wenn ein Gipsverband anzulegen, eine Operation auszuführen war, half ich ihm und lernte allmälig einen Teil seiner Kranken kennen.

Eines Tages erhielt ich die Mitteilung, er müsse auf einige Tage verreisen, ich möge mich

inzwischen dreier Kranken annehmen. Die Erste, eine Frau in jungen Jahren, habe eine starke Zellgewebsentzündung am Arme. Die Zweite sei eine hysterische, magenleidende Dame, die wahrscheinlich ein Schlafmittel brauche. Die Dritte leide an einem Herzfehler mit periodisch auftretenden Erscheinungen. Was augenblicklich vorliege, wisse er nicht.

So unterrichtet, machte ich mich auf den Weg, ganz durchdrungen von der Wichtigkeit meines Amtes. Sollte ich doch zum ersten Male selbstständig handeln, das Vertrauen rechtfertigen, das ein alter, bewährter Berufsgenosse mir schenkte. Doch ging ich mit großer Zuversicht ans Werk, an ein Mißlingen dachte ich gar nicht.

Schneidermeister B. empfing mich sehr freundlich, als ich mich als Vertreter des Hausarztes vorstellte. Seine Frau, ziemlich elend aussehend, hatte am Unterarme eine ausgedehnte Entzündung, die durch Breiumschläge zur Reife gebracht war.

Das muß gleich geöffnet werden, sagte ich mit großer Entschiedenheit und holte mein Besteck hervor, dessen neue, blitzblanke Messer schon längst des Gebrauches harrten. Die Beiden machten lange Gesichter und sahen sich fragend an.

Aber davon hat gestern Doktor G. kein Wort geäußert, erwiderte endlich der Mann.

Weil es gestern noch nicht so weit war.

Können wir nicht vielleicht mit dem Öffnen noch bis zur Rückkehr G.'s warten, fragte die Frau.

Dieses augenscheinliche Mißtrauen in meine Befähigung schüchterte mich nicht etwa ein, sondern reizte mein ärztliches Selbstgefühl. Ich erklärte also rundweg: nein, und die Frau, welche von heftigen Schmerzen gepeinigt wurde, trat schließlich auf meine Seite, als ich ihr sofortige Erleichterung versprach.

Den Mann stellte ich als Assistenten an. Er behauptete auf meine Frage, ob er auch Blut sehen könne, das tue ihm gar nichts. Heimlich raunte er mir zu, seine Frau mache ihm Sorge, sie sei sehr reizbar und werde leicht ohnmächtig.

Fürchten Sie nichts versicherte ich, der Schnitt in das weiche Gewebe ist fast schmerzlos. Halten Sie nur den Napf ordentlich unter den Arm.

Die Frau sah in der Tat sehr blaß aus. Blicken Sie nicht auf den Arm, sondern schließen Sie die Augen, riet ich ihr und schwang mein Messer zum entscheidenden Schnitte.

Da erfolgte ein Aufseufzen, mein Schneiderlein taumelte und lag plötzlich bewußtlos am Boden. Die Waschschüssel entglitt seinen Händen und ging in Scherben. Unwillkürlich zuckte das Messer in meiner Hand, der Schnitt fiel tiefer aus, als beabsichtigt war, glücklicherweise ohne Schaden anzurichten. Der reichlich hervorquellende Eiter ergoß sich auf das Kleid der Frau. Da neigte auch sie den Kopf und ward ohnmächtig. Ich mußte sie

festhalten, sonst wäre sie vom Stuhle gefallen. Glücklicherweise stand auf dem Tische, dicht neben mir, ein Wasserkrug und ich konnte Stirn und Wangen der Bewußtlosen benetzen.

Inzwischen rappelte sich auch der brave Ehemann auf. Der Sturz hatte ihn ermuntert. Ich rief ihm zu mir kölnisches Wasser und Wein zu besorgen. Mit einiger Mühe brachte er, noch immer zitternd von der überstandenen Angst, beides an. Allmälig kamen die erschreckten Gemüter wieder ins Gleichgewicht, zumal als sie gewahr wurden, daß die Operation glücklich vorüber sei. Die Frau erklärte sogar mit Genugtuung, daß der bohrende Schmerz ganz aufgehört habe.

Ich verließ das Haus nicht sehr befriedigt. Denn auf den Gesichtern der Beiden las ich den stillen Vorwurf: unserm alten G. wäre das nicht passirt. Warum schickt er uns einen so jungen Mann.

Der zweite Besuch machte mich mit einer sehr nervösen Dame bekannt, die über Magenbeschwerden klagte. Ganz besonders bat sie um ein Schlafmittel. In keiner Nacht finde sie Ruhe, sie sei der Verzweiflung nahe.

Nun war dazumal gerade das von Liebreich entdeckte Chloralhydrat ein sehr geschätztes und viel angewendetes Beruhigungs- und Schlafmittel. Da sich das Herz gesund erwies, so zögerte ich keinen Augenblick es zu verschreiben. Ich gab 4 Gramm in der üblichen Lösung mit der Weisung, die Hälfte

beim Schlafengehen zu nehmen. Bleibe die Wirkung aus, oder mache sich gar eine gewisse Erregung geltend, so sei die zweite Hälfte zu trinken. Dann trollte ich von dannen, froh, daß wenigstens dieser Fall glatt abgelaufen war.

Bei der dritten Familie v. B. öffnete ein Dienstmädchen und hieß mich im Vorzimmer warten, sie werde das junge Fräulein gleich benachrichtigen. Das junge Fräulein erschien in Gestalt einer sehr würdigen Dame mit schneweißen Haaren und erklärte mir sehr liebenswürdig, ihre Muhme habe einen bösen Herzkrampf gehabt. Der sei aber jetzt vorüber und die größeste Ruhe von Nöten. Wir danken sehr für ihr Kommen, aber da Sie die Krankheit der Muhme nicht kennen, so würde eine Untersuchung wohl nötig sein, bevor Sie verordnen. Das aber fürchtet die Muhme bei ihrem jetzigen Zustande. Also nochmals besten Dank und wenn G. zurück ist, wird er gelegentlich wohl vorsprechen. Sie grüßte sehr höflich und verschwand.

So hatte ich also in zwei Fällen mit meiner Vertretung keine große Ehre eingelegt. Aber es blieb wenigstens der dritte. Hier konnte ein glänzender Erfolg nicht fehlen.

Mein Tagewerk war beendet, und ich wollte mich zur Ruhe begeben, als heftig geschellt wurde, und ein Mädchen mich zu jener hysterischen Dame rief, der ich Chloralhydrat verschrieben hatte. Es gehe sehr schlecht, weiter konnte oder wollte sie nichts

aussagen. Ich machte mich sofort auf den Weg und fand die Dame in heftigen Schrei- und Weinkrämpfen liegend zum Entsetzen ihrer Angehörigen und der Hausbewohner. Diese durch das Schreien alarmirt, hatten mehrfach angefragt, was denn vorgefallen sei.

Wir gaben, so berichtete man mir, die erste Hälfte. Als dann kein Schlaf, sondern eher eine starke Erregung eintrat, die zweite. Gleich darauf kam es unter heftigem Erbrechen zu dem gegenwärtigen Zustande. Ob auch das Mittel nicht giftig, ob die Gabe nicht zu stark sei? G. habe immer Pulver gegeben, die hätten gut gewirkt, ohne zu schaden.

Das waren für den jungen Vertreter recht unangenehme Einwände. Meine Bemerkung, daß eine eigentümliche Abneigung (Idiosynkrasie), vorliegen müsse, machte augenscheinlich wenig Eindruck. Erst eine Morphium-Einspritzung beseitigte die Krämpfe und gab Ruhe. Ich konnte mir auch hier einen Mißerfolg nicht verhehlen.

Niedergeschlagen ging ich nach Hause. Die Stellvertretung war recht mangelhaft ausgefallen. G. sprach nach einigen Tagen mit mir über die Sache. Im ersten Falle, meinte er, hättest Du besser getan, die Operation bis zu meiner Rückkehr zu verschieben. Es wurde dadurch nichts versäumt. Der Hysterischen hättest Du ein dowersches Pulver, oder Morphium geben sollen. Ich warne Dich davor, neue Mittel in der Privatpraxis anzuwenden,

falls Du mit den alten auskommen kannst. Nichts schadet dem jungen Arzte mehr, als wenn eine angekündigte Wirkung ausbleibt oder gar in ihr Gegenteil umschlägt. Neue Mittel müssen in Krankenhäusern erprobt werden. Dort ist ein großes Material vorhanden, wo man die geeigneten Fälle aussuchen, Vergleiche anstellen, übeln Zufällen sofort begegnen kann. Was die v. B. betrifft, so bist Du ihr zu jung vorgekommen. Sie hat aber versprochen Dich, falls wieder eine Vertretung notwendig werden sollte, ohne weiteres anzunehmen. Im Übrigen laß Dich durch diese Erfahrungen nicht entmutigen. Das sind Dinge die jeder durchmachen muß. Eins aber würde ich Dir raten. Schau Dich um unter den Töchtern des Landes. Wenn Du in der Praxis schnell vorwärts kommen willst, mußt Du heiraten, zumal bei deinem auffallend jugendlichen Aussehen.

Die erste Liebe.

Der alte Hausarzt hatte Recht, ich mußte daran denken, mir einen Hausstand zu gründen. Immer häufiger machte ich die Bemerkung, daß mein jugendliches Aussehen mich hinderte Familienarzt zu werden. Kam dazu noch heraus, daß ich nicht verheiratet sei, dann war jede Aussicht dahin. Also begann ich mich mit diesem Gedanken vertraut zu machen.

Wenn G. mir aber den Rat erteilt hatte, mich umzusehen unter den Töchtern des Landes, so war das nicht mehr nötig. Ich hatte schon gewählt, gut gewählt und glaubte meines Erfolges sicher zu sein.

Unsere erste Bekanntschaft stammte aus den Kinderjahren und war vor kurzem erneuert worden. Das trug sich folgendermaßen zu.

Ich mochte etwa 7 Jahre alt sein. Mit der Schulmappe auf dem Rücken und der Frühstückschrippe in der Hand, schritt ich munter der Schule zu, als ich sah, wie ein Junge, viel größer als ich, ein kleines Mädchen mißhandelte. Im Augenblicke war ich zur Stelle und befreite die heftig weinende Kleine von dem Unholde, der vor meinem Angriffe sofort die Flucht ergriff. Sie beruhigte sich schnell, und da es sich herausstellte, daß wir Beide denselben Weg hatten, sie zur Elisabeth-, ich zur Vorschule an der Koch- und Friedrichstraßen-Ecke, so schlossen wir schnell gute Kameradschaft. Täglich sahen wir uns und tauschten unsere Erlebnisse in Haus und Schule aus.

Gretchen wohnte in meiner unmittelbaren Nachbarschaft, und ihre Eltern besaßen einen schönen Garten, an den sich eine große Wiesenfläche unmittelbar anschloß. Sie genoß als einzige Tochter wohlhabender Eltern augenscheinlich viel Freiheit. Denn sie durfte sich draußen nach Herzenslust herumtummeln. Leider fand bei mir gerade das Gegenteil statt. Der Oheim hielt strenge Zucht und wenn

es nach ihm gegangen wäre, so hätte ich keinen Augenblick ohne Aufsicht außerhalb des Hauses zubringen dürfen. Die Muhme war indeß milder gesinnt, und so konnte ich zur Ferienzeit, wenn der Oheim im Amte war, Gretchens Einladungen Folge leisten.

Da wurde dann fleißig im Garten gearbeitet. Wir begossen die Blumen, rodeten Unkraut aus und flochten Kränze. Gretchen hatte ihre eigene Laube, ein eigenes Bet mit Erdberen, ein anderes mit Vergißmeinichtblümchen, die ich besonders liebte. In der Laube befand sich ein kleiner Tisch, entsprechende Stühle und allerlei Spielzeug. Rührende Sorgfalt wendete Gretchen ihren zahlreichen Puppen zu. Das An- und Auskleiden nahm kein Ende. Sie wurden gewaschen, gekämmt, belobt, gescholten, gestraft. Kurz und gut, was wir Kinder von den Großen ersahen und erlitten, das wurde bei den Puppen nachgeahmt. Alle unsere Spiele drehten sich darum. Einst fragte mich Gretchen was ich werden wolle. Doktor antwortete ich zuversichtlich.

Ach sagte sie, dann nimm doch mal meine kleine Laura in Behandlung, die ist seit gestern sehr krank.

Ja, meinte ich, wenn ich Doktor spielen soll, dann brauche ich eine Brille, einen hohen Hut und einen Stock mit goldenem Knopfe. Ohne diese Ausrüstung konnte ich mir damals einen Arzt nicht denken.

Das hole ich, rief Gretchen und klaschte vor Vergnügen in die Hände.

Richtig brachte sie das Gewünschte. Nur der Stock hatte statt eines goldenen Knopfes eine Krücke von Elfenbein.

Na, sagte ich, das ist zwar kein richtiger Stock für einen Doktor, aber es wird auch so gehen. Setze Dich nur neben Lauras Bett nieder und mache ein recht betrübtes Gesicht.

Ich begab mich vor die Laube und suchte die Brille zu befestigen die immer wieder herabglitt. Ärgerlich steckte ich sie zuletzt in die Tasche, nahm den Stock und bedeckte mich mit dem Hute. Mein Kopf verschwand gänzlich darin, so daß ich nichts sehen konnte. Schadet nichts, dachte ich, in der Laube nimmst Du ihn ja ab. Aber kaum hatte ich die Laube betreten, als Gretchen in ein schallendes Gelächter ausbrach und rief: Nein Fritz Du siehst zu närrisch aus, Du hast ja keinen Kopf.

Aber Gretchen rief ich ärgerlich, nachdem ich mit vieler Mühe den Hut abgenommen hatte, wie kannst Du so lachen, wenn dein Kind krank ist. Ich faßte mit der rechten Hand den Arm der Puppe, um den Puls zu untersuchen und sagte mit feierlicher Stimme: Laura hat starkes Fieber. Sie hat zuviel Zuckerwerk genossen. Ich werde ihr ein Brechmittel verschreiben. Aber ich glaube nicht, daß es noch helfen wird, denn sie verdreht schon die Augen. Bestelle nur gleich den Sarg.

Laura soll aber nicht sterben, rief Gretchen erregt und die Tränen stürzten ihr aus den Augen.

Gretchen rief ich erschreckt, wir spielen ja nur.

Du sollst sie aber gesund machen, sie soll nicht sterben.

Gut, sagte ich, weine nur nicht. Ziehe Laura aus und gib ihr Chamillenthe, daß sie tüchtig schwitzt. Dann wird morgen alles gut sein. Doktor aber spielte ich nicht wieder. Die Geschichte mit dem Hute hatte mich zu sehr verdrossen.

Oft brachte sie schöne Bilderbücher mit, die wir besahen und uns gegenseitig erklärten. Manchmal mußte ich ihr Geschichten erzählen. Sie durften aber nicht traurig sein. Denn sie war ein zartes, weichmütiges Kind und wenn jemandem ihrer Meinung nach Unrecht geschah, so mochte sie das nicht leiden. Der Tiere nahm sie sich besonders an. Auf der Wiese befand sich ein Teich, und da hatten wir uns am Rande ein niedliches Rasenplätzchen zurecht gemacht. Dort saßen wir gern. Ich pflückte Wiesenblumen, die reichlich wuchsen und sie band Kränze davon. Ich meinte aber, in dem Teiche müßten auch Fische sein und eines Tages brachte ich Angelgerätschaften mit, suchte Regenwürmer und angelte.

Sie ließ es zuerst ruhig geschehen. Als ich aber wirklich ein zappelndes Fischlein herauszog, los machte und ihr zeigte, da fing sie an zu weinen und schalt über meine Grausamkeit. Wie würde Dir zu Mute sein, wenn man Dir mit einem spitzen Haken den Mund zerrisse, fragte sie.

Aber Gretchen sagte ich, die Buben angeln doch alle. Der Fisch fühlt gewiß nichts, er schreit ja nicht.

Aber er zappelt und wehrt sich, soviel er kann, antwortete sie. Die anderen Buben sind wild und schlecht, denen darfst Du es nicht nachmachen. Ich mußte ihr heilig versprechen nicht wieder zu angeln. Ich tat es und habe mein Versprechen auch gehalten.

Ebenso bewirkte sie, daß ich davon abstand, mir eine Käfer- und Schmetterlingssammlung anzulegen. Wir fingen wohl Schmetterlinge und Käfer, aber nur um sie uns genau anzusehen und dann wieder fliegen zu lassen. Ich mußte ihr recht geben, daß das Fangen und Aufspießen der Tierchen, wie es von den meisten Knaben getrieben wurde, schändlich sei. Dabei brachten es die Wenigsten zu einer ordentlichen Sammlung. Dazu fehlte es an Ausdauer und Eifer. Sie machten es anderen nach, und gewöhnlich verging die Sammelwut ebenso schnell wie sie gekommen war.

In mir steckte freilich auch ein Sammeltrieb. Aber er warf sich unter Gretchens Einfluß auf Pflanzen, Siegel, und andere unschädliche Dinge. Tiere zu tödten und zu sammeln, sollte man Kindern niemals gestatten. Gar zu leicht wird dadurch Hang zur Rohheit und Rücksichtlosigkeit gefördert. Denn ohne Quälerei und Martern geht es selten ab.

So verging fast ein Jahr, wir lebten in der besten Eintracht und dachten gar nicht daran, daß es jemals anders werden könne.

Da überraschte mich Gretchen eines Tages mit der Nachricht, daß ihr Vater das Grundstück verkauft habe und nach Potsdam zu ziehen gedenke.

Ach der schöne Garten und die Wiese, meinte ich traurig.

Vater sagt, erwiderte sie, in Potsdam würden wir einen viel schöneren Garten als hier haben.

Aber Gretchen wir können uns doch nicht sehen und zusammen spielen.

Ei warum denn nicht, rief sie lebhaft, Potsdam ist ganz nahe, und Du mußt uns recht oft besuchen.

Ach daran ist nicht zu denken. Mein Oheim erlaubt das nicht.

Nun wurde sie nachdenklich und wir überlegten, was zu tun sei.

Gretchen, sagte ich, ich weiß Rat. Mir gefällt es zu Hause beim Oheime schon lange nicht mehr. Er ist so streng und hart gegen mich. Ich fliehe nach Amerika und Du kommst mit.

Aber Fritz, das kostet doch Geld, und wir haben nichts. Und was wird meine Mutter dazu sagen und deine Muhme, die Du so lieb hast.

Du hast Recht, Gretchen, es geht nicht. Aber besseres weiß ich nicht.

Der letzte Tag unseres Beisammenseins kam heran. Wir nahmen Abschied von der schönen Wiese, saßen zum letzten Male in der kleinen Laube, die Hände in einander gelegt, traurig und niedergeschlagen. Die Mutter rief, wir mußten uns trennen. Aber

Gretchen lief erst noch zu ihrem Bete, pflückte einen Vergißmeinnichtstrauß und gab ihn mir als Andenken.

Ich fühlte mich nach ihrem Fortgange kreuzunglücklich. Die Folge war, daß ich sowohl im Hause, wie in der Schule, manchen Tadel wegen Unaufmerksamkeit erhielt. Unzählige Male lief ich an dem bekannten Hause vorbei und meinte Gretchen, müsse wie sonst heraustreten. Aber es kam niemand, und mir traten die Tränen in die Augen. Eines Tages erschienen Arbeitsleute, zogen einen Bretterzaun um das Haus und begannen es niederzureißen. Der Teich wurde zugeschüttet. Auf der Wiese erhob sich bald ein mächtiges Fabrikgebäude, und das kleine Vorderhäuschen verwandelte sich in eine dreistöckige Mietkaserne. Seitdem vermied ich es, an der Stätte unserer kindlichen Spiele vorüberzugehen. Erst die alles heilende Zeit linderte meinen Kummer, aber nie verschwand Gretchens Bild aus meinem Herzen. Den Vergißmeinnichtstrauß bewahrte ich wie ein Heiligtum.

Jahre vergingen, ich war flotter Student der Medizin und besuchte eines Abends mit meinem Freunde M. das liebigsche Symfonie-Konzert. Bei aller Begeisterung für die Musik hatten wir doch auch ein offenes Auge für die anwesenden Schönheiten.

Sieh nur, sagte M. plötzlich, das reizende Mädchen, dort drüben am Tische. Ja sie war schön, und wie ich sie genauer betrachtete, kam sie mir auch bekannt vor. Jetzt lächelte sie, zwei Grübchen

wurden auf den Wangen sichtbar, und blitzartig fuhr mir der Gedanke durch den Kopf: das ist Gretchen, deine Jugendgespielin. Sie saß inmitten einer größeren Gesellschaft neben einer Dame, die ich kannte. Am Liebsten wäre ich hingeeilt, um mich sofort zu erkennen zu geben. Aber bei weiterem Hinsehen wurde ich von Zweifeln ergriffen. Vielleicht irrte ich mich. Wenn die Grübchen verschwanden, kam mir das Gesicht fremd vor. Nun hätte ich die befreundete Dame begrüßen und mir Gewißheit verschaffen können. Aber eine geheime Scheu hielt mich zurück. Ich fürchtete eine Wiedererkennungsszene in Gegenwart so vieler Fremden. Ich bezwang mich also und wartete bis zum nächsten Tage. Da besuchte ich meine Freundin B. und fragte im Laufe des Gespräches möglichst unbefangen nach dem schönen Mädchen vom Abende zuvor. Also hat sie es auch Ihnen angetan, sagte Frau B. lächelnd? Sie ist in der Tat schön, aber auch ebenso liebenswürdig. Die weiteren Mitteilungen überzeugten mich, daß ich mit meinen Vermutungen Recht hatte. Gretchen wohnte mit ihrer Mutter zu Potsdam in bescheidenen Verhältnissen. Der Vater war vor längerer Zeit gestorben und hatte das frühere, nicht unbeträchtliche Vermögen, durch verfehlte Unternehmungen fast gänzlich verloren.

Sie lebt mit ihrer Mutter sehr zurückgezogen und ist augenblicklich seit einigen Wochen hier bei Verwandten zu Besuch, sagte Frau B. Wünschen

Sie ihre Bekanntschaft zu machen, so lade ich Sie hiermit für morgen Abend zu einer Tasse Thee ein. Aber sehen Sie sich vor, fügte sie hinzu, daß sie Ihnen nicht gefährlich wird. Ich nahm die Einladung dankend an und verabschiedete mich. Von meiner früheren Bekanntschaft mit Gretchen verriet ich kein Wort.

Wiedergefunden.

Am nächsten Abende wanderte ich vor dem Hause der Frau B. auf und ab. Ich mußte Gretchen sprechen, ehe ich in der Gesellschaft mit ihr zusammentraf. Lange wartete ich vergebens und schon fürchtete ich, sie werde gar nicht kommen, da sah ich sie um die nächste Straßenecke biegen. Klopfenden Herzens ging ich auf sie zu und grüßte: Guten Abend mein Fräulein.

Halb bestürzt, halb verwundert schaute sie mich an und sagte: Mein Herr, ich kenne Sie nicht.

Ei Gretchen, kennst Du wirklich deinen Fritz nicht mehr? rief ich und ergriff ihre Hand. Sie wurde purpurrot und sagte verlegen: Sie sind's — Du bist's Fritz. Wie sehr hast Du Dich verändert. Nun mußte ich ihr erzählen, wie es mir ergangen, wo und wie ich sie wiedererkannt hätte. Gar zu gern hätten wir noch weiter geplaudert, aber wir durften Frau B. nicht länger warten lassen.

Gretchen sagte ich, zwischen uns bleibt es beim Alten, aber vor der Gesellschaft müssen wir uns wohl als Fremde behandeln.

Nein, erwiderte sie lebhaft. Ich liebe die Heimlichkeiten nicht, und Frau B. kennt Dich aus meinen Erzählungen schon hinlänglich. Den Andern stelle ich Dich als alten Jugendfreund vor.

Frau B. war nicht wenig erstaunt uns zusammen eintreten zu sehen. Als sie den Sachverhalt erfuhr, rief sie lächelnd: Ei sehe mir einer den Schelm an, ganz harmlos kommt er zu mir und fragt mich aus und tut als wärest Du ihm gänzlich fremd.

In den alten gebildeten Bürgerfamilien Berlins, findet sich Sinn für edle Geselligkeit und harmlose Fröhlichkeit, gepart mit bescheidenen Ansprüchen. Jene, neuerdings immer mehr um sich greifenden großen Gesellschaften von 60—80 Personen, wo man zusammen kommt mit Leuten, die einem meist gänzlich fremd sind um zu tafeln; wo Tische, Stühle und Gerätschaften entliehen sind; die Speisen von einem großen Kochkünstler bezogen werden; Lohndiener aufwarten; sind der Fluch eines geistvollen, herzlichen Verkehrs. Die Gastgeber atmen auf, wenn schließlich alles glatt gegangen und der Rummel vorüber ist. Einladende wie Eingeladene folgen nicht dem Herzensdrange, sondern einer bitteren Notwendigkeit, einer unumgänglichen Pflicht, der man sich, ohne Anstoß zu erregen, nicht entziehen kann.

Wie ganz anders jene kleinen behaglichen Kreise, wo Geistesverwandte sich zusammen finden, aus innerem Bedürfnisse. Einfach und bescheiden ist das Mahl. Aber die Frau des Hauses selbst hat seine Herrichtung überwacht und sie setzt einen Stolz darein, daß alles wohlgelungen sei. Wirst Du von einem Freunde des Hauses eingeführt, so liegt es sicher nur an Dir, wenn Du Dich nicht bald heimisch fühlst. Ich bin viel in der Fremde herumgekommen und habe Gastfreundschaft genossen. Sie mag anderwärts glänzender, reicher, prunkvoller sein, so herzig, so gemütvoll, wie bei uns, ist sie nirgends.

Dieselbe Frau, die in der Wirtschaft tätig ist, näht, ausbessert, anordnet, auch selbst gelegentlich wie eine Magd arbeitet, treibt fleißig Musik, schwärmt für Kunst und Literatur, erwärmt sich für alles Gute und sieht gern Abends gleichgestimmte Menschen um sich. Man würde bei flüchtiger Bekanntschaft, manche dieser Frauen für vergnügungssüchtig und oberflächlich halten, wenn man sich nicht bei engerem Verkehre vom Gegenteile überzeugte. Unermüdlich tätig im Haushalte, immer fröhlich und guter Dinge, sind sie liebevoll und opfermutig, wenn Krankheit und Sorgen in der Familie Einzug halten.

Ein solches Heim war das der Frau B. Ein einfaches Mahl vereinigte etwa 8 Personen, die sich entweder schon kannten oder in kurzer Zeit wie alte Bekannte verkehrten. Dies zu bewirken, selbst Leute, die sich anfangs nicht grade gern hatten,

einander näher zu führen und dem Ganzen dienstbar zu machen, war das Geheimniß der Frau B.

Ihr Gemahl, ein höherer Beamter, pflegte, wie man das ja in Preußen gewohnt ist, meist am Schreibtische in seine Akten vertieft, zu sitzen. Während des Mahles aber, war er heiter, gesprächig und widmete sich gern seinen Gästen. Nach dem Essen freilich, suchte er gern seine Studirstube auf um weiter zu arbeiten. Es bedurfte schon besonderer Ereignisse, um ihn im Gesellschaftszimmer festzuhalten. Solches geschah, wenn ein Familienfest gefeiert wurde, einige Amtsgenossen zugegen waren, oder eines seiner Lieblingslieder gesungen werden sollte.

Denn seine Frau hatte, neben anderen Gaben, auch die, eine gottbegnadete Liedersängerin zu sein. Man findet ja in deutschen Familien nicht so selten außerordentliche Vorliebe und Begabung für Musik. Nach des Tages Last und Mühen kommt die Freude an der Kunst zu ihrem Rechte. Mancher vielbeschäftigte Arzt, mancher Rechtsanwalt, mancher Soldat, holt dann die Geige oder das Cello hervor. Und sie sind oft Meister auf ihrem Instrumente. Wem die Gabe der Ausübung versagt blieb, der ist glücklich, wenn er wenigstens als Hörer sich an guter Musik erfreuen kann. Daran fehlte es in diesem Hause nicht.

Als das Mahl, gewürzt durch eine fröhliche Unterhaltung, vorüber war, setzten sich Frau B. und Gretchen an den Flügel und trugen Beethovens

A-dur Symfonie in tadelloser Weise vor. Es folgten einige Duette aus italienischen Opern, in denen mein Studiengenosse mit seiner prächtigen Tenorstimme glänzte. Er war ein sehr bequemer Herr und es ging ganz gegen seine ärztlichen Ansichten, nach Tische die Verdauung durch Anstrengungen geistiger und körperlicher Art zu stören. Aber wenn Frau B. bat, hörte jeder Widerstand auf, und er entfaltete dann beim Singen ein Feuer und eine Leidenschaft, die man dem sonst so behäbig Dreinschauenden niemals zugetraut hätte. Den Gipfelpunkt des Abends bildeten schumannsche und schubertsche Lieder, vorgetragen von der Herrin des Hauses. Mit solcher Innigkeit und Hingebung wie hier, habe ich sie niemals anderwärts singen hören.

So sehr es mich drängte, mit Gretchen zu sprechen, so wenig war das möglich. Ich mußte meine Wünsche vertagen und mich darauf beschränken, sie zu sehen und mich an ihrem Wesen und Benehmen zu erfreuen. Sie war eine Andere geworden, und doch auch wieder dieselbe geblieben. Vor 10 Jahren ein kleines dickes Ding, hatte sie jetzt eine hohe schlanke Gestalt. Die glänzend weiße Stirn, umrahmt von braunen Locken, die feine Nase, der kleine zierliche Mund, die Grübchen in den Wangen, vor allem die sanften blauen Augen zeigten keine Änderung. In ihren Bewegungen, in ihrem ganzen Tun und Lassen gab sie sich als das liebe, gute, herzige Geschöpf von ehedem.

Schnell vergingen die Stunden und um Mitternacht mußte an den Aufbruch gedacht werden. Endlich war ich mit ihr allein, denn ich durfte sie nach Hause geleiten. Gretchen sagte ich, jetzt mußt Du mir viel erzählen, denn ich will genau wissen, wie es Dir bisher ergangen ist.

Ach, erwiderte sie und ein Schatten der Trauer flog über ihr liebes Gesicht, ich kann nicht viel Gutes berichten. Wären wir doch in Berlin geblieben. Mit dem Augenblicke, da wir drüben einzogen, begann auch das Unglück uns heimzusuchen. Der Vater war lange krank und wir, die Mutter und ich, haben trübe Tage durchgemacht. Aber lassen wir das jetzt, sage mir lieber, wie es Dir geht und was Du treibst. Ich verschwieg ihr nichts. Daß ich Medizin studire und schon in nächster Zeit die Statsprüfungen abzulegen gedenke, daß ich hoffe auch als Militärarzt in Berlin bleiben und mir eine Privatpraxis gründen zu können.

Weißt Du noch, sagte sie lachend, wie wir Doktor spielten und Du mit dem hohen Hute auf dem Kopfe in die Laube kamst, so daß von Deinem Gesichte gar nichts zu sehen war?

Ich weiß, erwiderte ich, Du lachtest so sehr, das ärgerte mich und dafür wollte ich deine Laura sterben lassen.

Unter Auffrischung mancher schönen Erinnerung aus der seligen Kinderzeit, erreichten wir ihre Wohnung, und ich war nicht wenig erschreckt, beim

Abschiede zu hören, daß sie schon am andern Tage nach Potsdam zurückkehren müsse. Ihre Mutter habe geschrieben sie sei nicht wohl und da gebe es keine Wahl. Die Muhme, bei der sie wohne, hätte sie gern noch behalten, aber unter diesen Umständen gehe es doch nicht.

Aber Fritz, fügte sie hinzu, ich hoffe Du kommst bald hinüber zum Besuche. Jetzt als Student, bist Du doch dein freier Mann.

Gewiß Gretchen, verlaß Dich darauf, ich komme und grüße die Mutter.

Das Kommando.

Wenn ich auch die feste Absicht hegte, mein Versprechen zu halten, so kam ich doch nicht dazu. Die schwierigen Statsprüfungen hatten begonnen und nahmen meine Zeit derartig in Anspruch, daß für andere Dinge kein Raum blieb. Monate vergingen in aufregender, anstrengender Arbeit. Endlich war alles überstanden, ich unterstützte G. in seiner Praxis und seine Mahnung: Schau Dich um unter den Töchtern des Landes, bestärkte mich in meiner Absicht demnächst nach Potsdam zu gehen und eine Entscheidung herbeizuführen. Denn das war mir seit unserem letzten Beisammensein klar, Gretchen mußte mein Weib werden. An ihrer Zustimmung zweifelte ich nicht. Auch die Mutter

würde keine Einwände erheben. Ich hatte ja eine rosige Zukunft vor mir. Daß Gretchen kein Vermögen mehr besaß, erleichterte in meinen Augen die Sache.

Während ich solche Pläne erwog und inzwischen tüchtig meine Privatpraxis zu fördern suchte, sollte ich plötzlich sehr unsanft daran erinnert werden, daß ich zuvörderst Militärarzt sei, und daß mir der Dienst einen gewaltigen Strich durch die Rechnung machen könne.

Als ich eines Tages nach Hause kam, fand ich folgenden Brief vor:

Auf Befehl des Herrn Generalarztes des Gardekorps sind Sie zur Dienstleistung beim 1. Garde-Regiment kommandirt. Sie wollen sich daher sofort nach Potsdam begeben und dort beim Oberstabs- und Regimentsarzte Dr. G. melden.

Dr. L.

Stabs- und Bataillons-Arzt.

Da siehst Du, sagte der Oheim, wie wenig ein Militärarzt Herr seiner Pläne ist. Wenn ich Dir raten soll, hängst Du die ganze Privat-Praxis an den Nagel und widmest Dich mit Leib und Sele der militärischen Laufbahn.

Das paßte gar nicht zu meinen Absichten, und G., dem ich meine Kommandirung mitteilte, redete mir gut zu. Laß Dich dadurch nicht entmutigen, sagte er. Lange wird das Kommando kaum dauern. Wenn es irgend angeht, verschiebe ich meine

Erholungsreise bis zu deiner Rückkehr, damit Du mich vertreten kannst.

Das lautete hoffnungsvoller und wenn ich an Gretchen dachte, so kam mir meine Sendung nach Potsdam geradezu wie eine glückliche Fügung vor. So erstand ich denn einen vorschriftsmäßigen Offizierkoffer, packte meine 7 Sachen hinein und fuhr gen Potsdam, das ich noch nie besucht hatte.

Der alte Oberstabsarzt G. war mir kein Fremder. Auf der Hochzeit eines Kollegen hatte ich ihn als Freund der Geselligkeit und eines guten Glases Wein, kennen gelernt. Er empfing mich sehr freundlich. Gut daß Sie kommen, sagte er, ich hatte die Hoffnung schon fast aufgegeben, zum Manöver noch einen der Herren Unterärzte herüber zu bekommen. Ich weiß gar nicht, warum das so viel Schwierigkeiten macht, da in Berlin doch Überfluß an jüngeren Kräften vorhanden ist.

Wenn Sie mir, sagte ich, Herr Oberstabsarzt, eine Bemerkung gestatten, so glaube ich, die Hauptsache wird wohl im Kostenpunkte liegen.

Da mögen Sie Recht haben, erwiderte G. lachend. Gespart wird mächtig, besonders in ärztlichen Dingen. Was übrigens ihren Dienst betrifft, so werden Sie das 2. Bataillon beim Manöver begleiten. Viel zu tun ist dabei nicht, da Schwerkranke ja sofort den Lazareten zu überweisen sind. Immerhin können Sie sich gratuliren, ihr 1. Manöver bei Sr. Majestät 1. Garde-Regimente mitzumachen. Denn Sie haben

manche Annehmlichkeiten, die anderwärts fehlen. So steht Ihnen ein eigenes Zelt zur Verfügung. Für Verpflegung wird besonders gut gesorgt sein. Denn wie ich höre werden bedeutende Vorräte mitgenommen. Auch das große Regimentszelt geht mit, so daß Sie sogar im Felde ein Kasino haben. Sie brauchen sich übrigens keine Stube zu mieten. Sie können im Lazarete Wohnung nehmen, da ist Platz genug. Wenden Sie sich nur an den wachhabenden Assistenzarzt S., der wird sich freuen einen Mitbewohner zu erhalten. Sollte er zufällig nicht anwesend sein, an den Inspektor.

Da es schon spät war, verschob ich die weiteren Meldungen bis auf den nächsten Tag und suchte das in der Lindenstraße gelegene Lazaret auf. Assistenzarzt S. sei ausgegangen hieß es. Der Inspektor, ein alter, sehr gefälliger kleiner Herr, führte mich in ein salartiges Zimmer. In der einen Ecke stand ein leres Bettgestell, in einer anderen ein ausgerüstetes. Dies sei das ärztliche Zimmer sagte er. Das eine Bett benutze Dr. S. Das andere werde er sofort für mich herrichten lassen.

Das erregte mein Bedenken. Es schien mir nicht höflich einen fremden Kollegen gewissermaßen bei Nacht und Nebel zu überfallen. Ich fragte daher, ob nicht ein besonderes Zimmer für mich frei sei. Nein antwortete der Inspektor, die anderen sind Amtszimmer oder mit Kranken belegt. Hier haben aber schon öfter zwei Herren gewohnt.

Obgleich ich recht müde war, hegte ich doch die Absicht, aufzubleiben, bis der Kollege S. nach Hause gekommen wäre. Ich wollte mich ihm vorstellen und wegen der Störung um Entschuldigung bitten. Doch die Mitternacht kam heran, und der wachhabende Lazaretgehülfe sagte mir, es sei ganz unsicher wann Dr. S. nach Hause komme, vielleicht komme er auch gar nicht. Denn manchmal übernachte er im Elternhause. Da legte ich mich nieder und verfiel bald in einen festen Schlaf.

Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen haben mochte, als ich plötzlich durch ein Geräusch aufgeweckt wurde. Ein seltsamer Anblick bot sich mir dar. Auf dem Rande des anderen Bettes saß, halb entkleidet der Kollege S. und beugte sein stark rot aussehendes Haupt über eine Waschschüssel, die auf einem Stuhle vor ihm stand. Ein Licht brannte daneben und erhellte nur schwach den weiten Raum. S. hatte augenscheinlich starkes Nasenbluten, aber bald überzeugte ich mich, daß noch andere Qualen ihn peinigten, denn alsbald begann er in abgerissenen Sätzen mit wahrhaft kläglicher Stimme folgendes Selbstgespräch: Ach mein Kopf; zum Zerspringen; die par Flaschen Wein nicht der Rede wert; aber die Weißen mit den Strippen; solch ein Kater; der blaue Affe kann mir gestohlen werden.*) Pfui, Ernst, was bist Du für ein Kerl. Wenn Lieschen Dich in dem Zustande sähe. Ach mein Kopf. Die

*) Eine damals sehr beliebte Weißbierstube in Potsdam.

Nase hört auf zu bluten? Das fehlt noch, mich rührt der Schlag. Wart ich will dich lehren.

Mit kräftigen Schlägen bearbeitete S. seine Nase bis sie wieder blutete.

Ich hatte mich mäuschenstill verhalten, jetzt aber packte ein solch unwiderstehlicher Reiz meine Nase, daß ich wider Willen laut niesen mußte.

S. fuhr in die Höhe. Ist hier jemand? Er schaute nach meiner Ecke herüber.

Jetzt half es nichts, ich stellte mich von Bett zu Bette vor und entschuldigte meinen Einbruch in dies häusliche Stillleben so gut ich konnte.

G. hat Sie hergeschickt? Sieht ihm ähnlich; rücksichtslos; werde mich beschweren; ach der Kopf. Er hielt ihn mit beiden Händen fest. Augenscheinlich hatten Überraschung, Ärger und das Sprechen ihn besonders angegriffen. Er löschte das Licht aus und legte sich nieder. Aber noch längere Zeit hörte ich ihn fluchen und vor sich hin murmeln.

Allmälig ward es stille in der anderen Ecke, und ich schickte mich an nach der seltsamen, nächtlichen Szene weiter zu schlafen, als die Tür geöffnet wurde, und der wachhabende Lazaretgehülfe mit einem Lichte in der Hand, eintrat. Er ging an das Bett von S. und meldete: Herr Doktor, Feldwebel H. schickt her. Sie möchten so gut sein sofort zu ihm kommen, sein Junge sei plötzlich schwer erkrankt.

Schon wieder mal, wetterte S. Ist denn bei H. der Teufel los. Wenn ich zu befehlen hätte, dürfte

überhaupt kein Soldat heiraten. Was gibt es denn? Der Junge wird mal wieder zu viel gegessen haben. Keine Nacht hat man Ruhe.

Herr Doktor, fragte ich, darf ich vielleicht als Ihr Vertreter den Besuch machen?

Donnerwetter Kollege, das wäre nett von Ihnen, wirklich nett. Ich bin recht unwohl und es könnte doch etwas Ernstliches vorliegen. Ich glaub's freilich nicht.

Schnell kleidete ich mich an und legte, begleitet von einer Ordonnanz, den recht weiten Weg zu einer der potsdamer Vorstädte zurück. Es handelte sich bei dem Kinde um eine sogenannte falsche Bräune. Der Anfall war als ich ankam, auf seiner Höhe, ging aber durch Einflößen von heißem Chamillenthe und durch warme Stürzen, schnell vorüber. Als ich zum Lazarete zurückkehrte lag Kollege S. in friedlichem Schlummer.

Am anderen Morgen erkannte ich ihn gar nicht wieder. Nichts von Abspannung oder Unbehagen war ihm anzumerken. Ich mußte mich ernstlich fragen, ob dieser bildschöne, stattliche Mann in der schmucken Uniform, der jammernde, stöhnende Mensch von heute Nacht sei.

Er dankte mir herzlich für den Besuch, und ich hatte ihn durch diesen kleinen Dienst ganz für mich gewonnen. Sie haben mich in keinem vorteilhaften Zustande kennen gelernt, sagte er und niemand ärgert sich über solche Vorkommnisse mehr, als ich selbst.

Aber das liegt an der Garnison Potsdam. Es ist ein abscheuliches Nest. Man langweilt sich schier zu Tode und gewöhnt sich zuletzt das Kneipen und Skatspielen an. Übrigens, fuhr er fort, werde ich demnächst Stabsarzt und komme nach Köln. Dann heirate ich mein Lieschen, und das Luderleben hat ein für alle Mal ein Ende.

Wenn mir auch seine Erläuterungen durchaus nicht einleuchteten, so verbot mir doch die Höflichkeit, als junger Unterarzt einem älteren Kollegen zu widersprechen. Ich tat also das Beste in solchen Fällen und schwieg.

Da wir schon am nächsten Tage zu den Herbstübungen ausrückten, so hatte ich keine Möglichkeit Gretchen aufzusuchen. Ich baute aber darauf, daß ich nach den Übungen noch einige Zeit in Potsdam bleiben würde.

Unser erster Marschtag führte nach Berlin, und da ich ganz in der Nähe von Frau B. einquartiert wurde, so versäumte ich nicht, sie aufzusuchen. Hatten wir uns doch seit Monaten nicht mehr gesehen.

Als sie von meinem Kommando hörte, war die erste Frage: Haben Sie Gretchen gesprochen? Ich suchte ihr zu erklären, daß das bei der Kürze der Zeit unmöglich gewesen sei.

Ich weiß ja nicht, ob Sie eine tiefere Neigung für ihre Jugendgespielin haben, erwiderte sie. Mir schien es bei ihrer letzten Anwesenheit so. Man hat Sie drüben mit Sehnsucht erwartet, wer aber

nicht kam, war der Herr Doktor. Es ist die alte Geschichte: aus den Augen, aus dem Sinne.

Da tun Sie mir bitteres Unrecht, erwiderte ich. Die Statsprüfungen nahmen mich derartig in Anspruch, daß ich an Ausflüge gar nicht denken konnte. Erst mußte ich meine Zukunft sicher stellen, ehe ich an Gretchen mit ernsten Anträgen herantreten konnte. Ernst aber sind meine Absichten, dessen können Sie versichert sein.

Sie aber scheinen nicht zu wissen, was vorgeht, erwiderte sie. Die Mutter liegt Gretchen Tag und Nacht in den Ohren, sie solle einen entfernten Verwandten heiraten. Er besitzt eine gesicherte Stellung als Ingenieur, ist wohlhabend und hat um Gretchens Hand bei der Mutter angehalten. Diese will sich und die Tochter versorgt wissen und drängt zur Entscheidung. Täglich muß Gretchen Vorwürfe anhören. Ob sie auf einen Prinzen warte. Einen besseren Mann werde sie nie bekommen. Vermögen habe sie so gut wie gar nicht zu erwarten. Das vorhandene kleine Kapital reiche nicht mehr weit. Was dann werden solle.

Gretchen hat sich bisher entschieden gesträubt. Weßhalb, das werden Sie vielleicht erraten. Aber überspannen Sie den Bogen nicht. Lassen Sie das gute Kind, das sich abhärmt, nicht zu lange in Ungewißheit, sonst könnten Sie es später bitter bereuen.

Das waren schlechte Nachrichten, an deren Möglichkeit ich nicht im Entferntesten gedacht hatte, sonst

würde ich mich, aller Schwierigkeiten ungeachtet, frei gemacht und Gretchen besucht haben.

Glücklicherweise dauerten unsere Feldübungen nur wenige Tage, ich weiß nicht mehr aus welchem Grunde.

Für mich waren sie natürlich sehr wichtig. Lernte ich doch zum ersten Male, wenn auch nur im Kleinen, das Feld- nnd Lagerleben kennen und zwar als stellvertretender Bataillonsarzt. Denn Stabsarzt N., mein Vorgesetzter, ging für den Regimentsarzt mit.

N. erfreute sich bei Offizieren und Mannschaften großer Beliebtheit. Er hatte sich beritten gemacht und verfolgte die Übungen wie ein Feldherr. Zu mir kam er öfters herangeritten und erkundigte sich nach meinem Befinden. Sie sehen schwächlich aus, Herr Kollege, geht es denn mit dem Marschieren? Es ist ungewohnte Arbeit nicht wahr?

Das tut mir gar nichts Herr Stabsarzt, ich nehme es mit dem stärksten Grenadier auf, erwiderte ich.

Na na, sagte er lachend, das wollen wir mal sehen. Heute gibt es einen heißen Tag und wir sind erst am Anfange. Wenn es nach mir ginge, müßte jeder Arzt beritten sein.

Gegen Mittag wurde die Sache wirklich ungemütlich. Nach endlosen Märschen mußten wir, in der heißen Sonne, über prächtigen Sturzacker, mit Marsch, Marsch, zum Angriffe vorgehen. Solange wir in Bewegung waren, ging es. Kaum

aber gab es eine kurze Rast, da fielen die Leute wie die Fliegen, die längsten und stärksten zuerst.

Ich, ein Zwerg gegen diese Riesen, war munter wie ein Fisch. Freilich hatte ich keinen vollgepackten Affen auf dem Rücken, keinen Mantel, kein Gewehr zu schleppen. Ich beschäftigte mich nach Kräften mit den Gefallenen, und die altbewährten Hoffmanstropfen taten gute Dienste. Der Oberst kam in Begleitung v. N. angeritten.

Sie haben ja gehörig zu tun, Herr Doktor. Hoffentlich gibts nichts Ernstliches.

Nein, Herr Oberst, nur leichte Ohnmachten. Leider ist uns das beste Labemittel, das Wasser, gänzlich ausgegangen und ich sehe auch keines in der Nähe.

Kaum hatte N. das vernommen, als er sich mehrere Kochgeschirre geben ließ und davon trabte um Wasser herbei zu holen. Ich will nicht behaupten, daß er grade besonders elegant zu Pferde saß, aber ich habe schon manchen Kommandeur schlechter reiten sehen. Indeß konnten einige Leute nicht umhin, ziemlich laut über den wasserholenden Reiter ihre Witze zu reißen. Da kamen sie aber bei dem Major v. S. übel an, der zufällig ganz in der Nähe hielt. Dankt Gott, rief er, daß Ihr einen so menschenfreundlichen Arzt habt, Ihr könnt es vielleicht noch mal brauchen. Hier sind Späße nicht am Platze, verstanden?

Abends entwickelte sich bei prächtigem Wetter munteres Biwakleben. Ich war nicht wenig stolz mein eigenes Arztzelt zu besitzen. Selbstverständlich benutzte ich es nicht allein, sondern gewährte auch noch verschiedenen Anderen Obdach. Im großen Regimentszelte ging es bis tief in die Nacht hinein besonders rege zu. Gegen Geld und gute Worte fand da jeder, nach des Tages Last und Mühen, vortreffliche Verpflegung. Als Fremder und Unterarzt trat ich zuerst mit einer gewissen Beklemmung in diesen Kreis glänzender Offiziere. Aber ich fühlte mich bald heimisch. Man kam mir überall mit gewinnender Liebenswürdigkeit entgegen.

Der dritte und letzte Gefechtstag war der anstrengendste. Dafür hatte ich ein großartiges militärisches Schauspiel, das für mich als Neuling um so eindrucksvoller war. Unsere Brigade zog sich auf einer Hügelkette langsam zurück. In der Ebene, seitlich von uns, entwickelte der Feind plötzlich gewaltige Linien, die uns umfassen und womöglich den Rückzug streitig machen sollten. Unsere Hersäulen machten Halt, um die Heranstürmenden kräftig zu empfangen. Wir waren seit dem Morgengrauen auf den Beinen, und ich fühlte mich von dem vielen Marschieren durch Dick und Dünn, dem Staubschlucken und Hülfeleisten so abgespannt, daß ich sehnlichst den Schluß der Übungen herbeiwünschte. Aber jetzt bei dem

wunderbaren Bilde, das sich darbot, erfaßte mich eine unsagbare Spannung. Von meinem erhöhten Standpunkte konnte ich das ganze ausgedehnte Angriffsfeld überschauen. Schneller und schneller wirbelten die Trommeln und mit einem Male ertönten nicht enden wollende Hurras von den in wallenden Linien heranstürmenden Infanterie-Massen. Grauenvoll war der Anblick, das Getümmel und Getöse. Es schien, als müsse dieser Ansturm alles vor sich niederwerfen, als würden wir zerstampft, zertreten, fortgefegt werden.

Aber ruhig standen unsere Mannschaften da, wie die Mauern. Bataillon soll chargiren, geladen, Feuer, hallten die Kommandos. Furchtbar knatterten die Salven. Ob der Angriff als abgeschlagen galt, weiß ich nicht. Aber so viel weiß ich, daß jede Müdigkeit, jede Schwäche bei mir mit einem Schlage verschwunden war. Da verstand ich auch die Behauptung alter Soldaten, daß sie nach den anstrengendsten Märschen, wie elektrisirt und neu belebt sind, sobald das Gefecht beginnt.

General von Pape, in dessen Nähe ich mich zufällig befand, war sehr ärgerlich darüber, daß die Artillerie fehlte. Dann freilich wäre den Angreifenden übel mitgespielt worden.

Einen ähnlichen Angriff habe ich später in Wirklichkeit auf dem Zuge nach Le Mans erlebt. Da waren die Preußen die Heranstürmenden und warfen die Franzosen vollständig über den Haufen.

Mitten in dem Getümmel des Angriffes schmetterten die Trompeten das Ganze. Unsere Übungen waren zu Ende.

Der Besuch.

Nach Potsdam zurückgekehrt, suchte ich sofort Gretchen auf. Sie wohnte am Brauhausberge in einem bescheidenen Gartenhäuschen. Auf meine Frage, ob die Damen zu Hause seien, erhielt ich von dem Mädchen zur Antwort, das Fräulein sei ausgegangen, die Mutter aber anwesend. Das war mir nicht angenehm, denn ich fürchtete, die Mutter werde sich meiner kaum noch erinnern. Darin irrte ich aber, denn kaum hatte ich meinen Namen genannt, als sie mir freundlich die Hand gab und sagte: Gretchen hat mir erzählt, daß sie sich im vorigen Jahre bei Frau B. getroffen haben. Sie wird sich freuen, denn sie erwartete Ihren Besuch längst. Da sie nur in die Nachbarschaft gegangen ist, um einige Besorgungen zu machen, so muß sie jeden Augenblick zurück kehren.

Wir kamen auf die berliner Tage zu sprechen. Ach, sagte sie seufzend, das waren glückliche Zeiten. Hätten wir doch unser altes Heim nicht verlassen. Hier hat es mir nie so recht gefallen, trotzdem wir ein sehr schönes Haus mit prächtigem Garten besaßen. Nach dem Tode meines Mannes wäre

ich am Liebsten sofort nach Berlin zurück gekehrt. Aber ich scheute den Umzug und dann wurde mir gesagt, das Leben habe sich sehr verteuert.

Während sie sprach, nahm ich mir Zeit, sie genauer zu betrachten. Die 15 Jahre seit ihrem Weggange von Berlin, hatten sie in eine alte Frau umgewandelt. Damals jung und kräftig, machte sie jetzt mit den spärlichen grauen Haren, den bleichen eingefallenen Wangen, der gebeugten Haltung, der Brille auf der Nase, einen recht gebrechlichen Eindruck. Daß Kummer und Sorgen an dieser Veränderung den Hauptanteil gehabt hatten, sah man auf den ersten Blick. Die Stirn war gefurcht und um den Mund zuckten beim Sprechen öfters schmerzliche Falten. Sie erkundigte sich eingehend nach meiner Vergangenheit und nach meinen Aussichten für die Zukunft. Ich stellte diese natürlich möglichst rosig dar.

Gretchen, sagte sie, ist ein gutes Kind, immer bestrebt mir das Leben zu erheitern. Früher an Überfluß gewöhnt, erträgt sie doch die Einschränkungen, die uns der Tod des Vaters auferlegt hat, mit rührendem Gleichmute und ist nur um mich besorgt.

Darum, fuhr die Mutter fort, ist mein sehnlichster Wunsch, sie gut versorgt zu wissen, ehe ich einmal die Augen zumache. Leider ist das der einzige Punkt, wo sie mit mir nicht übereinstimmt, und das macht mir Gram. Sie will vom Heiraten nichts

hören. Schon mehrere gute Anträge hat sie zurückgewiesen. Eben jetzt wirbt ein Verwandter um sie, ein glänzend gestellter junger Mann, den ich kenne und hoch schätze. Gretchen aber lehnt hartnäckig jede Annäherung ab mit der Begründung, sie könne und wolle mich nicht verlassen. Das macht mir ernstlichen Kummer, sagte die Mutter und Tränen rannen über ihre Wangen. Ich verstehe diesen Starrsinn bei dem sonst so guten, folgsamen Kinde nicht. Sie weiß, daß sie allein und mittellos dasteht, wenn ich einmal sterbe und widerstrebt doch meinen Bitten.

Wenn mir auch die Alte leid tat, in mir jauchzte es auf bei diesen Worten, ich wußte wohl den Starrsinn der Tochter zu deuten. Einen Augenblick überlegte ich, ob ich der Mutter nicht reinen Wein einschenken sollte. Aber ich unterdrückte diese Regung sofort, erst mußte ich mit Gretchen sprechen.

So antwortete ich denn, es sei mit dem Heiraten eine eigene Sache. Wenn Gretchen den Betreffenden nicht möge, so könne man ihren Widerstand kaum verdammen.

Aber ich versichere Sie, rief die Mutter erregt, einen besseren Menschen als diesen jungen Mann können Sie sich gar nicht denken. Er würde sie auf Händen tragen. Tun Sie mir den einzigen Gefallen, fuhr sie bittend fort, und helfen Sie mir. Wenn Sie ernstlich mit dem Mädchen reden, wird

es Eindruck auf sie machen. Denn sie hält große Stücke auf Sie.

Das war ein heikler Auftrag. Aber was sollte ich machen. Weigerte ich mich, so erregte ich ihren Verdruß und mußte auf Erschwerung oder gar Untersagung meines Verkehrs mit Gretchen gefaßt sein. Ich gab also mit einem gewissen Humor das gewünschte Versprechen. Zum Heiraten wollte ich Gretchen ja gern zureden. Wenn schließlich der Erwählte ein Anderer war, wie die Mutter wünschte, so würde sie sich darein schon finden.

Da öffnete sich die Tür und Gretchen trat ein. Als sie meiner ansichtig wurde, flog eine leichte Röte über ihre Wangen, und ihre Augen leuchteten auf in freudiger Überraschung. Sie gab mir herzlich die Hand und sagte nur: Endlich.

Die Mutter verließ uns um in der Küche nach dem Rechten zu sehen. Wir Beide gingen in den Garten. Gretchen, fragte ich, zürnst Du mir?

Wie soll ich nicht? erwiderte sie vorwurfsvoll. Monate hindurch läßt Du Dich nicht sehen, nichts von Dir hören, und doch hattest Du Deinen baldigen Besuch fest versprochen.

Liebes Herz höre mich an. Ich mochte nicht kommen, ehe ich vor Dich hintreten konnte und sagen die Prüfungen sind erledigt, ich bin Arzt, bin selbstständig, kann mir einen Hausstand gründen. Sei mir nicht böse.

Wie könnte ich Dir zürnen, sagte sie leise. Wir gingen Hand in Hand, Auge in Auge, durch den Garten. Hinten in der Mauer befand sich ein Pförtchen. Sie öffnete es, und wir stiegen den Brauhausberg hinauf. Oben angekommen, setzten wir uns auf eine einsame Bank. Die Sonne neigte sich im Westen vor uns. In feuriger Glut leuchtete der Himmel. Drunten die Havel mit ihrem mächtigen Wassern schien zu flüssigem, purpurnen Golde geworden zu sein. Rechts unter uns lag friedlich die Stadt; im Vordergrunde die Katharinenkirche, deren Kuppel im Abendrote hell erglänzte; hinter der Stadt rings die Höhen, umsäumt vom dunkeln, prächtigen Grüne der Wälder. Die Wipfel der Bäume umzogen schon leichte Nebelschleier des herannahenden Herbstes. Es war eine heilige Stille, kein Lüftchen erregte sich. Da tönten von der Garnisonkirche her die Klänge des Glockenspieles langsam nnd feierlich: Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren.

Gretchen, sagte ich und drückte ihre Hand, weißt Du noch wie wir zum letzten Male in Berlin in unserer Laube saßen und Du mir zum Abschiede einen Vergißmeinnichtstrauß pflücktest. Ich habe ihn immer treu bewahrt. Als ich Dich dann in Berlin wieder sah, wars mir sofort klar, daß ich Dich liebte und daß Du Mein werden müßtest.

Aber Du wußtest ja gar nicht, erwiderte sie, wie es mit mir stand.

Doch, doch. In Deinen Augen las ich sofort, daß Du mir noch gut seiest, und jetzt hat Deine Mutter mirs verraten, ohne es zu wollen. Als sie mir von Deiner Halsstarrigkeit erzählte, nicht begriff, was Du an dem Vetter auszusetzen hättest, da wußte ich, daß Du mich liebtest. Habe Dank, tausend Dank, ich hoffe es Dir vergelten zu können. Jetzt bist Du mein, ich lasse Dich nicht mehr. Innig küßte ich sie, und sie ließ es geschehen.

Der Himmel ist so klar, so rein,
Kein Lüftchen mischt sich flüsternd drein,
Und purpurn grüßt zum letzten Mal
Die Sonne scheidend Berg und Tal.

O friedlich stille Abendruh,
Du führst das Herz dem Herzen zu,
Daß sie beseligt sich gestehn
Geheimer Sehnsucht feurig Wehn.

Die Stunde ist des Preisens wert,
Die solch ein gut Geschenk beschert,
Das nie verdirbt und nie vergeht,
So lang der Liebe Odem weht.

Und heilig wob sich da ein Band,
Von Hand zu Herz, von Herz zu Hand,
Von Herz und Hand zu Lippen fort,
Die sprachen stumm manch' süßes Wort.

Es war spät geworden, als wir zurück kehrten. Gretchen, sagte die Mutter, wo bleibt Ihr nur.

Der Sonnenuntergang machte sich vom Berge aus gar zu schön, erwiderte ich und dann gab es so viel zu erzählen.

Sie mochte annehmen, daß ich Gretchen wegen des Ingenieurs ins Gewissen geredet habe. Deßhalb erwiderte sie nichts und ließ es auch geschehen, daß ich für den nächsten Tag einen Spaziergang verabredete. Ja, als ich sie der Form wegen aufforderte Teil zu nehmen, wehrte sie das mit Hinweis auf ihre Kränklichkeit ab.

Wir durchlebten eine herrliche Zeit. In den prächtigen Umgebungen Potsdams ergingen wir uns, glücklich, wie nur zwei liebende Menschenkinder es sein können, die Gegenwart genießend und Pläne machend für die Zukunft.

Die Mutter sollte die wahre Sachlage erst erfahren, wenn ich meine Ernennung zum Assistenzarzte in der Tasche hatte, mich ihr feierlich in der neuen Uniform vorstellen und auf die große Praxis in Berlin mit Zuversicht hinweisen konnte. Auch Gretchen meinte, daß dann der Widerstand der Mutter kein allzugroßer sein werde, wenn auch der Ingenieur als zukünftiger Schwiegersohn, ihr gar nicht mehr aus dem Sinne komme.

Mein Verbleiben in Berlin betrachtete ich schon als selbstverständlich, und die Ernennung zum Assistenzarzte konnte jeden Augenblick eintreffen. Die funkelnagelneue Uniform mit dem schönen goldenen Kragen und den blausammtenen Epaulettes, umfaßt von

glatten Monden, hing längst im Schranke und wurde oft sehnsüchtig betrachtet. Wie stolz waren wir Alle auf die Errungenschaft der glatten Monde. Wir hatten zur Studienzeit noch unsere Stabsärzte mit den gerippten herumlaufen sehen und uns nicht wenig darüber geärgert. Da kommt wieder ein falscher Steuerbeamter hieß es. Das war nun anders geworden seit Schaffung des Sanitäts-Korps. Wie sollte ein schlichter Unterarzt mit seiner mehr als bescheidenen Uniform nicht stolz auf diese, seiner harrende, schmetterlingsgleiche Verwandlung sein.

Beim Regimente hatte ich nach den Feldübungen, so gut wie gar nichts zu tun. Der Oberstabsarzt G. sagte einst lachend: Ich glaube in Berlin hat man sie ganz vergessen. Vater N., mein nächster Vorgesetzter, war ganz besonders liebenswürdig und fragte mich eines Tages, ob ich denn schon über meine zukünftige Garnison etwas Näheres wisse.

Als ich ihm meine Hoffnungen auf Berlin vortrug, schüttelte er mit dem Kopfe und meinte: ich fürchte, da sind Sie auf ganz falscher Fährte. Soweit ich die Anschauungen in der Medizinal-Abteilung kenne, kommen alle Assistenzärzte in die Provinz. Bewerben Sie sich lieber um Potsdam, da haben Sie Aussichten; denn da Kollege S. zum Stabsarzt aufrückt, so wird hier eine Stelle frei.

Ich setzte ihm auseinander, daß ich aus bestimmten Gründen darnach streben müsse, bald

Praxis zu bekommen und daß sich dazu in Berlin für mich vortreffliche Gelegenheit biete.

Mit Fleiß und Ausdauer können Sie auch hier Praxis bekommen. Ist es mir doch auch geglückt. Also folgen Sie meinem Rate, ehe es zu spät ist. Major v. S. würde, soweit ich ihn kenne, ihr Gesuch gewiß befürworten und der Oberstabsarzt auch. Diese offenbar wohlgemeinten Worte machten großen Eindruck auf mich. Wenn ich auch auf das Versprechen unseres Hausarztes fest baute, immerhin mußte ich mir sagen, daß seine Bemühungen auch erfolglos sein könnten. Ich begab mich also nach Berlin zu einem älteren Militärkollegen B., der mit der Medizinal-Abteilung Fühlung hatte und über die dortigen Anschauungen gut unterrichtet war. Er bestätigte die Äußerungen N.'s Wort für Wort.

Unter diesen Umständen entschloß ich mich, eine Eingabe zu machen, in welcher ich in erster Linie um Belassung in Berlin bat, falls dies nicht angehe, um meine Versetzung nach Potsdam.

Die Beförderungen sind, sagte B., so viel ich weiß, noch nicht abgeschlossen, zu spät kommt Ihr Gesuch also wohl noch nicht. Ob es aber berücksichtigt wird, das ist eine andere Frage.

Selbstverständlich hatte ich meine Eingabe mit Gründen ausgestattet, die nach meiner Ansicht durchschlagend sein mußten.

Ich glaubte meiner Sache sicher zu sein. Berlin, zum Mindesten Potsdam, ein Drittes zog ich gar nicht in Betracht. Auch suchte ich mich mit der Möglichkeit, daß Potsdam meine zukünftige Garnison werden könne, immer mehr zu befreunden. Der stete Verkehr mit Gretchen; die sehr angenehmen dienstlichen Verhältnisse; die reizvolle Umgebung, für deren Schönheiten ich täglich auf meinen Streifereien empfänglicher wurde; die Versicherung N.'s, daß Praxis zu erwerben nicht schwer sein werde, versöhnten mich mehr und mehr mit dieser Lösung. Dabei blieb mir Berlin so nahe, daß ich einen innigen Verkehr unschwer aufrecht erhalten konnte. Ja, wer hinderte mich an freien Tagen hinüberzufahren und bei G. weiter tätig zu sein. So bliebe der Zusammenhang gewahrt, was für spätere Zeiten von Nutzen sein konnte.

Das Zusammenleben mit dem Kollegen S. gestaltete sich von Tag zu Tage angenehmer. Als Dritter im Bunde schloß sich uns Schweder an, ein Unterarzt, der gleich mir auf demnächstige Beförderung harrte.

Schweder war eine ernste, feste, ruhige Natur; nüchtern und verständig in Worten und Werken; nicht ohne einen trockenen Humor; in den meisten Dingen das Gegenstück zu S. Vielleicht gerade deshalb vertrugen sich beide gut trotz gelegentlicher kleiner Reibungen, bei denen ich dann den Vermittler spielte.

S. leicht aufbrausend und launisch, besaß eine unendliche Gutmütigkeit. Aber sein Hang zum Wohlleben und zur Behaglichkeit, gingen für einen Mann in seinen Jahren zu weit. Er war der prächtigste Mensch von der Welt, wenn man ihn mit Dienst möglichst verschonte, und wenn alles im gehörigen Geleise lief. Der kleinste Zwischenfall aber brachte ihn aus dem Häuschen, und nichts haßte er mehr, als nächtliche Ruhestörungen. Merkwürdigerweise traten diese während meiner Anwesenheit gar nicht so selten ein. Ich machte mir stets ein Vergnügen daraus, S. zu begleiten. Anfänglich war er vor Zorn immer ganz außer sich, schimpfte auf die Rücksichtslosigkeit der Leute, schwur hoch und teuer, er gehe nicht. Dabei zog er sich aber doch an und machte sich mit mir auf den Weg. Je weiter wir kamen, desto ruhiger wurde er. Am Krankenbette der Kinder, um solche handelte es sich meist, erkannte man ihn nicht wieder. Vorher mißmutig und verdrießlich, war er hier geduldig, freundlich und gutmütig. Kamen wir nach Hause von unserer nächtlichen Wanderung, dann lautete freilich der Schluß immer: Um Gotteswillen nur keine Privatpraxis.

So sehr er das gesellige und militärische Leben seiner Vaterstadt tadelte, so sehr rühmte er andererseits die herrlichen Umgebungen, die prächtigen Bauten, die geschichtlichen Erinnerungen. Als er hörte, daß ich zum ersten Male dort sei, setzte er

einen Stolz darein mich überall herumzuführen und mich mit den Sehenswürdigkeiten bekannt zu machen.

An einem schönen Herbsttage hatten wir Sanssouci besucht. Ich war noch ganz ergriffen von dem Erschauten und versetzte mich in die vergangene Zeit. Mir war es als müsse jeden Augenblick der alte Fritz uns begegnen, eins seiner zierlichen Windspiele über den Weg laufen. Meinen Gedanken nachhängend, ging ich stumm neben S. her, kaum der berühmten arnold'schen Windmühle die gehörige Beachtung schenkend.

Ja, ja, sagte S., hier geht einem das Herz auf. Aber halt! nicht weiter! Was giebt es denn, fragte ich.

Ich muß Ihnen die Augen verbinden.

Unsinn, antwortete ich.

Tuen Sie mir den Gefallen, bat er. Sie müssen den Anblick, der sich darbieten wird, unmittelbar und plötzlich haben, sonst geht die Hälfte der Wirkung verloren.

Ich mußte ihm nachgeben. Er führte mich ein Weilchen, dann entfernte er die Binde und ich stand auf der unteren großen Fahrstraße, vor und über mir das Orangeriegebäude.

Das Bild war in der Tat überraschend schön, und ich kann nur jedem, der zum ersten Male hin kommt, raten, nach S. Vorschrift zu handeln. Staunend betrachtete ich den prächtigen, terrassenartigen Aufbau mit seinen Wasserkünsten, seinen Bildsäulen und

Büsten. Hoch oben die gewaltige Gruppe des farnesischen Stieres; dahinter als Abschluß das stattliche Gebäude mit den beiden luftigen Türmen. Das Ganze umgrünt und umblüht von zahllosen Blumen, Gewächsen und Ranken, in dem prächtigen Farbenspiele eines sonnigen Herbsttages. Wars nicht, als wäre hier ein Traumgebilde aus Tausend und einer Nacht zu greifbarer Wirklichkeit geworden?

S. aber freute sich wie ein Kind über meine Freude, und das machte ihn mir wert.

Manchmal überfiel ihn eine Art Menschenscheu, besonders wenn er Abends zuvor in bacho des Guten zu viel getan hatte. Dann ging er nicht aus dem Bau, schickte nach Hause und ließ seine Mutter bitten, ihm das Essen nach dem Lazarete zu senden, da er sich nicht wohl fühle. Die besorgte Mutter tat das auch stets und fügte manchen guten Rat hinzu. Glücklich war er, wenn ich ihm dann Gesellschaft leistete und die trüben Gedanken verscheuchen half. Am Nachmittage erschien gewöhnlich Schweder, wir unternahmen einen Spaziergang und S. war wieder guter Dinge.

Eine schwärmerische Zärtlichkeit und Verehrung widmete er seiner Braut und sehnte den Tag der Verbindung herbei. Da würde sich alles ändern, da würde er ein anderer Mensch werden und ein neues Leben beginnen. In ihm rangen zwei Gewalten um die Oberherrschaft, eine gute und eine böse. Er fühlte wohl, daß er allein nicht im Stande sein

werde, dem drohenden Abgrunde der Leidenschaft zu entgehen, deßhalb klammerte er sich mit allen Fasern an die Lebensgefährtin. Sie, hoffte er, würde ihm die Stütze und der Stab sein, an dem er sich aufrichten und ein tüchtiger Mensch werden könne. Ich wünschte es von Herzen, denn er gehörte zu den Leuten, denen man, so sehr sie auch in vielen Dingen abstoßen, doch nicht ernstlich böse sein kann.

Die Versetzung.

Mein Kommando dauerte schon mehrere Monate, und die Beförderung ließ noch immer auf sich warten. Es hieß, daß die Listen mehrmals Änderungen erfahren hätten, und daß dadurch die Verzögerung entstanden sei.

Da erhielt ich eines Tages von meinem Stabsarzte aus Berlin einen dienstlichen Brief. Er lautete:

Berlin, 12. November.

Ew. Hochwohlgeboren benachrichtige ich hiermit ergebenst, daß Sie durch Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 31. v. M. zum Assistenzarzt befördert worden sind, unter gleichzeitiger Versetzung zum Westphälischen Füsilier-Regiment Nr. 37. Sie haben sich demzufolge unverzüglich sowohl bei dem

Truppentheil, zu welchem Sie gegenwärtig kommandiert sind, als hier in Berlin bei Ihren militärischen und ärztlichen Vorgesetzten dienstlich abzumelden und sodann sich sofort an Ihren neuen Bestimmungsort zu begeben.

Dr. L.

Stabs- u. Bataillonsarzt

3. Bataillon des Garde-Füsilier-Regiments.

Ich war wie betäubt. Hatte ich recht gelesen? Zum 37. Regiment versetzt, in irgend ein Nest Westfalens.

Was haben Sie denn, fragte S. teilnehmend. Sie sehen ja ganz bestürzt aus. Ich reichte ihm statt jeder Antwort den Brief. Armer Kerl sagte er mitleidig, also nach Posen kommen Sie.

Was rief ich, Posen. Die 37er stehen in Posen? Das ist ja unmöglich. In fiebernder Hast suchte ich den Medizinalkalender hervor und schlug nach. Richtig in Posen — Schrimm und Lissa je 1 Bataillon. Auch das noch. Ich war vollständig niedergeschmettert.

Als wir noch in den Statsprüfungen steckten, waren oft die einzelnen Garnisonen einer Musterung unterzogen worden. Posen galt uns Allen als eine Art Sibirien, wo Wölfe und Bären herumliefen und man am hellen, lichten Tage seines Lebens nicht sicher wäre. Wollten wir jemanden necken oder schrecken, dann hieß es: Sie kommen nach Posen. Jetzt hatte grade mich das Geschick ereilt, mich, der

ich immer mit Zuversicht von meinem Verbleiben in Berlin gesprochen hatte. Wie würden die Kollegen spotten. Nicht mit Unrecht. Viel schlimmer aber als der Spott waren die tatsächlichen Wirkungen meiner Versetzung. Alle Zukunftspläne wurden mit einem Schlage zerstört. Wie stand ich Gretchen gegenüber da. An unsere Verbindung war unter solchen Umständen in absehbarer Zeit gar nicht zu denken. Das sollte ich nun mit dürren Worten eingestehen?

Wie der Ertrinkende sich an einen Strohhalm anklammert, so ich an den mir plötzlich einkommenden Gedanken: warum soll ich nicht auch in Posen Privattätigkeit bekommen. Wenn es auch schwerer hält und länger dauert als in Berlin, gehen muß es doch. Das war der Notanker nach dem ich in meiner Verzweiflung griff. Ich hatte Gretchen versprechen müssen, sogleich nach meiner Ernennung in der neuen, glänzenden Uniform zu erscheinen. Dann sollte auch die Mutter unser Geheimniß erfahren. Unter den jetzigen Umständen war mir das unmöglich. Sollte ich noch prunken bei dem Fehlschlage aller meiner Hoffnungen.

Fröhlich und guter Dinge kam mir Gretchen entgegen. Aber trotzdem ich mir alle Mühe gab, meinen Mißmut zu verbergen, sagte sie sogleich: Fritz was ist Dir? Hast du dienstliche Ungelegenheiten gehabt?

Wozu Dirs länger verschweigen, meine Ernennung ist heraus, aber gleichzeitig bin ich nach Posen versetzt.

Du mußt fort von hier? fragte sie, wie ist das nur möglich. Du hast mir doch immer versichert, daß Du in Berlin, vielleicht sogar in Potsdam verbleiben würdest.

Das zu hoffen hatte ich auch allen Grund, aber der militärische Dienst ist unberechenbar, wie Du siehst.

Kannst Du denn dagegen gar nichts tun? fragte sie. Was soll aus mir werden wenn Du fortgehst.

Gretchen, sagte ich, es ist nichts verloren, harre aus und vertraue auf mich. Ich werde versuchen mir in Posen eine Stellung zu schaffen, oder alles daran setzen nach Berlin zurück zu kommen.

Und die Mutter? fragte sie tonlos.

Sie darf jetzt nichts erfahren, erwiderte ich. Bleibe fest Gretchen, wenn sie in Dich dringt, den Vetter zu heiraten. Zwingen wird Sie Dich doch nicht.

Wir stiegen den Brauhausberg hinauf zu unserem verschwiegenen Plätzchen. Es war ein herrlicher Oktoberabend; lau und mild wie im Frühling die Luft; nicht der leiseste Hauch bewegte die Wipfel; aber die Bäume begannen schon ihren Schmuck zu verlieren; in den verschiedensten Farben schillerte das Laub; hin und wieder fiel ein welkes Blatt zu unsern Füßen nieder. Die Sonne wollte untergehen

und tauchte die ganze Gegend in purpurne Glut. Leise kam es über meine Lippen:

Leb' wohl Du goldne Sonne
Es grüßt Dein letzter Strahl
Noch einmal freundlich, milde,
Die Berge und das Tal.

Und bist Du fortgegangen
Und kommt die dunkle Nacht,
Kehrst Du doch balde wieder
In Herrlichkeit und Pracht.

Des Scheidens Schmerzen lindert
Die frohe Zuversicht,
Ja balde kehrst Du wieder
Du goldnes Sonnenlicht.

Gretchen lehnte ihren Kopf an meine Schulter und Tränen rannen über ihre Wangen. Es waren traurige, schmerzliche Abschiedstunden, die ich an diesem Abende verlebte, um so mehr, als wir vor der Mutter froh und heiter erscheinen mußten.

Sehen Sie, sagte Stabsarzt N. bei meiner Abmeldung, wie Recht ich hatte. Sicherlich ist Ihr Gesuch zu spät gekommen, sonst wären Sie aller Wahrscheinlichkeit nach hiergeblieben.

Am Meisten befriedigt zeigte sich der Oheim. Es ist ganz gut so. Du wirst nun gezwungen sein, Dich ganz und gar als Militärarzt zu fühlen und Deine Zukunft hierauf zu gründen. Zwitterstellungen sind stets vom Übel, und ich bin der festen

Überzeugung, Du hättest auf die Dauer privatärztliche Tätigkeit und militärischen Dienst nicht vereinigen können.

Ich schwieg. Was konnten jetzt post festum Erörterungen nützen.

Der alte G. kannte mein Mißgeschick schon, als ich zu ihm kam. Es war tatsächlich nichts zu machen, sagte er, für den Augenblick wenigstens. Daß Du nicht lange in Posen bleibst, dafür wollen wir schon sorgen. Stelle Dich nur gut mit Deinen Vorgesetzten. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Großen Trost bereiteten mir diese Worte nicht.

Meine üblichen Abmeldungen verliefen ohne besonderen Zwischenfall, ausgenommen die beim Generalarzte v. L. Ihre Eingabe, sagte er, konnte nicht berücksichtigt werden. Einerseits kam sie zu spät, die Listen befanden sich schon im Kabinet, andererseits ist es überhaupt Grundsatz, die neuernannten Assistenzärzte nach außerhalb zu schicken.

Da Sie, erwiderte ich, Herr Generalarzt die Güte hatten, mein Gesuch zu lesen, so werden Sie gewiß die Überzeugung gewonnen haben, daß schwerwiegende Gründe mich an Berlin fesseln, und daß ich bestrebt sein muß, wieder hierher zurück zu kehren. Darf ich in einiger Zeit wohl auf Erfüllung meines Wunsches rechnen?

Das, Herr Assistenzarzt, erwiderte er mit dem verbindlichsten Lächeln von der Welt, werden wir wohl dem Zufalle überlassen müssen.

Äußerlich durfte ich meinen Mißmut nicht merken lassen, aber innerlich war ich erbittert über diese spöttische Antwort. Nein, Herr Generalarzt, gelobte ich mir, als ich die breiten Marmortreppen hinabstieg, dem Zufalle werde ich das sicherlich nicht überlassen, sondern alle Kraft daran setzen, mein Ziel zu erreichen, auch ohne ihre hohe Unterstützung.

Den letzten Abend verbrachte ich im Kreise lieber Freunde. Sie hatten sichs nicht nehmen lassen, mir den Scheidegruß zu geben. Es ist eine Tatsache, daß die Freundschaften der Schul- und Studienzeit die innigsten und dauerhaftesten sind. Da nimmt man Schwächen und Sonderbarkeiten in Kauf um der guten Eigenschaften willen, die man kennen und schätzen lernte. Je älter man wird, desto größer wird das Mißtrauen, desto schwerer schließt man sich an.

Wir bildeten eine stattliche Gemeinde, wenn ich alle Schul- und Studiengenossen, die in Berlin verblieben, oder wieder dorthin zurückgekehrt waren, einrechne. Aus dieser aber wuchsen kleinere Kreise heraus, die sich durch Beruf, Neigung, Gelegenheit aneinandergeschlossen hatten.

Solch ein kleiner Kreis fand sich heute zusammen. Lustige Brüder meistenteils, so daß keine Mißstimmung aufkommen konnte. Künstler hatten die Sache in die Hand genommen.

Ich habe sie stets um ihren Beruf beneidet. Sind sie nicht vom Geschicke ganz besonders bevorzugt?

Ihnen wird tatsächlich ohne ihr Zutun ein Geschenk in die Wiege gelegt, das andere Sterbliche weder durch Fleiß, Arbeit oder Geld erhalten können. Deßhalb sind sie in Wahrheit besondere Lieblinge der Götter. Nutzen sie das ihnen geschenkte Pfund aus, wie sichs ziemt, dann werden sie die Fürsten dieser Welt. Die Bildwerke eines Praxiteles und Phidias erregen noch heute nach Jahrtausenden unser Staunen. Zu den Bildern eines Rafael wallfahrten Tausende und Abertausende. Nur der Dichter und der Tonkünstler stehen dem Herzen der Menschheit noch näher und können vielleicht noch gewaltiger wirken. Freilich ehe die Anerkennung kommt, müssen sich die Praxitelesse und Raphaels in spe oft gewaltig plagen und manche bringen es ihr Lebelang zu nichts Rechtem. Aber der göttliche Funken lebt und glimmt in ihnen und niemand kann wissen, ob er nicht zur herrlichen Flamme sich entfalten werde.

Jedenfalls sind sie von unverwüstlichem Humor, auch wenn sie oft nicht wissen, womit sie ihr kärgliches Mahl bezahlen sollen. Der Kopf steckt stets voll von Plänen und Entwürfen. Arbeitstolz und arbeitfroh lassen sie sich durch Mißgeschick nicht leicht entmutigen, und wie jeder Soldat Frankreichs den Marschallstab, so tragen sie die Antwartschaft auf ewigen Ruhm in der Tasche.

Meine Freunde H. und R. hatten sich, in der Leipzigerstraße in einem bescheidenen Gärtchen, ihr Heim nebeneinander aufgebaut. War der düstere Hof

der gewaltigen Mietkaserne überschritten, dann stieg man einige Stufen hinab, um in das Heiligtum der Kunst zu gelangen, das freilich, aus Fachwerk aufgeführt, mehr einer Scheune als einem Kunsttempel ähnte. Das Ganze bestand aus je einem kleinen, einfenstrigen Schlafzimmer, das nur die allernotwendigste Ausrüstung eines Junggesellen zeigte und je einem sehr hohen, geräumigen, breitgefensterten Atelier, das als Empfangs-, Arbeits- und Wohnzimmer diente. Hier saßen die jungen Meister im leinenen Kittel, die malerische Faltenmütze auf dem Kopfe und harrten der Bestellungen, gerade wie ich in meiner Klause auf Kranke wartete. Aber während ich daheim Grillen fing, setzten sie ihre Gedanken in reizende Schöpfungen um, die in Ton und Gips gestaltet, allmälig den kahlen Raum verschönten; freilich auf die Gefahr hin, nie in Marmor, Erz oder anderem edlen Material ausgeführt zu werden. Dann kamen einige Bestellungen, Büsten berühmter Leute. Der Mut und die Spannkraft wuchsen. Große Gestelle erhoben sich, es galt, sich an große Aufgaben zu wagen.

Freilich, so behaglich und anlockend wie bei den Herrn Malern, die in sammtener Joppe mit Palette und Pinsel in der Hand, umgeben von Skizzen und Bildern, farbenprächtige Gestalten auf die Leinewand zaubern, sah es hier nicht aus. Aber wenn man wie ich, die Insassen kannte, ihre goldenen Herzen, ihre prächtigen Arbeiten und ihre Hoffnungen auf

die Zukunft würdigte, dann fühlte man sich heimisch und nahm Teil an ihrem Streben.

Wie manches Bildwerk hatte ich entstehen sehen. Die Liebe zur Kunst war mir dabei so zu sagen in Fleisch und Blut übergegangen. Hier hatte ich aber auch ärztliche Tätigkeit ausgeübt, meine ersten Rezepte gedrechselt, lange bevor ich durch Erledigung der Prüfungen dazu berechtigt war.

In diesen Räumen sollte ich nun mein Abschiedsfest feiern. Der Fußboden war zu diesem Zwecke heute ganz besonders sauber gefegt und besprengt worden. Das malerische Durcheinander von Staffeleien, Modellstühlen, Gewändern und Gerätschaften hatte einer strengen Ordnung Platz gemacht. An der einen Seite ragte eine zehn Fuß hohe, mit nassen Tüchern sorgfältig umwickelte Riesengestalt in die Höhe, welche das neueste im Entstehen begriffene Werk barg.

In der Mitte des Raumes prangte die festliche Tafel. Sie bestand aus zwei Böcken, über die Bretter gelegt waren. Aber ein Tischtuch von schneigem Linnen deckte alle Blößen zu, und die schöne Klara, ein sehr beliebtes Modell, hatte mit kundiger Hand die Teller, Gläser, Messer und Gabeln verschiedener Formen und sehr verschiedener Güte verteilt. Edler Chianti stand in bauchigen, bastumflochtenen Flaschen in Fülle da. Die Mitte der Tafel zierte ein prächtiger Bachus auf einem Fasse reitend, den Becher hoch in der Rechten. Die

Stühle und Schemel aller Art, waren mit Weinlaub bekränzt.

Allmälich kamen sie herbei die Jünger des Meisels und der Palette, dazu auch einige Baukundige. Mandoline und Ziter erklangen, Gesänge erschallten.

Dann gabs Stille und der redegewandte G. ergriff das Wort. Einer der Tafelrunde, unser Leibarzt und lustiger Bruder, sagte er, nimmt heute das Henkersmahl hier ein. Ein unverständiges Geschick reißt ihn aus unserer Mitte. Das schöne Spree-Athen soll er verlassen und nach dem entsetzlichen Posen in die Verbannung ziehn. Das ist grausam und unbillig gegen ihn und uns. Deßhalb schlage ich vor, wir erheben feierlich Einspruch dagegen und richten ein Sturmgesuch an Aeskulap, den König der Mediziner, damit die Versetzung möglichst bald rückgängig gemacht werde.

Kinder, sagte ich, den Aeskulap laßt aus dem Spiele. Der will mir wohl. Mars ist der Schuldige. Aber ich werde schon mit ihm fertig werden. Seid überzeugt, es dauert nicht lange und ich bin wieder hier. Ist der grimmige Herr nicht im Guten zu bewegen, so schreite ich zum Äußersten und setze ihm den Stuhl vor die Türe.

Dann nahm der würdige H. das Wort: damit der scheidende Freund in der Ferne stets unserer gedenke, den fröhlichen Kreis nicht vergesse, in dem Scherz, Witz und gute Laune stets zu Hause

waren und zu Hause bleiben sollen, widme ich ihm hier ein kleines Andenken, das soeben meine Werkstatt verlassen hat, den lustigen Schalksknecht von Mölln, Till Eulenspiegel.

Es war ein kleines Meisterwerk, das er da, unter dem Jubel der Gesellschaft vor mich hinstellte.

Dank lieber H., tausend Dank, rief ich. Der Till soll mein Talismann sein. Wenn mir in meiner Verbannung der Humor ausgehen will, dann werde ich ihn anschauen, des lustigen berliner Kreises gedenken und aller Traurigkeit ein Schnippchen schlagen.

Nur zu schnell vergingen die Stunden. Zum letzten Male ward angestoßen. Kinder, rief der fidele Adolf, der eben erst aus Rom zurückgekehrt war, ehe wir uns trennen, noch einen Vorschlag. Ihr Alle kennt die Fontana di Trevi zu Rom. Wer die Ewige verläßt, trinkt beim Scheiden einen Trunk aus der Fontana, dann winkt ihm bekanntlich die Wiederkehr. Wir haben in Berlin keine Fontana di Trevi, aber wir haben den wasserspeienden Löwen am Dönhoffplatze.*) Dorthin, schlage ich vor, ziehen wir jetzt, unser Freund trinkt einen Becher aus diesem Löwenquell, und seine baldige Wiederkehr ist gewiß.

Jubelnde Zustimmung erfolgte, und alles brach auf, ich mit meinem Till im Arme, der ein ganz verschmitztes Gesicht schnitt, als habe er einen seiner Späße in Bereitschaft.

*) Jetzt nicht mehr vorhanden.

Ziemlich geräuschvoll zogen wir die leipziger Straße hinauf zum Löwen. Aber was war das. Der Quell sprudelte nicht. Kein Tropfen Wasser zeigte sich. Als wir unserer Entrüstung darüber unverholen Ausdruck gaben, sagte ein Stromer, der in der Nähe stand: Det wissen Se nich mal, det der bloß den Tag über speit? Nachts schläft er bekanntlich.

Kinder, sagte ich, Wasser tut's nicht immer. Gehen wir zur nächsten Weinstube und stoßen wir noch einmal an auf fröhliches, baldiges Wiedersehen.

So geschah es. Dann geleiteten sie mich zum frankfurter Bahnhofe. A revederci tönte es brausend durch die Nacht, als der Zug sich in Bewegung setzte, dem unbekannten Osten entgegen.



Zweites Buch.



Posen und Schrimm.

Schon der erste Rundgang durch die Stadt überzeugte mich, daß es mit den Bären und Wölfen nichts sei. Der dem Bahnhofe zunächst gelegene Teil Posens, die Neustadt, mit ihren breiten Straßen, prächtigen, mit schattigen Kastanien bepflanzten Plätzen, und stattlichen Häusern, konnte sich in jeder Weltstadt sehen lassen. Der ältere, tiefer liegende Teil der Stadt mit Ring und Rathaus, Kirchen und Palästen vieler ehemaliger polnischen Magnaten, erzählten von der Macht des Adels und der Geistlichkeit früherer Zeiten. Die Altstadt ist von den Vorstädten durch den Wartestrom geschieden. Hat man die etwa 180 Fuß lange hölzerne Brücke überschritten, so befindet man sich in der sogenannten Wallischei und damit in einer anderen Welt.*) Ärmliche, kleine Häuser, vielfach mit Schindeln

*) Gegen Ende der 60er Jahre.

gedeckt, schlechtes Pflaster, dürftige Läden. Hier und da ragt ein stattlicheres Gebäude neuerer Zeit durch irgend einen betriebsamen Deutschen errichtet, aus der Umgebung hervor. Die Bewohner entsprechen den Gebäuden. Denn hier haust die ärmere, aus kleinen Handwerkern, Kaufleuten und Arbeitern bestehende Bevölkerung. Eine Ausnahme bildet das am östlichen Ende der Wallischei liegende stattliche Domviertel mit dem Dome, dem erzbischöflichen Schlosse und zahlreichen Gebäuden der Geistlichkeit.

Gleich dahinter überschreitet man wiederum eine Holzbrücke, die über den Cybin, einen Nebenfluß der Warte, führt und befindet sich in der Schrodka, der östlichsten Vorstadt. Armselige Häuser bilden die Wohnungen der den bedürftigsten Schichten angehörenden polnischen Bevölkerung. Was an stattlichen Gebäuden vorhanden ist, gehört der Kirche. Diese Vorstadtgegend sollte ich bald näher kennen lernen, als mir lieb war.

Doch ich mußte vorläufig meine weiteren Forschungen einstellen, um den militärischen Pflichten zu genügen.

Die Meldezeit war herangekommen. Mein erster Gang galt dem Oberstabsarzte G., meinem nächsten Vorgesetzten. Er empfing mich ernst und feierlich. Wohnung sagte er, werden Sie auf dem Fort Prittwitz-Gaffron nehmen. Ich glaubte umsinken zu müssen bei dieser Nachricht. Denn wenn ich auch noch kein Fort von Angesicht zu Angesicht kennen

gelernt hatte, so wußte ich doch aus den Berichten älterer Kollegen, daß dieser Aufenthalt für einen Großstädter seltsame Überraschungen berge. G. mochte mir den übeln Eindruck seiner Worte ansehen, denn er fuhr besänftigend fort, wahrscheinlich nur auf einige Zeit. Zu tun ist nicht viel, außer dem Revierdienste. Wenn die Rekruten kommen, wird es auch für Sie mehr Arbeit geben durch Impfen, Untersuchen und andere Obliegenheiten.

G. ist gegen mich stets ein gerechter und wohlwollender Vorgesetzter gewesen, und ich kann wohl sagen, seine Persönlichkeit interessirte mich vom ersten Augenblicke an. Er gehörte nicht zu den Dutzendmenschen, er ging seine eigenen Wege. In seinem Wesen lag etwas Verkümmertes, Unbefriedigtes, als fühle er sich nicht am rechten Platze. Wenn ich zu ihm kam, fand ich ihn stets vergraben zwischen Büchern und Schriften, studirend oder diktirend. Er beschäftigte sich viel mit den gesundheitlichen Verhältnissen Posens und hat in dieser Beziehung wertvolle Beobachtungen und Forschungen angestellt. Er galt als der Gelehrte unter den zahlreichen Ärzten der Garnison und so viel steht fest, Generalarzt Ch., der schwer zu Befriedigende, hielt große Stücke auf ihn. Verkehr hatte er so gut wie gar nicht, auch mit den Kollegen nicht. Da er auch unbeweibt war, Kartenspielen und Trinken verabscheute, so lebte er gleich einem Einsiedler und Sonderlinge. Doch achtete und schätzte ihn jedermann

hoch wegen seiner Gewissenhaftigkeit im Dienste und seiner Pflichttreue im Berufe.

Sein einziges Vergnügen bestand in weiten Spaziergängen und Abends im Besuche von ganz gewöhnlichen Zirkus-Vergnügungen mit Trapez, Taschenspielerkünsten und ähnlichem. Es blieb mir diese Vorliebe eines geistig augenscheinlich sehr begabten und hochstehenden Mannes für so untergeordnete Dinge ein Rätsel. Bis mich Kollege S., der Einzige, dem G. hin und wieder näher trat, eines Tages darüber aufklärte.

Des Vergnügens halber geht er nicht hin, sagte S. Er tut es mehr mechanisch, instinktiv, weil er fühlt, daß er das durch Studiren und Lesen überreizte Gehirn entlasten muß. Er weiß am andern Tage gar nicht, was er da gehört oder gesehen hat, aber gewohnheitmäßig geht er immer wieder hin. Der Körper bedarf dieser geistigen Entlastung. Würde er noch Abends und Nachts über den Büchern sitzen, so müßte er ja toll werden.

Warum ist er nicht Hochschullehrer geworden, meinte ich. S. zuckte die Achseln. Das Zeug hätte er wohl dazu gehabt, erwiderte er, aber zur rechten Zeit fehlte der innerliche Drang und jetzt ist es zu spät.

Unzufriedenheit mit seinem Berufe, mit seinem Geschicke in solchem Alter, muß schrecklich sein.

Kann schließlich den klügsten Leuten passiren, wenn sie Unglück haben, brummte S.

Nein, rief ich, jeder ist seines Glückes Schmied. Klar sein Ziel sich stellen, mit unbeugsamer Willenskraft der Verwirklichung nachstreben, dann mag das Alter kommen.

Seien Sie nicht ungerecht, erwiderte S. Es gibt selische Kämpfe, welche die stärkste Willenskraft brechen können, und ich weiß, G. hat viel durchgemacht.

Das mochte zutreffen. Die hohe, edle Stirn des Alten, von tiefen Linien durchfurcht, erzählte von Kämpfen und Leiden. Nie betrachtete ich ihn seitdem ohne Mitgefühl. Unsereins, sagte ich mir, kann da noch nicht mitreden. Wenn die Stürme des Lebens kommen, dann erst gilt die Probe. Du hast sie noch zu bestehen.

Der Empfang beim Generalarzte Ch. war nichts weniger als gemütlich. Er galt als sehr streng im Dienste; als rücksichtslos, mißtrauisch und herrisch; als das ärztliche Seitenstück zu Steinmetz; unnahbar für seine Untergebenen; in der Gesellschaft als wenig beliebt.

Ein hagerer, finster und kränklich aussehender Mann mit stechendem Blicke trat mir entgegen, hörte meine Meldung und musterte mich ein Weilchen von oben bis unten.

Wehedem, der bei Dir etwas auf dem Kerbholze hat, dachte ich. Da ich mich aber in dieser Beziehung noch frei fühlte, so hielt ich die Besichtigung mit vieler Selenruhe aus.

Sind Sie schon mal abkommandiert gewesen, fragte der Gestrenge, endlich das Schweigen brechend.

Ja, Herr Generalarzt, erwiderte ich, nach Potsdam zum 1. Garde-Regimeut.

Wie lange?

Auf 10 Wochen.

Gut, sagte er. Sie werden auch jetzt ein Kommando antreten. Beim 2. Bataillon in Schrimm ist der Stabsarzt erkrankt, Sie gehen zu seiner Vertretung noch heute dahin ab.

So war ich denn vorläufig dem Fort entronnen, um dicht an der russischen Grenze meine militärärztliche Laufbahn zu beginnen. Hoffentlich ist es kein Sturz von der Scylla in die Charybdis, den dieses Kommando bedeutet, dachte ich bei mir, als ich meinen noch kaum ausgepackten Koffer schloß und mich wieder reisefertig machte.

Schrimm ist ein Städtchen von etwa 6000 Einwohnern, mit kleinen Häuschen und elendem Pflaster. Des Abends lagen, dazumal wenigstens, die Gassen in tiefer Finsterniß, trotz der vor kurzer Zeit eingeführten Gasleitung. Ob die junge Leitung ihren Dienst versagte, oder ob die Väter der Stadt aus Sparsamkeitsrücksichten die Laternen nicht anzündeten, konnte ich nicht ergründen. Doch erfordert die Gerechtigkeit zu erwähnen, daß Sonntags eine Laterne des stattlichen fünfarmigen Kandelabers, der den Ring schmückte, ihr einsames Licht nach Kräften leuchten ließ.

Das Städtchen hatte einen vorwiegend deutschen Anstrich. Die Kaufleute, die Handwerker waren zum größten Teile Deutsche. Die Polen, meist dem Arbeiterstande angehörig, hatten keinen Einfluß, oder mieden wenigstens jedes Hervortreten. Ärzte, Richter und Beamte und die starke Garnison vervollständigten den Eindruck, daß man sich in einer deutschen Stadt befinde.*) Mittelpunkte des Verkehres bildeten das bürgerliche und militärische Kasino.

In einem Neste wie Schrimm, wo Teater, Konzerte und ähnliche Vergnügungen gänzlich fehlten, der Verkehr sich auf wenige Beamten- und Guts-besitzer-Familien beschränkte, bildeten die jüngeren, unverheirateten Offiziere, sozusagen eine Familie für sich. Sobald der Dienst beendet war, die nötige körperliche Erholung stattgefunden hatte, kamen die Mitglieder zusammen. Fehlte einer, so hieß es sofort wo kann er stecken, was treibt er. Man fragte, man forschte, man rückte ihm schließlich auf die Bude. Die ganze freie Zeit spielte sich auf gemeinschaftliche Kosten ab.

Das Offizier-Kasino, eines der stattlichsten Gebäude des Ortes, vereinigte uns Mittags und Abends immer. Bei gutem Wetter bequem zu erreichen, änderten sich die Verhältnisse, sobald es stark geregnet hatte. Der Zugang war dann nicht ganz ungefährlich. Auf schwankenden Brettern und Bohlen mußte man über Pfützen und Gründe hinschreiten.

*) Heute ist das bekanntlich ganz anders.

Abends und Nachts durfte dann die treue Handlaterne nicht fehlen.

Sonntags Nachmittags wurde meist ein Generalspaziergang unternommen. Leider bot die reizlose Umgebung wenig Abwechslung. Zwar floß der mächtige Wartestrom am Städtchen vorbei, aber seine Ufer waren zum Lustwandeln nicht eingerichtet. Da ein Bahnhof noch nicht bestand, so blieb nur die große Fahrstraße übrig und zwar immer dieselbe. Ziel der Wanderung bildete eine ziemlich fern in einem Gehölze gelegene Meierei. Da wurde Rast gemacht, Kaffe getrunken, mit der niedlichen Besitzerstochter gescherzt, und dann gegen Abend der Rückmarsch angetreten. So ging es vorschriftmäßig jeden Sonntag und niemand durfte fehlen. Es sei denn, daß eine Einladung auf eines der wenigen deutschen Güter der Umgebung, eine Verhinderung abgegeben hätte.

Der Familienverkehr wurde nach Kräften gepflegt, aber er mußte nach Lage der Sache an einer gewissen Eintönigkeit leiden. Man kam zusammen, man aß, man trank; die Herren spielten Karten; die Damen erzählten sich Stadtneuigkeiten. War die junge Welt genügend vertreten, so wurde auch wohl ein Tänzchen gemacht. Doch vergessen wir nicht, es gab auch öfters musikalische Genüsse.

Nach dem Essen hieß es: Meine Gnädigste, Sie werden doch die Güte haben, uns ein schubertsches Lied zum Besten zu geben.

Nach langem Bitten willigte die Gnädige endlich ein, falls ihr Mann die Begleitung übernehme. Er ist bereit, bittet aber um Entschuldigung, da er seit Monaten keine Taste angerührt hat. Sie hatte dementspechend keine Note angesehen. Endlich sind alle Bedenken beseitigt und das Lied steigt.

Aber das ging ja vortrefflich, sage ich zu meinem Nebenmanne, besonders wenn man bedenkt, daß es improvisirt ist.

Doktor, antwortete er trocken, der Reiz schwindet, wenn man alljährlich dieselbe Komödie mit derselben Inszenirung durchmacht.

Übrigens fiel gerade in die Zeit meiner Anwesenheit ein für Schrimm noch nicht dagewesenes Ereigniß. Es sollte zum ersten Male Teater gespielt werden. Gesagt, getan. Bald erhob sich im Kasino eine kleine, freundliche Bühne, und ein kunstverständiger Ausschuß begann die nötigen Zurüstungen. Daß ich als Berliner von solchen Dingen etwas verstehen müsse, nahm man als selbstverständlich an. Kein Sträuben half, ich mußte meine Mitwirkung zusagen.

Nun galt es die Wahl der Stücke, die Verteilung der Rollen, dann fleißiges Üben und Probiren. Wir hatten einige recht anmutige Damen zum Mitspiel gewonnen, was den Reiz nicht wenig erhöhte. Die Mimen bildeten das Stadtgespräch und erfreuten sich ganz besonderer Beachtung.

Bei der Generalprobe waren wir ganz unter uns, und nur einige notwendige Kritiker hatten Zutritt erhalten.

Ich trat hervor und sprach meinen Prolog mit der Ruhe und Würde eines alten Bühnenkundigen. Allmälich zu größerem Feuer mich aufschwingend rief ich:

Zwar sind wir nicht Atens beglückte Kinder
Auch nicht in Romas Mauern aufgeblüht,
Doch Mensch bleibt Mensch, im kleinen Schrimm
nicht minder,
Als in Aten einst, Sinn fürs Schöne glüht;
Das ziert den Menschen unter allen Zonen,
Er mag im Norden, mag im Süden wohnen.

Es war mir schon vorher wie sanftes Flüstern hinter der Bühne gewesen, jetzt aber klang ein Seufzer und dann ein leiser Kuß. Merkwürdig, aber doch kein Grund für mich, um aus der Rolle zu fallen, zumal die Zuhörer vor der Bühne nichts bemerkt zu haben schienen, ich fuhr also fort:

Zum ersten Mal erscheinen wir — mit Beben,
Der Musen junge Stätte einzuweihn
Und bitten drum, wenn wirs mit Eifer geben,
Laßt Eure Nachsicht freundlich angedeihn.
Allmälich wird von Lieb und Lust getragen,
Das schwache Reis hier feste Wurzeln schlagen.

Da erschallte ein Kuß so laut und deutlich, daß jeder ihn hören mußte und sämmtliche Zuhörer in ein lautes Gelächter ausbrachen.

Als man aber hinter der Bühne nach den Schuldigen fahndete, war niemand zu finden, und die entrüsteten Damen erklärten, das sei sicherlich wieder ein Stückchen des Lieutenants K., der allerhand Geräusche täuschend nachzuahmen verstand. Aber auch dieser war nirgends zu entdecken. Aufgeklärt ist die Geschichte nie worden, aber Stoff zum Lachen bot sie reichlich.

Die Vorstellung selbst verlief glänzend. Alle Berühmtheiten aus Stadt und Umgegend waren erschienen. Denn wer hättte bei solchem Ereignisse fehlen wollen. Chassepot und Zündnadel erregte Stürme von Beifall, aber auch der Präsident und eine Partie Piquet erfreuten sich guter Aufnahme. Es herrschte nur eine Stimme darüber, daß Schrimm reich an schauspielerischen Größen sei, und daß diesen Gelegenheit gegeben werden müsse, ihr Licht öfter leuchten zu lassen. Besonders Hauptmann K. wurde mit Beifall überschüttet. Die Damen wußten sein Spiel nicht genug zu loben und wenn er nicht ein hartgesottener Junggeselle gewesen wäre, hätte er sein Herz verlieren müssen. Schade, sagte er lachend, daß ich nicht Schauspieler geworden bin. Da hätte ich es am Ende weiter gebracht. Jetzt ist es zu spät zum Umsatteln. Ein glänzender Beifall beschloß den denkwürdigen Tag.

Hinterließ dieses Fest nur freundliche Erinnerungen, so sollte ich doch auch das Gegenteil kennen lernen und das kleine Schrimm in zwei

feindliche Lager geteilt sehen. Eine Tischrede hatte das Unheil angestiftet. Hie Welf —' hie Waiblingen hallte es überall wieder. Glücklicherweise kam es nicht zum männermordenden Kampfe, sondern nur zu mehr oder minder hitzigen Erörterungen. Allmälich glätteten sich die erregten Wogen, zumal Weihnachten das Fest des Friedens nahe war, und Sylvester durch ein ganz besonders glanzvolles Fest begangen werden sollte. Daß dazu Einigkeit. Not tat, sahen die erbittertsten Kampfhähne ein.

Der Weihnachtsabend verlief still und fast wehmütig für mich. Es war das erste Mal, daß ich nicht daheim sein konnte. Die meisten Offiziere hatten den häuslichen Herd aufgesucht, nur wenige waren zurückgeblieben. Diese vereinigten sich im Kasino. Ein schön geschmückter Tannenbaum strahlte im festlichen Lichterglanze; wir hatten eine Bowle gebraut und versuchten lustig zu sein. Meine Gedanken schweiften in die Ferne, ich gedachte Gretchens, und eine trübe Stimmung überkam mich. Frühzeitig begab ich mich nach Hause.

Mit dem Anbruche des neuen Jahres ging mein Kommando zu Ende, da sich der Stabsarzt gesund meldete. Ärztlich hatte ich übrigens recht wenig zu tun gehabt. Im Lazarete lagen einige leichte Kranke. Sorge machten nur ein Par Fälle von ansteckender Augenentzündung, die sich damals zu zeigen begann und später in den östlichen Gebieten große Ausdehnung gewann. Privattätigkeit blühte mir

in ein bis zwei Fällen als Vertreter des Stabsarztes. Als ich mich über diese geringe Arbeit wunderte, sagte er, der Kreisphysikus, ein Pole, vertrete ihn, zumeist auf dem Lande, wo nur polnisch gesprochen werde.

Übrigens ist auf dem Lande nicht viel zu holen und in der Stadt erst recht nichts, setzte er bitter hinzu. Seien Sie froh, daß Sie nach Posen zurück können, Schrimm ist schlimm.

Ich hatte keine Veranlassung, in diesen Ruf einzustimmen. Mir waren die fünf Wochen meines Kommandos wie im Fluge vergangen und unangenehme Erfahrungen erspart geblieben. Das sagte ich auch dem Kollegen.

Sie haben ja nur Gastrollen gegeben und sind aus der Feststimmung gar nicht herausgekommen, erwiderte er. Sitzen Sie nur Jahr und Tag hier, dann werden Sie auch rufen: Schrimm ist schlimm.

Warum lassen Sie sich nicht versetzen, fragte ich, wenn es Ihnen so wenig gefällt. Der Mensch ist doch kein Mauerstein, der ein für alle Mal bleiben muß, wo er hingelegt worden ist.

Als wenn das so leicht ginge, meinte er.

Alles geht, was man ernstlich will.

Sie sind jung, Ihnen hängt der Himmel noch voll Geigen, später kommt es anders.

Aber gewiß nicht schlechter, dafür hat man Arme und Beine um sich zu regen, erwiderte ich lachend und verabschiedete mich.

Fort Prittwitz-Gaffron.

Unzweifelhaft übt das Wetter auf die Stimmung der meisten Menschen einen starken Einfluß aus. Scheint die Sonne, wehen laue Lüfte, lacht der blaue Himmel, dann verlieren Verdruß und Ungemach ihren Stachel, und wir fühlen die Kraft in uns, ihrer Herr zu werden. Ist es dagegen kalt und regnerisch, heult der Wind, und jagen schwere Wolken am Himmel hin, dann ist es recht schwierig, üble Laune zu bemeistern.

Das empfand ich, als ich von Schrimm zurückkehrend im bösartigsten Unwetter meine neue Behausung, das Fort Prittwitz-Gaffron, aufsuchte.

Der Sturm tobte, und ein feiner, eisiger, mit Schneflocken untermischter Regen ging hernieder. Der schon zu gewöhnlichen Zeiten nicht einladende Weg durch Wallischei und Schrodka, wurde heute geradezu lebensgefährlich. Mein Rosselenker fuhr mit solcher Gewalt in eine tiefe Pfütze hinein, daß ich mit dem Kopfe gegen die Wagendecke anrannte, mein Koffer aber vom Bocke herab in den Schmutz geschleudert wurde. Wir konnten Gott danken, daß es ohne körperliche Verletzungen abgegangen war. Endlich hatten wir die letzten Häuser der Schrodka hinter uns, es ging eine kleine Anhöhe hinauf und der Wagen hielt. Wir sind am

Ziele, sagte der Kutscher. Ich aber schaute mich in der Dunkelheit vergeblich nach einem Bauwerke um. Er nahm den Koffer, ging voran, und so gelangten wir über eine Zugbrücke an ein offen stehendes Tor. Als dieses durchschritten war, sah ich endlich, daß wir uns in einem Hofe befanden, der von Mauerwerk rings umgeben war. Aus kleinen Fenstern schimmerten schwache Lichtstreifen, und jetzt bemerkte ich auch den Posten, der neben dem Schilderhäuschen die vorschriftsmäßige Ehrenbezeigung machte.

Wo ist die Wachtstube, fragte ich ihn. Dort am Eingange rechts. Ich öffnete die Tür und eine wahrhaft tropische Hitze schlug mir entgegen. Einige Füsiliere waren beschäftigt in den glühenden eisernen Ofen neue Kohlen zu schütten, andere spielten Karten, einer lag in der Nähe des Ofens und schnarchte. Am Tische saß der wachhabende Unteroffizier und schrieb. Alle sprangen sofort auf und standen kerzengrade da. Sie hielten mich im ersten Augenblicke wohl für einen revidirenden Vorgesetzten.

Ist der Kommandant des Forts zu Hause? fragte ich den Unteroffizier. Zu Befehl Herr Doktor.

So führen Sie mich zu ihm. Da kam Lieutenant T. mir schon entgegen, begrüßte mich herzlich und forderte mich auf, den Abend in seinem Zimmer zuzubringen. Denn, sagte er, bei Ihnen ist es eiskalt, wenn auch sonst alles bereit ist. Wir haben

Sie erst morgen erwartet. Erlauben Sie, daß ich Ihnen ihre Behausung zeige.

Wir stiegen in den 1. Stock hinauf. Gleich am Eingange des riesigen, weißgetünchten Flures wurde eine niedrige Tür geöffnet, und ich betrat einen wahren Reitstall von Raum, lang, verhältnißmäßig schmal, dessen Decke ein mächtiges Tonnengewölbe bildete. Die Par vorschriftmäßigen Möbel verschwanden in dem weiten Gelasse ganz. Rechts an der Längswand kam man durch eine Tapetentür in einen Nebenraum, der als Schlafzimmer dienen sollte. Die Dielen waren gründlich gescheuert worden, denn sie sahen blitzblank aus, und ich bedauerte ordentlich mit den Schmutzstiefeln darauf treten zu müssen. Eine einfache grau-weiße Tapete bedeckte die Wände, während das Gewölbe im blendend weißen Anstriche erstrahlte. Ein peinliche Sauberkeit herrschte, und das verfehlte nicht mich angenehm zu berühren, trotzdem der Wohnraum als solcher, mir einen gelinden Schrecken einflößte. Die eisige, dumpfige Luft, die mich umfing, trug auch nicht dazu bei, das neue Heim freundlicher zu machen. Lieutenant T. mochte meine Gedanken erraten, denn er sagte: Alles bombensicher, nur ein Bischen kahl und öde. Doch lassen Sie erst Gardinen am Fenster sein, Decken am Boden liegen, einige Bilder an den Wänden hängen, dann sieht es gleich behaglicher aus. Und nun kommen Sie zu mir hinüber, denn hier herrscht ja sibirische Kälte.

Seine Wohnung lag auf der anderen Seite des Flures und glich ganz der Meinigen. Nur sah sie recht wohnlich und gemütlich aus. Bilder und Waffen hingen an den Wänden, ein großer Teppich bedeckte die Erde, und den Tisch schmückte eine schöne Decke. Mitten darauf stand auf einem metallenen Untersatze, ein großer, dampfender Samowar und summte ein verheißungsvolles Lied. Trotz der Größe des Raumes herrschte eine sehr angenehme Wärme. Die erstarrten Glieder lösten sich, und bald saß ich in der behaglichen Sofaecke, den heißen aromatischen Trank mit Behagen schlürfend und der Rede meines freundlichen Wirtes lauschend. Er war ein stattlicher, hübscher junger Mann. Früher Landwirt, hatte er sich verhältnißmäßig spät entschlossen, das Waffenhandwerk zu ergreifen. So kam es, daß er, wenngleich dem Dienstalter nach der jüngste Lieutenant des Regiments, doch schon über das zwanzigste Lebensjahr hinaus war.

Ich freue mich natürlich, sagte T., daß ich einen Leidensgefährten bekomme. Jetzt kann man sich doch die Zeit, wenn das Wetter gar zu schlecht ist, zu Zweien vertreiben, und das ist viel wert. Für Sie freilich, als Berliner, wird es schwer halten sich an diesen einsamen Posten und die kleinlichen Verhältnissen in Posen, zu gewöhnen.

Aber Posen ist doch ein größere Stadt, erwiderte ich, auch muß die verschiedenartige Bevölkerung ein nicht uninteressantes Leben erzeugen.

So sollte man meinen, sagte T., aber leider ist das Gegenteil der Fall, da sich die verschiedenen Rassen fremd gegenüber stehen, sich scheiden wie Feuer und Wasser.

Auf unseren Bällen, in den Gesellschaften, werden Sie weder Polen noch Juden antreffen, trotzdem beide Elemente durch Besitz, Einfluß und Volkszahl eine sehr große Rolle spielen. Die Polen hassen uns, was Adel und Geistlichkeit betrifft und meiden uns. Die Juden hinwiederum werden von uns gemieden.

Wir kamen auf die Verhältnisse beim Regimente zu sprechen. Ich erfuhr, daß die Siebenunddreißiger früher in Mainz gestanden hätten und erst seit wenigen Jahren nach Posen versetzt wären. Ein schlechter Tausch, meinte T., aus dem fröhlichen Mainz hierher in die Polakei und dazu noch getrennt in drei Garnisonen, von denen eine immer verlockender ist als die andere. Posen — Lissa — Schrimm. Aber das kann ich Ihnen sagen, die kameradschaftlichen und dienstlichen Verhältnisse beim Bataillon lassen nichts zu wünschen übrig, und Sie werden sich gewiß in kurzer Zeit bei uns heimisch fühlen. Zwar der alte Steinmetz, unser hoher Chef, wie Sie wissen, kümmert sich nicht allzuviel um sein Regiment, was geselligen Verkehr betrifft. Dagegen ist unser Oberst v. B. ein trefflicher Herr in jeder Beziehung. Einen schneidigeren Soldaten können Sie sich kaum denken. Er ist klein und sieht sogar

gebrechlich aus, wenn man ihm in der Gesellschaft begegnet. Sie erkennen ihn aber nicht wieder, wenn er zu Pferde sitzt und kommandirt. Da ist der kleine Mann wie umgewandelt und man sieht sofort, daß er zum Befehlen geboren ist. Leider werden wir ihn bald verlieren, denn seine Ernennung zum General steht bevor.

Der Bataillonskommandeur ist ein tadelloser Kavalier, aber mit seiner soldatischen Befähigung steht es schwach. Das weiß er auch ganz gut und möchte, glaube ich, den Dienst gern verlassen. Denn er ist sehr reich und durchaus nicht ehrgeizig. Aber die Frau, geistreich und lebenslustig, denkt anders und will um keinen Preis darauf verzichten Frau Oberst zu werden. Dazu ist wenig Aussicht vorhanden und das soll ihr Exzellenz von Kirchbach neulich in seiner trockenen drastischen Weise, so unverblümt gesagt haben, daß sie in Ohnmacht fiel und den Ball verließ.

Der Regiments- und der Bataillonsadjutant fuhr T. fort, um mit den Stäben zu Ende zu kommen, sind eng befreundet, wohnen zusammen und heißen daher beim Regimente nur Kastor und Pollux. Das sind ja für Sie vorläufig die wichtigsten Persönlichkeiten, die Anderen werden Sie bei Tische kennen lernen.

Mein Bursche trat ein und meldete, daß mein Zimmer leidlich durchwärmt sei. Da verabschiedete ich mich von meinem Fortgenossen und suchte mein Lager auf.

Als ich am andern Morgen erwachte und in meinem Reitstalle Umschau hielt, da packte mich ein gelindes Gruseln bei dem Gedanken, daß dies wahrscheinlich auf Monate, vielleicht auf Jahre hinaus, meine Behausung sein solle. Auf dem Forthofe ging es lebhaft zu. Es hatte in der Nacht tüchtig geschneit, und die Füsiliere waren mit Schaufeln und Besen an der Arbeit, um den Hof zu säubern.

Dann traten die einzelnen Kompagnien zum Appell an, verließen den Hof und an Stelle des eben noch so lebhaften Treibens entstand eine fast unheimliche Stille. Das Fort schien ausgestorben. Nur der schwere Tritt des Postens schallte zeitweise deutlich zu mir herauf. Ich warf einen Blick durch mein Festungsfenster. Den Hof umschloß rings finsteres, bombensicheres Gemäuer, vom trüben, grauen Himmel konnte ich grade noch ein Stückchen entdecken. Unten spazierte der Posten auf und ab. So ungefähr wird wohl auch der Aufenthalt eines Festungsgefangenen sein, dachte ich bei mir. Aber was war denn das. Da huschte ja ein weibliches Wesen über den Hof, gewandt, jung und zierlich. Das ist die Tochter der Fortwirtin belehrte mich mein Bursche. Wohnen sonst noch Familien hier? fragte ich. Nein, von den Unteroffizieren ist keiner verheiratet, lautete die Antwort.

Das sah ich sofort ein, an Privatpraxis war hier nicht zu denken. Damit entfiel aber auch jede Möglichkeit meine Pläne zu verwirklichen. Sollte

ich das Gretchen schreiben? Nein, um keinen Preis. Aber was tun? Ich setzte mich an den Tisch und stützte das Haupt auf, ratlos, entmutigt.

Da klopfte es und T. trat ein. Ich komme vom Frühdienste, sagte er und wollte nur im Vorbeigehen fragen, wie Sie die erste Nacht geschlafen haben.

Ganz leidlich. Nur dachte ich eben darüber nach wie viel Nächte ich wohl hier zubringen werde. Doktor, fangen Sie keine Grillen, rief T. lachend. In einer Viertelstunde hole ich Sie zu einem Spaziergange durch die Stadt ab und zeige ihnen dabei die Sehenswürdigkeiten. Später machen Sie ihre Meldungen und bei Tische treffen wir uns wieder.

Wir traten unsern Marsch durch die Schrodka an. Zahlreiche katholische Geistliche in ihren langen schwarzen Röcken, und ganze Scharen von Seminaristen begegneten uns, je näher wir dem Domviertel kamen. Der Dom selbst, nach verschiedenen Bränden erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts aufgebaut, machte mit seinen obeliskenartigen Türmen, dem Giebelvorbau und dem häßlichen gelben Anstriche, einen recht nüchternen Eindruck. Die Zeit der gewaltigen himmelanstrebenden Kirchenbauten scheint überhaupt für immer dahin zu sein. Wir errichten riesige Bahnhöfe, überbrücken die gewaltigsten Ströme, bauen turmhohe Warenhäuser, aber unsere Kirchen reichen denen des Mittelalters nicht das Wasser.

Auch das Innere mit seiner bunten, überladenen Ausschmückung hat nichts Erhebendes. Dagegen sind viele interessante Einzelheiten vorhanden.

Die größte Sehenswürdigkeit befindet sich in der ganz im byzantinischen Stile ausgebauten Königskapelle. Es ist das erzene Doppelstandbild der Begründer Posens, der Könige Boleslaus und Miecislaus Chrobri von unserem größten Meister Christian Rauch. In königlicher Hoheit und Kraft stehen sie da: Der Eine das mächtige Schwert in der Rechten, erzgepanzert, der Andere im Königsgewande, mit der Linken das Kreuz haltend, auf das die Rechte hinweist.

Ich hatte nicht geglaubt, hier im Osten dem Schöpfer so vieler herrlicher berliner Monumente, meine Huldigung von Neuem darbringen zu können. Nur schwer trennte ich mich von der prächtigen Gruppe.

Aber T. drängte zum Aufbruche. Kommen Sie, sagte er, Sie werden es noch oft betrachten können. Hören Sie die Geschichte dieses Denkmals. Sie ist interessant und zugleich karakteristisch für die Polen. Große, kühne Pläne fassen, das verstehen sie. Aber die ruhige, zähe, ausdauernde Durchführung fehlt ihnen. Eifersucht, kleinliche Zänkereien, Neigung zu Umtrieben haben bei ihnen stets eine traurige Rolle gespielt und tuen es noch jetzt. Dies Denkmal der beiden Könige sollte auf einem freien Platze errichtet werden und durch Größe und Ausdehnung hervorragen, gleichsam als Verkörperung

ehemaliger polnischer Macht und Herrlichkeit. Schinkel und Rauch lieferten die Entwürfe und das sagt wohl genug. Aber trotzdem der preußische König, der russische Kaiser, und der polnische Hochadel namhafte Summen zeichneten, und die Geistlichkeit eifrig für das Denkmal wirkte, sah man bald ein, daß die Mittel für den geplanten, großartigen Entwurf nicht annähernd einkommen würden. So beschloß man denn die Kapelle auszubauen und darin ein Standbild aufzustellen.

Aber der Ausbau und die Ausschmückung verschlangen die gesammelten Gelder, so daß für das Denkmal nichts mehr übrig blieb. Da trat der edle Graf Eduard Raczynski, der so viel für Posen getan hat, in die Bresche und stiftete das Standbild auf seine Kosten. Am Sockel ließ er die Worte eingraben: Do tej Kaplicy ofiaruje Edward Nalecz Raczynski.*)

Wegen dieser Inschrift erhob sich ein erbitterter Streit. Man behauptete, die gesammelten Gelder seien für das Denkmal, nicht für die Ausschmückung der Kapelle bestimmt gewesen und beantragte Vernichtung der Inschrift. Der Graf, der gehässigen Angriffe müde, ließ schließlich selbst die Inschrift abfeilen und nahm sich wenige Tage darauf das Leben. Die Polen, so schloß T., haben es nie vertragen können, wenn einer aus ihrer Mitte die Anderen zu sehr überragte.

*) Für diese Kapelle geschenkt von Eduard N. Raczynski.

Mittlerweile hatten wir den Hauptplatz der Altstadt erreicht. Das altergeschwärzte Rathaus mit seinen schönen offenen Hallen, davor der berninische Proserpinabrunnen und die ehrwürdige Rolandsäule, machten einen malerischen Eindruck. Rings herum schwärmte es wie in einem Bienenkorbe. Denn es war Markttag, und das polnische Volk vom Lande entwickelte eine französische Lebhaftigkeit.

Das Rathaus, sagte T., ist so recht ein Sinnbild der hiesigen Verhältnisse. Die Vorderseite ist ganz im italienischen Renaissance-Stil gehalten, an anderen Stellen lugt überall die Gotik hervor. Nichts ist einheitlich. Eins unvermittelt neben das Andere gestellt, oder auf das Andere gepfropft.

Auf der anderen Seite des Platzes schritt ernst und bedächtig vor der dort befindlichen Hauptwache der Posten auf und ab. Hinter ihm standen, behaglich auf das Marktgewühl des Platzes herabblickend die Grenadiere des 6. Regimentes, welche grade die Wache hielten.

Sie irren sich doch T., sagte ich und wies auf die Wache hin. Etwas ist hier jedenfalls einheitlich und innerlich gefestet, das ist das Militär.

Das stimmt Gott sei Dank, rief T. Es ist der unerschütterliche Fels in dem heftig brandendem polnischen Mere. Denn leider ist auch das Landvolk nicht mehr so zuverlässig und friedlich wie früher. Es beginnt die Wohltaten der preußischen Herrschaft

zu vergessen, dank den unausgesetzten Einflüsterungen der polnischen Geistlichkeit.

Ich habe lange auf dem Lande gelebt und kenne die Verhältnisse. Im Beichtstuhle, von der Kanzel, bei jeder Gelegenheit wird auf die Leute eingewirkt, besonders auf die Weiber. Man macht ihnen weiß, daß katholisch und polnisch eins seien im Gegensatze zu evangelisch und deutsch. Deutsche Katholiken der unteren Stände, gehen durch solche Umtriebe in kurzer Zeit ihrem Volkstume verloren. Schon die dritte Nachkommenschaft ist meist stockpolnisch. Bei Mischehen zieht jedesmal der deutsche Teil den kürzeren. Daher machen die Polen überall Fortschritte und wenn das so weiter geht, sind Posen und Westpreußen in 50 Jahren reinpolnisch. Die gebildeten Deutschkatholiken in den Städten merken wohl den stetigen Rückgang ihres Volkstumes, aber sie sind zu bequem, oder zu römisch gesinnt, um ernstlich dagegen aufzutreten. Sicheren Halt gegen die Polonisirung gewähren nur die Protestanten, wo sie in größerer Menge beisammen sind.

Und die Regierung, fragte ich?

Die Regierung begünstigt sogar — wohl unwissentlich — das Treiben der Polen, indem sie die Schulaufsicht den polnischen Geistlichen überläßt. Die arbeiten natürlich mit allen Kräften an der Verdrängung des Deutschen, wo es nur irgend angeht. Dafür giebt es zahllose Belege.

Doch da sind wir ganz zufällig zu dem Denkmale eines polnischen Nationalheiligen gelangt, unterbrach sich T. und zeigte auf ein stattliches Standbild von weißem Marmor. Ihm werden fast abgöttische Ehren gezollt.

Wer ist es, fragte ich?

Adam Mickiewicz, antwortete T. Die Regierung hat diese demonstrative Ehrung ruhig geschehen lassen.

Daran, erwiderte ich lebhaft, hat sie meiner Ansicht nach Recht getan. Mickiewicz ist ein großer Dichter und hat herrliche Sachen geschaffen. Wenn er seine Feder in den Dienst seines Volkes stellte, wenn er dessen innere und äußere Wiedergeburt in glühenden Versen besang und erhoffte, so kann man das nicht tadeln. Einem solchen Manne brauchen wir die Anerkennung nicht versagen. Das wäre kleinlich. Hätten wir Deutschen den Opfermut und den Nationalstolz der Polen, dann könnte von Polonisirung keine Rede sein. Unsere eigene Lässigkeit und Schwäche ist Schuld daran, wenn unser Volkstum zurückgeht. Man trete polnischen Umtrieben und Anmaßungen streng entgegen, aber man sei nicht unbillig und mache sie verantwortlich für das, was die Folge unserer Fehler ist.

Bei den Polen ist mit Güte und Nachsicht nichts auszurichten, sagte T., und wo sie das Heft in den Händen haben, sind sie hart und rücksichtslos. Sie werden das bei längerem Hiersein bald einsehen.

Doch jetzt ist es Zeit, fuhr T. fort, indem er nach der Uhr sah, ein wenig zu frühstücken, wenn Sie vor Tische noch ihre Meldungen erledigen wollen.

Nach kurzer Rast geleitete T. mich zur Wohnung des kommandirenden Generals von Steinmetz. Denn ihm galt meine nächste Meldung. Der Löwe von Skalitz und Nachod war seit 1866 der Held des Tages, und auch in Berlin ward viel von ihm gesprochen, besonders als er, der Siebzigjährige, eine Siebzehnjährige zur Frau genommen hatte. Damals ahnte ich nicht, daß ich ihn einst von Angesicht zu Angesichte kennen lernen würde.

Als Chef des Regiments wird er mich doch annehmen, sagte ich zu T., es interessirt mich wirklich den Alten zu sehen. Schwerlich, meinte T., wird er sie vorlassen. Da muß er schon gut gelaunt sein. Sie schreiben sich einfach in das große Buch ein.

Aber der Löwe war entschieden gut gelaunt und empfing mich. Ein mittelgroßer, beinah klein zu nennender Herr mit schneweißem, vollem Haupthare und ebensolchem Schnurrbarte, kam mir entgegen. Er beugte während meiner Meldung den Kopf etwas hintenüber, als wolle er mich besser in Augenschein nehmen. Ein hohe breite Stirn, kräftige Nase, energisches Kinn, lebhafte blaue Augen, blühende Gesichtsfarbe und rasche Bewegungen, ließen keinen Augenblick den Gedanken aufkommen, daß man einen altersmüden Herrn vor sich habe. Der war aus

Blüchers Schule, ein Greis in jugendlicher Kraft und heldenhafter Frische. Warum sollte sich ein junges Mädchen für eine solche Persönlichkeit nicht begeistern?

Hatten Sie viel Kranke in Schrimm? fragte er.

Nein, Exzellenz.

Hier wird es Ihnen doch wohl besser gefallen. Danke Ihnen, er verbeugte sich kurz und ging.

Mein Bataillonskommandeur hatte nichts von militärischer Strammheit, er war ein feiner, liebenswürdiger Kavalier, von behäbigem Äußern. Seien Sie uns willkommen, Herr Doktor, sagte er. Posen hat im Westen einen schlechten Ruf, ich weiß das. Aber es läßt sich hier ganz gut leben. Ich bedaure, daß Sie auf dem Fort wohnen müssen. Das Bataillon legt keinen Wert darauf, daß ein Arzt draußen ist. Wir würden das Zimmer gern anderweitig verwenden. Aber der Herr Generalarzt will vorläufig davon nichts wissen. Wir werden die Sache im Auge behalten.

Bei den Siebenunddreißigern.

Die unverheirateten Offiziere unseres Bataillons speisten im Logensale, denn ein eigenes Kasino besaßen sie nicht. Hier wurde ich als neuer Tischgenosse mit offenen Armen empfangen. Ich brachte

Grüße aus Schrimm und mußte von unsern teatralischen Leistungen erzählen.

Der Regimentsadjutant W. kam und machte die Mitteilung, daß Steinmetz sein Bild dem Regimente geschenkt habe. Es solle beim jedesmaligen Regimentskommandeur seinen Platz finden. Unwillkürlich wurde der Chef zum Mittelpunkt der Unterhaltung, was für mich als Neuling nicht uninteressant war.

Man mag über den Alten als Menschen, sagte W., denken wie man will, als Soldaten muß man ihn bewundern. Ohne seine Tatkraft und Kaltblütigkeit wäre die Sache bei Nachod zweifellos schlecht abgelaufen.

Als unsere schwache Vorhut einer dreifachen Übermacht stundenlang gegenüber stand und immer mehr zusammen schmolz, da dachte man ernstlich an den Rückzug, weil nach allgemeiner Ansicht die Stellung nicht mehr zu halten war. Doch der Alte befahl dem General v. L. unter allen Umständen auszuharren, bis die Hauptmacht durch den Engpaß herangerückt sei. Trotz aller Vorstellungen blieb er dabei und setzte sich dem feindlichen Feuer mit einer Selenruhe aus, als befände er sich auf dem Exerzierplatze. Diese Furchtlosigkeit und Sicherheit übertrug sich auch auf uns, wir hielten aus. Der Rückzug der Vorhut hätte geradezu verhängnißvoll werden müssen. Vor uns der Feind, hinter uns der Engpaß, vollgepropft mit unsern heranziehenden Truppen. Eine heillose

Verwirrung und eine Niederlage wären unvermeidlich gewesen.

Das ist alles recht schön und gut, erwiderte Hauptmann V., aber eine unerhörte Tollkühnheit war's doch, anzugreifen, ehe die Hauptmacht heran war, ein Fehler, der sich ohne die Überlegenheit des Zündnadelgewehres und die eiserne Ruhe unserer Leute, schwer hätte rächen müssen.

Mit nichten, rief v. S., das Verdienst eines Führers liegt eben darin, im entscheidenden Augenblicke genau zu wissen, wie viel er seinen Truppen zumuten kann. Der Alte wußte das, blieb fest, und das ist seine Größe.

Na unser Oberst als Befehlshaber der Vortruppen, sagte W., war aber auch der rechte Mann am rechten Platze. Mit welcher Klarheit und Besonnenheit überschaute er die Sachlage und gab die entsprechenden Befehle.

Ja, das ist wahr, meinte Hauptmann K. und eine Kaltblütigkeit legte er an den Tag in der größten Hitze des Gefechtes, als handle es sich um einen Spazierritt. Ich habe es mit angesehen, wie er langsam bis zur Schützenlinie vorritt und die Leute ermahnte beim Schießen ja recht ruhig zu bleiben und den Feind erst ordentlich aufs Korn zu nehmen.

Na bei unsern Westfälingern hielt das nicht allzuschwer, rief W. lachend, die lassen sich nicht leicht aus der Fassung bringen.

Das stimmt, bestätigte v. F. Einer unserer Füsiliere legte davon glänzendes Zeugniß ab. Er ist der beste Schütze der Kompagnie, zielt auf einen berittenen Offizier und verfehlt ihn. Zum zweiten Male legt er an, erhält aber, bevor er abdrückt einen Schuß durch die Hand. Hoho, ruft er, mein Jungchen, das hilft dir alles nichts, zielt mit der durchschossenen Hand von neuem und trifft dies Mal sicher. Mit solchen Leuten läßt sich etwas ausrichten.

Die Rede kam dann auf den Divisionskommandeur v. Kirchbach. Auch er wurde als tüchtiger Soldat gerühmt. Aber zu spaßen sei nicht mit ihm und seine Äußerungen ließen an Deutlichkeit oft nichts zu wünschen.

Dazu kann ich einen kleinen Beitrag liefern, rief Lieutenant v. F. Neulich ist Ball beim General v. W. Die Alten sitzen an ihren Tischen und spielen Karten, die Jüngsten tanzen im großen Sale. Wir Andern haben uns gemütlich, abseits vom Lärme, in einem stillen Winkel niedergelassen, rauchen unsere Havanna und schlürfen ein Gläschen Wein, als mit einem Male v. K. auf der Bildfläche erscheint. Oho meine Herren, so ist es nicht gemeint. Sie sind zum Balle eingeladen. Drinnen fehlt es an Tänzern und Sie liegen hier auf der Bärenhaut. An die Gewehre meine Herren, kommandirte er halb im Scherze, halb im Ernste. Was blieb uns übrig, wir mußten antreten.

Das Mahl war zu Ende und ich machte mit verschiedenen dienstfreien Offizieren einen Spaziergang. Wir passirten das berliner Tor, einen mächtigen tunnelartigen Bau, der mir mehr als mein Fort klar machte, daß wir uns in einer Festung ersten Ranges befanden. Dabei entbehrte dieser Bau, so wie auch die anderen Festungswerke, welche ich nach und nach kennen lernte, neben ihrer Schutz- und Trutzkraft, nicht der Schönheit. Der Rohbaustil, der hier, wie bei zahlreichen öffentlichen Gebäuden, Anwendung gefunden hat, macht mit seinen leuchtenden Farben und den mächtigen Verhältnissen einen prächtigen Eindruck, besonders wo er sich von dem grünen Rasen der Böschungen abhebt.

In kleinen und mittleren Städten ist der Weg zum Bahnhofe gewöhnlich ein beliebter Spaziergang. Zu bestimmten Stunden findet sich da, wie in Italien Abends zum Corso, die vornehme Welt zusammen. Man trifft sich, man spricht, man lacht, man scherzt. Der Neuling aber lernt auf diesem neutralen Boden die Gesellschaft und ihre Chronik in kurzer Zeit kennen.

So gab es denn für mich heute viel zu sehen und zu hören, und da das Glück mir wohl wollte, wandelten Posens gefeierteste Schönheiten fast ausnahmslos an uns vorüber. Sehen Sie Doktor, da kommt die vielumworbene P. mit ihrer Mutter, rief Lieutenant v. S. Natürlich ist Graf K. an ihrer Seite. Der macht ihr denn doch ein Bischen stark den Hof. Eine üppige Blondine mit aschfarbenen

herrlichen Haaren und fröhlichen blauen Augen rauschte vorüber.

Wirklich eine schöne Erscheinung, flüsterte ich. Und tanzt Walzer, sagte v. S., wie eine Göttin. Aber freilich, um bei der einen Tanz zu bekommen, muß man wochenlang vorher betteln.

Ob denn der Graf ernste Absichten hat, meinte W.

Ha, der und ernste Absichten haben, da kennen Sie ihn schlecht. Sehen Sie dort Frau P., die schöne blasse Witwe, die Schwärmerei unsers T. Leider fehlt es am Besten. Dort aber kommt wahrhaftig der Alte mit seiner jungen Frau, rief W.

In der Tat, es nahte das seltene Par. Er der Siebzigjährige mit den schneigen Haaren und dem frischen Gesichte, sie die Siebzehnjährige, fast um Hauptes länge ihn überragend, stolz und gemessen.

Nächstens gibt es große dramatisch-musikalische Abendunterhaltung beim Alten, sagte v. S., als die Beiden vorüber waren. Seit Wochen wird geprobt und geübt und sie ist mit Feuereifer dabei, wie mir der Adjutant versichert.

Und der Alte? fragte W. Dem kann das doch keinen Spaß machen.

Der ist fast immer zugegen und nimmt den regsten Anteil, erwiderte v. S. Man erzählt sich übrigens tolle Geschichten von dem Ehepare.

Na, wie soll es wohl in einem Klatschneste, wie Posen, anders sein, erwiderte v. Fr. Ich kann Ihnen

nur sagen, die Beiden kommen vorzüglich mit einander aus. Sie liebt den Alten zärtlich.

Doktor, fragte v. S., was sagen Sie vom ärztlichen Standpunkte dazu, ist das überhaupt möglich?

Sicherlich, erwiderte ich lachend. Ein junges Mädchen, romantisch veranlagt, wird für einen Helden, wie der Alte doch unleugbar ist, leicht eine schwärmerische Neigung fassen können.

Aber der hinkende Bote kommt meistens nach, sagte v. S.

Junges Mädchen, alter Mann
Immer hängt ein Teufel dran.

Lassen Sie gut sein, meinte v. F. Der Alte ist Mannes genug, um es mit jedem Teufel aufzunehmen.

Kinder, rief W., genug davon, jetzt ist es Zeit zum Hauptquartier zu gehen.

Wir machten Kehrt und schlenderten langsam zurück. Es dunkelte, als wir die Hauptader der Stadt, die Wilhelmstraße, erreichten. Sie hat in der Anlage viel Ähnlichkeit mit Berlins stolzer Siegesstraße: unter den Linden. Ich war überrascht von dem Glanze der Läden und der Fülle des Verkehres, die sich hier bemerkbar machten. In einen mäßig erleuchteten, sehr einfach eingerichteten Sal, traten wir, die Konditorei von Beely. Das war das Hauptquartier. Offiziere aller posenscher Regimenter waren da vertreten. Einige lasen

in den zahlreichen Zeitungen, andere spielten Schach, Domino oder Karten, wieder andere unterhielten sich eifrig von den Ereignissen des Tages. Es war in der Tat ein farbenreiches, lebensvolles Bild, das sich hier darbot; lauter Jünger des Mars, in der Fülle der Jugend; frisch und fröhlich sich in der Ungebundenheit des dolce far niente ergehend. Ich konnte mich nicht satt sehen, und die Gefährten hatten genug zu tun, alle neugierigen Fragen zu beantworten und mich mit den wichtigsten Persönlichkeiten der Garnison bekannt zu machen. Allmälich lerte sich der weite Raum und auch meine Gefährten mahnten zum Aufbruche. Die Einen hatten Familien-Einladungen, andere wollten das Teater besuchen, ich rüstete mich zum Marsche nach dem Fort.

Aber da kam ich schlecht an. Sind Sie närrisch, Doktor, hieß es. Wollen Sie allein dort den Abend zubringen? T. wird doch dort sein, erwiderte ich. Der wird sich hüten. Er ist beim Hauptmann K. zum Abendessen.

Ich bin müde und abgespannt und bedarf der Ruhe, sagte ich.

Den ersten Abend in der neuen Garnison wollen Sie verschlafen, rief lachend Graf v. S., ein heiterer Lebemann, daraus wird nichts. Kommen Sie mit ins Teater und hernach lade ich Sie zu einer Flasche Ungar-Wein bei Katz ein. So ist es bei uns im Regimente einmal Sitte und dem müssen Sie sich fügen. Ihr Fort läuft Ihnen nicht

weg. Bravo riefen die Anderen, und ich war besiegt.

Das Teater, am Wilhelmplatze gelegen, bot seinem Äußeren nach einen gänzlich verunglückten Versuch den griechischen Stil für neuzeitliche Kunstgebäude in Anwendung zu bringen. Wenn das Genie Schinkels diese Riesenaufgabe in dem berliner Schauspielhause überraschend gelöst hat, wenigstens was den äußeren Aufbau betrifft, so ist dagegen sein posener Nachahmer, sowohl in der äußeren Formengebung, als auch in der inneren Ausstattung, kläglich gescheitert. Aber freilich, wer hieß mich auch immer den berliner Maßstab anlegen, ich mußte endlich lernen meine Ansprüche herunterzusetzen und mit den örtlichen Verhältnissen zu rechnen. Das bewies auch die Vorstellung, welche ich zu sehen bekam. Nicht als ob nicht einzelne Darsteller ihre Sache ganz gut gemacht hätten, aber andere waren nicht am richtigen Platze. So kam man nicht zu der wünschenswerten Täuschung, daß das, was da auf den Brettern vorgeht, wirkliches Leben sei. Auch die klapprigen, abgenutzten Dekorationen forderten oft den Widerspruch heraus. Eine Mauer, die beim Anlehnen beinahe umfiel, eine Eiche, deren stolzer Blätterschmuck wie zerknitterte Zwiebelhüllen aussah, deren Stamm bei jedem Schritte auf der Bühne schwankte, erregte anfangs meinen Unwillen auf das Höchste. Die Gefährten beachteten es gar nicht, oder lachten.

Was wollen Sie, sagte Graf S. Das sind Kleinigkeiten, an denen man sich nicht stoßen darf. Der große Shakespeare wäre froh gewesen, wenn er zu seiner Zeit solche Dekorationen gehabt hätte. Die berliner Ansprüche müssen Sie hier aufgeben. Bedenken Sie doch mit welchen Schwierigkeiten solch' ein armer Direktor eines Provinzialteaters zu kämpfen hat. Bald Opern, großen und kleinen Stiles, bald shakespearsche Trauerspiele, bald französische Lustspiele. Berücksichtigen Sie dabei den oft geradezu kläglichen Besuch. Wie soll er da die nötigen Kräfte heranziehen, und für ausreichende Dekoration sorgen, hier im äußersten Osten, wo die Meisten für gutes Essen und Trinken viel lieber etwas springen lassen, als für die Kunst.

Das räumte ich unumwunden ein, und ich habe später anerkennen müssen, daß unter den gegebenen schwierigen Verhältnissen, die Leistungen der posener Stadtbühne durchaus achtenswert waren.

Nach der Vorstellung begaben wir uns zu Katz und plauderten bei einer Flasche feurigen Ober-Ungars noch ein Stündchen über die guten und schlechten Seiten Posens.

Als ich herkam, sagte Graf S., direkt aus dem schönen Hannover, war ich zuerst ganz geknickt und meinte ich würde es nicht 3 Tage aushalten. Jetzt habe ich mich ganz leidlich mit den hiesigen Verhältnissen abgefunden. Wozu, wie ich gar nicht leugnen will, die gute Küche und der vortreffliche

Ungarwein nicht unerheblich mitgewirkt haben. Mein Lebelang möchte ich freilich hier nicht sitzen, aber einige Jahre wird's wohl noch gehen. Lachend deklamirte er folgende Verse:

Zu Cajenne am Wartestrande
Gibt es Juden viel und Polen,
Auch kann man sich hier zu Lande
Ganz umsonst das Fieber holen.

Kirchen winken allerwegen,
Heilig schallen die Gesänge.
Stille Schwestern fromm sich regen,
Pfäfflein gibt's die schwere Menge.

Doch ist schlecht nicht zu verkehren,
Freund, Du wirst es bald erschauen,
Wenn Du willst zwei Dinge ehren:
Ungarwein und schöne Frauen.

Bravo, bravo, riefen alle, er hat Recht. Lassen wir sie hoch leben die schönen Frauen. Kräftig ward angestoßen und dann trennten wir uns.

Während die Anderen in der Nähe wohnten, blühte mir noch der fast einstündige Marsch zum Fort. Wie oft ich vom Wege abkam, oder in eine Untiefe geriet, weiß ich nicht, aber endlich erreichte ich meine Behausung glücklich.

In den nächsten Tagen machte ich gegen Mittag eine ganze Reihe von Besuchen, nicht nur bei unseren Offizieren, sondern auch bei bürgerlichen Familien. Ein guter Freund des Oheims hatte mir nämlich

Empfehlungsbriefe an angesehene posener Einwohner mitgegeben. Als ich T. die Adressen zeigte, rief er: lauter reiche Juden. Na ich bin neugierig wie man Sie aufnehmen wird. Vielleicht, daß man Sie als Fremden, als Berliner, höflich empfängt, zu einem Verkehre kommt es sicherlich nicht. Es besteht einmal hier eine unüberbrückbare Kluft und wenn Sie auch als Arzt in Bezug auf die gesellschaftlichen Beziehungen freier gestellt sind als wir, so werden Sie das doch empfinden.

In Berlin wußte man zur damaligen Zeit noch nichts von einer sogenannten Judenfrage. Auf dem Gymnasium hatten wir mit den wenigen jüdischen Mitschülern herzlich verkehrt, ja einige von ihnen erfreuten sich ganz besonderer Hochachtung. Das war zur Studentenzeit ebenso geblieben. Doch wurden schon hin und wieder Klagen laut. Zumeist Studirende aus der Provinz beschwerten sich, daß die jüdischen Genossen bei Virchow am Sezirtische, bei Langenbeck am Operationsbette sich vordrängten und die besten Plätze mit Beschlag belegten. Kurz und gut die Reibereien begannen. Man machte sich lustig über die Form der Nasen, über die Farbe und den Schnitt der Hare. Man spottete über die lodderige Haltung und die nachlässige Kleidung. Wir Berliner lachten über solche Ausbrüche des Unwillens. Ihnen eine ernstere Bedeutung zuzumessen, fiel uns nicht ein. Ganz unbefangen kam ich nach Posen nnd war nicht wenig durch's T.'s Bemerkungen überrascht.

Das sind Vorurteile, sagte ich mir, von denen ich mich frei weiß. Sie sollen mich wahrlich nicht hindern einen Verkehr anzubahnen, den ich hier dringender nötig habe, als in Berlin.

Der erste Besuch galt einem sehr beschäftigten Arzte, Geh.-Rat H. Er empfing mich recht höflich, befragte mich sehr eingehend über die berliner ärztlichen Verhältnisse und machte kein Hehl daraus, daß er recht gern nach der Hauptstadt übersiedeln würde. Seine Frau lernte ich nicht kennen und einen Gegenbesuch hat er mir nie gemacht. Beim Stadtrat M., einem sehr reichen Manne, empfing mich die Frau des Hauses. Wir kamen über allgemeine Redensarten nicht hinaus.

So ging es überall, mit kleinen Unterschieden. Der Erfolg meiner Besuche blieb vollständig aus. Einer der Besuchten, allerdings ein Typus seiner Rasse, hatte die Freundlichkeit, mir seine Begleitung anzubieten, als ich nach der Wohnung irgend eines hohen Militärs fragte. Ich nahm dankend an und wir gingen zusammen die Wilhelmstraße hinunter. Nachmittags fragte man mich im Hauptquartier bei Beely spöttisch, wie ich zu der interessanten Bekanntschaft gekommen sei. Ich merkte bald, wie die Aktien standen. Aber ich wäre nicht der Mann gewesen, meinen Verkehr nach der Schablone anderer einzurichten, mich durch Vorurteile abschrecken zu lassen, wenn man mir nur entgegen gekommen wäre. Das geschah aber nicht. Man machte mir

keine Besuche und lud mich nicht ein. Meine weit gelegene Wohnung auf dem Fort wird wohl nicht schuld daran gewesen sein. Ich vermute vielmehr, daß die Herrschaften, in Berücksichtigung der tatsächlich bestehenden Umstände, von vorneherein die Anknüpfung eines Verkehrs ausgeschlossen und deßhalb sich auch über die Form hinwegsetzten.

War es hiermit nichts, so gestaltete sich dagegen das gesellige Leben beim Regimente äußerst angenehm. Wie der Student, wenn er fremd in eine Universitätsstadt kommt, mit einem Schlage ein Heim hat, sobald er sich einer Verbindung anschließt, so ging es mir jetzt in Posen mit den Siebenunddreißigern. Sie kamen dem Fremden mit so viel Herzlichkeit entgegen, daß man sich in ihrem Kreise wohlfühlen mußte. Ich war wohl schon seit Jahr und Tag Soldat, aber die berliner Verhältnisse brachten es mit sich, daß ich, als Unterarzt bei der Garde, niemals in anderem wie dienstlichem Verkehre mit den Offizieren gestanden hatte. Selbst dieser blieb so spärlich, daß ich manche der Herren gar nicht kennen lernte.

Hier fand das grade Gegenteil statt. Täglich traf man sich bei Tische, man sah sich im Dienste, in den Gesellschaften, im Teater, kurz überall da, wo die gute Gesellschaft verkehrte.

Selbstverständlich bilden sich in einer solchen Gemeimschaft, die nach außen hin ein fest geschlossenes Ganzes darstellt, wieder kleinere Kreise. Zu einer

solchen Gruppe schlossen sich mein Fortgenosse T., die Lieutenants W., v. S. und meine Wenigkeit zu- zusammen. Man sah uns meist bei einander, und in der Garnison hießen wir das vierblättrige Kleblatt.

Allwöchentlich hatten wir einen wissenschaftlichen Abend. Da mußte jeder ein freigewähltes Tema behandeln, die neuesten Errungenschaften seines Faches erörtern, oder neu erschienene gute Bücher besprechen. So berichtete der Eine über bildende Kunst, der Andere über Literatur, der Dritte über naturwissenschaftliche Dinge, der Vierte über Geschichte und Erdkunde. Um gut unterrichtet zu sein, hielten wir auch entsprechende Zeitschriften und ließen sie in unserm Kreise die Runde machen. Es gab Kameraden, die unser Treiben bespöttelten, andere wünschten sich ihm anzuschließen. Aber wir verlangten tätige Mitarbeit, und die schreckte die Meisten ab. Jedenfalls schufen wir uns sehr angenehme und auch nützliche Stunden. Denn altes Wissen wurde aufgefrischt und manche Anregung zu fleißigem Weiterarbeiten gegeben. Ich aber verwuchs durch den Anschluß an diesen kleinen Kreis nur noch inniger mit dem größeren des Regimentes. Es gab nichts, was ich nicht mitgemacht, miterlebt hätte, im Guten wie im Schlimmen. Ich fehlte in keiner großen oder kleinen Gesellschaft; ich besuchte die Kasinobälle und tanzte mit dem jüngsten Lieutenant um die Wette; ich machte meine Fensterpromenaden

und fand mich Nachmittags im Hauptquartier ein. Meine ärztlichen Pläne gerieten ganz in Vergessenheit.

Garnisongeschichten.

Ein ganz besonderer Tag war der, an welchem das Regiment die Stadtwache zu stellen hatte. Dann ruhte der übrige Dienst und sämmtliche Offiziere fanden sich auf ein Plauderstündchen beim Wachhabenden ein. Die alte Offizierwachtstube am Markte sah eigentlich wenig einladend aus. Die schmutzig-graue Tapete bedurfte dringend der Erneuerung, und die schwarzbraun gefärbte Decke erzählte von mächtigen Tabakwolken, die täglich und nächtlich nach oben stiegen. Die kahlen Wände zeigten als einzigen Schmuck einen Rundspiegel mit urweltlichem Rahmen, den irgend ein Kamerad einmal gestiftet haben mochte. Auch die Möbel glänzten weder durch Neuheit, noch durch Kostbarkeit. Das ehrwürdige, mit amerikanischem Leder überzogene Sofa mochte einst bessere Tage gesehen haben. Jetzt wurde es von Kennern ängstlich gemieden. Nur der Neuling nahm ahnungslos den angebotenen Platz ein, um gleich darauf empfindlich daran gemahnt zu werden, daß die Polsterung bei alten Wachstubensofas verschwunden zu sein pflegt und daher ein solches Möbel nur mit Vorsicht zu

gebrauchen ist. Ein langer, mit schwarzem Wachstuch überdeckter Tisch und ein Dutzend alter Stühle und Schemel vervollständigten die Ausrüstung.

Wenn aber im Winter zwei Flammen ihr Licht leuchten ließen, der Ofen eine behagliche Wärme ausstrahlte, der Faktor den dampfenden Kaffe eingoß und die Havanna darbot, während draußen der Sturm heulte und ein dichtes Schneegestöber niederging, dann saß sich's in der alten Wachtstube ganz gemütlich.

Da blieb man dann oft beisammen bis tief in die Nacht, besonders wenn eine Punschbowle die durstigen Kehlen erfrischte, gute und schlechte Geschichten zum Besten gegeben, und die neusten Vorfälle in der Garnison durchgenommen wurden.

So wars auch an einem kalten Februartage, als ich ziemlich spät T., der die Wache hatte, meinen Besuch machte. v. F. war eben dabei über den letzten Ball zu berichten. Famos besucht, sagte er in seiner kurzen Weise, Steinmetz und Kirchbach da; Verpflegung vorzüglich; auch v. L., von den Husaren wieder da; Alter scheint richtig die Schulden zum vierten Male bezahlt zu haben.

Nein das hat er nicht, erwiderte v. G., ich kenne zufällig die Geschichte. Als der Alte vor einem Jahre die ungefähr 100,000 Mark betragenden Spielschulden beglich, schrieb er seinem Jungen einen recht deutlichen Brief, in dem er ihm mitteilte, daß er von jetzt ab auf ihn, den Vater, unter keinen

Umständen mehr zu rechnen habe. Danach möge er sich richten. Das schlug natürlich nicht an und vor kurzem saß v. L. wieder fest. Was tun? Er schrieb dem Alten einen Brief. Nur dies eine Mal noch möge er helfen, sonst müsse er sich erschießen, denn sein Ehrenwort sei verpfändet. Das Mittel, hatte er lachend zu Freunden geäußert, sei unfehlbar.

Kurz vor dem Verfalltage kommt von Hause eine sehr saubere Kiste an und was befindet sich darin? Nun ratet mal.

Na, Dukaten werden wohl nicht drin gewesen sein, meinte T. lachend, vielleicht einige Schinken und Würste.

Nein, aber ein Par schöne Pistolen und ein Brief in dem zu lesen stand: Der Alte habe noch mehr Kinder zu versorgen und könne es nicht verantworten dem Einen zu Liebe, der ein Taugenichts sei, die Anderen ferner hin zu schädigen. Der Sohn möge in Gottes Namen von den einliegenden Pistolen Gebrauch machen. Es schien auch wirklich, als wenn dem v. L. nichts weiter übrig blieb. Im letzten Augenblicke soll ein alter Onkel sich seiner erbarmt haben. Jetzt ist er wieder oben drauf. Ich habe ihn nie übermütiger und lebenslustiger gesehen.

Dem ist nicht zu helfen, sagte T. Übers Jahr geht die alte Geschichte von neuem los, und dann kommen die Pistolen doch noch dran. Wer war denn sonst noch auf dem Balle?

Graf K. natürlich, erwiderte v. F. Er hat wieder fast den ganzen Abend mit der schönen P. getanzt. Unerhört. Kaum daß man eine Extratur erlangen konnte. Steckte eine Miene auf, wenn man kam und anfragte, als wollte er einen mit Haut und Haaren auffressen. Begreife aber die P. nicht. Sollte ihn doch nicht gar so auffällig bevorzugen.

Hoho, lachte T. Das klingt ja fast wie Eifersucht.

Unsinn, rief v. F. ärgerlich, mir ist diese Ballkönigin persönlich ganz gleichgültig.

Das kennt man, flüsterte S. mir zu, die Trauben sind sauer. Laut fuhr er fort, war denn W. da.

Nein, antwortete v. F.

Was gibt's nur mit ihm. Man sprach doch von seiner bevorstehenden Verlobung. Seit einiger Zeit ist alles still davon, und er läßt sich nirgends sehen.

Der arme Kerl hat mal wieder Pech gehabt, erzählte T. Neulich ist große Gesellschaft beim Major. Seine Auserwählte sitzt ihm beim Essen gegenüber und er schwimmt in Wonne. Nun wißt Ihr ja, daß er ebenso dienstbeflissen wie kurzsichtig ist. Letzteres aber sucht er gern zu verbergen. Kurz und gut, er will seiner Angebeteten ein Glas Rotwein einschenken und statt sich dazu den Kneifer aufzusetzen, wie ers nötig hat, gedenkt er den Ritter sans reproche herauszustreichen, greift fehl und stößt mit großer Heftigkeit gegen die Lampe. Diese fällt,

wird aber vom Hauptmanne K. mit großer Geschicklichkeit gefaßt, nur die Glocke fliegt ab, dicht am Haupte des jungen Mädchens vorbei und zerschellt in tausend Stücke.

Das Mädchen wird ohnmächtig, und es entsteht eine allgemeine Verwirrung. W. aber in seiner Verzweiflung will spornstreichs davon rennen und läßt sich nur mit Mühe beruhigen.

Der W. ist von Geburt ein Unglücksrabe, rief v. S. Ich fürchte er holt sich einen Korb.

Habt Ihr übrigens, fragte G., die tolle Geschichte gehört die neulich dem L. vom Xten Regiment passirt ist?

Heraus damit riefen alle, aber erst die Gläser gefüllt.

C., der mit großer Würde das Schenkamt besorgte, verfehlte nicht dem Wunsche nachzukommen. Dann erzählte G. folgendermaßen: Ihr wißt, der lange L. ist ein netter Kamerad, aber entsetzlich eitel. Er bildet sich ein, alle Mädchen seien in ihn verliebt und prahlt fortwährend mit seinen Eroberungen und Stelldicheins, während doch nichts dahinter ist. Das bekamen seine Intimi satt und beschlossen ihm einen Streich zu spielen. L. erhält ein duftiges, rosafarbenes Briefchen mit zierlichen Schriftzeichen, das ihn für 9 Uhr Abends hinter die St. Martinskirche bestellt. Schon die in dem Briefe enthaltenen überschwenglichen Liebesbeteuerungen, hätten jeden Andern wie L. stutzig machen müssen.

Er aber zeigte triumfirend den Brief und fragte, ob man ihm nun endlich glauben werde.

Abends um 9 Uhr sehen die Veranstalter aus einem Verstecke zu, wie L. fast ein Stunde hindurch vergebens auf und ab läuft.

Am anderen Tage erhält er einen zweiten Brief, in welchem die Bewußte tausendmal um Entschuldigung bittet, sie sei am Erscheinen durch dringende Umstände verhindert gewesen, werde aber ganz bestimmt am nächsten Abende zur Stelle sein.

Natürlich wußte L. uns gegenüber nicht genug Rühmens von seinem Abenteuer zu machen. Er habe eine köstliche Stunde verlebt und schon wieder ein Stelldichein erhalten.

Dieses Mal wartete tatsächlich eine tief verschleierte Dame auf ihn. In Wirklichkeit war's aber der jüngere Bruder eines Kameraden, ein Primaner, der sich die Kleider seiner Schwester angezogen hatte. Sehr jugendlich, mit feiner Stimme begabt, der Verkleidung, die er als Mitwirkender bei kleinen häuslichen Aufführungen schon öfter getragen hatte, nicht ungewohnt, spielte er die verabredete Rolle vorzüglich. L. giebt der vermeintlichen Dame den Arm, flüsterte zärtliche Worte und bittet himmelhoch, sie möge doch den Schleier nur ein wenig lüften. Sie tut sehr zaghaft, gibt endlich nach, läßt sich küssen und verabredet ein zweites Stelldichein.

Am nächsten Tage prahlte natürlich L. toller denn je. Da wurde ihm reiner Wein eingeschenkt und nun

geriet er in einen wahrhaft komischen Zorn. Den kleinen Primaner, den er so zärtlich geküßt, den Bruder, alle Welt wollte er fordern. Er wird wohl für einige Zeit von seinen Aufschneidereien geheilt sein. Alles lachte.

Was ist es denn mit dem Krach, den neulich Oberst-Lieutenant v. L. mit Kirchbach gehabt hat, fragte Lieutenant R., der eben erst aus Lissa nach Posen versetzt war.

Ah die Geschichte kennen Sie noch nicht, sagte v. S. Nun so hören Sie.

Daß v. L. kein hervorragend schneidiger Soldat ist, wissen wir Alle. Neulich hatte er aber bei der Vorstellung seinen ganz besonders schlechten Tag. Der Parademarsch gelang nicht recht, die Übungen noch weniger. Kirchbach riß ihn bei der Kritik ganz gehörig herunter. Wo er denn seine Augen gehabt hätte, die Leute seien in schiefer Linie vorbeigekommen und beim Ausschwärmen hätten die Schützen den Eindruck gemacht, als wollten sie einschlafen. Aber wie der Herr, so das Gescherr. In diesem Tone ging es weiter. v. L. sah bejammernswert aus und wurde so bleich wie sein Schimmel, auf dem er saß. Er antwortete natürlich kein Wort. Die Geschichte hatte ihn aber so mitgenommen, daß ihm beim Rückmarsche schlecht wurde, er mußte vom Pferde steigen und sich am Wege niedersetzen.

Dann ist es also mit der Aussicht auf den Obersten endgültig vorbei, meinte R. Was wird seine Frau dazu sagen.

Doch nicht, erwiderte v. S. lachend. Kirchbach soll geäußert haben, als er von dem Vorfalle hörte: wenn v. L. den Abschied nehme, sei ihm der Oberst gewiß.

Das ist boshaft, erwiderte R. Schade um v. L., er ist doch wirklich ein guter Vorgesetzter und als Soldat auch nicht schlechter als viele Andere.

An der Obersten-Ecke ist schon mancher gescheitert, rief T. Möge dieser Kelch einmal glücklich an uns vorüber gehen. Man füllte die Gläser und trank darauf.

Eben wollte T. eine neue Geschichte zum Besten geben, als der Faktor eintrat und ihn hinausrief. Da sei ein Mädchen, das durchaus den Wachhabenden zu sprechen wünsche.

Ho ho, was ist denn das, hieß es, ein postillon d'amour auf der Hauptwache?

T. ging achselzuckend hinaus, kehrte aber sehr bald zurück und sagte zu mir: Doktor, die Sache geht Sie an. Eine Schauspielerin ist beim Nachhausegehen ausgeglitten und hat sich, wie das Mädchen sagt, wahrscheinlich den Fuß gebrochen, denn sie klagt über furchtbare Schmerzen. Das Mädchen ist schon bei mehreren Ärzten gewesen, hat aber keinen zu Hause getroffen. Unterwegs habe man ihr geraten, sie solle mal auf der Hauptwache nachfragen, da sei vielleicht ein Militärarzt anwesend.

Doktor, Sie haben Glück, rief v. F., gewiß eine interessante Bekanntschaft.

Sicherlich eine alte Schachtel, erwiderte ich und machte mich zum Gehen bereit.

Wie heißt sie, fragte v. F., ein eifriger Teaterbesucher.

Was weiß ich, erwiderte T. Ich werde mich doch nicht in lange Erörterungen mit dem Mädel einlassen.

Dann ist es nicht hübsch genug, lachte v. S. Wir kennen unsere Pappenheimer.

Ich mußte versprechen, nach dem Besuche nochmals zur Wache zurück zu kommen, denn die allgemeine Neugierde war rege geworden.

Das Mädchen führte mich in eine dem Markte benachbarte Straße zu einem ansehnlichen Hause. Im 1. Stocke öffnete sie und begleitete mich sofort in das Krankenzimmer. Es war ein behaglicher Raum, erleuchtet durch eine Ampel, die von der Decke herabhängend ihr rosiges Licht auf die Leidende warf. Diese lag angekleidet auf einem Sofa, marmorblaß mit geschlossenen Augen, ein feines jugendliches Gesicht, umrahmt von rabenschwarzen, prächtigen Haren.

Das Mädchen trat heran und flüsterte: Der Arzt ist hier.

Da öffnete sie die Augen, große schwärmerische dunkle Augen, und sagte: ach ich danke Ihnen, daß Sie sich noch so spät herbemühen, aber ich habe bei der leisesten Bewegung entsetzliche Schmerzen, und der Fuß schwillt stark an.

Die Geschwulst war in der Tat so bedeutend, daß ich Schnürstiefel und Strumpf herunterschneiden mußte. Eine ziemlich schwierige Arbeit, die unter Ächzen und Stöhnen der Kranken vor sich ging. Aber kaum war sie beendet, da ließ auch der heftige, durch Druck hervorgerufene Schmerz etwas nach, und als ich nach sorgfältiger Untersuchung erklärte: gebrochen ist nichts, es handelt sich um eine Verstauchung, die voraussichtlich in 14 Tagen geheilt sein wird, da ging ein Lächeln über das Gesicht der Kranken und sie sagte: dann bin ich ja noch leidlich fortgekommen, ich glaubte, das Bein wäre gebrochen.

Nachdem ich alle nötigen Anordnungen getroffen hatte, empfahl ich mich mit der Frage, ob weitere Besuche gewünscht würden.

Ich bitte sehr darum, sagte sie, denn ich bin hier fremd und habe bisher keiner ärztlichen Hülfe bedurft.

Wer war glücklicher als ich. Meine ärztliche Arbeit in Posen hatte begonnen, noch dazu bei einem schönen Mädchen. Quod felix, faustumque sit, murmelte ich.

Auf der Wache verursachte mein Bericht nicht geringes Erstaunen.

Die schöne M., rief v. F., die neue Sängerin, die neulich in den lustigen Weibern einen großen Erfolg gehabt hat. Doktor, Sie sind ein Glückspilz, ich beneide Sie.

Was ist da zu beneiden, erwiderte ich. Der Arzt muß bekanntlich gegen jede Anfechtung mit dreifachem Erze gepanzert sein. Die Krankenstube ist ihm ein Heiligtum. Keine anderen Gedanken dürfen ihm kommen, als dem Leidenden zu helfen. Schönheit, Anmut, Liebreiz und wie alle die verführerischen Eigenschaften des Weibes heißen, sind da für ihn nicht vorhanden. Klar den Kopf, kalt das Herz, fest die Hand, so muß er der Krankheit zu Leibe gehen.

Gut gepredigt, sagte v. F. lachend, und wer es glaubt, wird selig. Ich sage Ihnen Doktor, sehen Sie sich vor. Es könnte leicht geschehen, daß Sie die M. gesund machen und selbst dabei krank werden.

Ich zuckte die Achseln und brach nach meinem Fort auf, denn die Mitternacht war vorüber. Auch die Anderen lerten die Gläser und entfernten sich.

Maria.

Am anderen Tage suchte ich meine Kranke frühzeitig auf. Sie empfing mich sehr freundlich und bedankte sich nochmals. Kein Arzt der Nachbarschaft war zu haben und ich wäre vor Schmerzen rein toll geworden, wenn ich die Nacht hülflos hätte zu bringen sollen, sagte sie. Jetzt geht es ja leidlich. Wenn ich ganz still liege, spüre ich gar keine Schmerzen.

Reizend sah sie aus. Die blendendweiße Stirn wie aus Marmor gemeißelt; die Nase fein und zierlich; um den kleinen Mund ein schalkhaftes Lächeln; aus den dunkelbraunen Augen sprühten Leidenschaft und Lebenslust; rabenschwarze, glänzende Hare umwallten üppig das anmutige Haupt.

Also vierzehn Tage unfreiwilliger Muße diktiren Sie mir zu, fragte sie. Geht nichts davon ab? Ich werde vor langer Weile umkommen, und was wird der Direktor sagen? Sollte ich doch in den nächsten Tagen im Lohengrin auftreten.

Der Direktor, erwiderte ich, muß sich in das Unvermeidliche finden. Uebrigens werden Sie schon in wenigen Tagen soweit sein, um einige Zeit am Flügel sitzen, singen und spielen zu können.

Wenn das möglich wäre, rief sie erfreut, will ich Ihnen ganz besonders dankbar sein und sich halb aufrichtend, klatschte sie vor Vergnügen in die Hände. Aber schon im nächsten Augenblicke sank sie stöhnend nieder. Der abscheuliche Fuß, seufzte sie, ich hatte ihn ganz vergessen.

Am nächsten Tage legte ich einen festen Verband an und, nun wären eigentlich weitere Besuche vorläufig überflüssig gewesen. Allein ich redete mir ihre Notwendigkeit mit allen möglichen Gründen ein. Der Verband konnte zu fest angelegt sein und durch Druck üble Wirkungen hervorrufen. Irgend

ein anderer nicht vorher zu berechnender Zwischenfall mochte eintreten. Nein darauf durfte ich es nicht ankommen lassen. Es war Pflicht, daß ich täglich vorsprach.

So kam ich denn täglich und meine Besuche dauerten oft ziemlich lange. Wenn die ärztlichen Angelegenheiten erledigt waren, dann boten Musik, Teater, Literatur, unerschöpflichen Stoff zur Unterhaltung, und die Stunden flogen nur so dahin. Mehrmals begegnete es mir, daß ich mich Mittags zur Essenszeit erheblich verspätete und da das früher niemals vorgekommen war, so erregte es bald die Aufmerksamkeit der Tischgenossen. v. F. verfehlte nicht, sich nach dem Befinden Marias zu erkundigen und dabei boshafte Bemerkungen einfließen zu lassen. Er könne es mir nicht verdenken, wenn ich der Kranken meine Zeit widme. In Posen sei leider die Gelegenheit selten, so angenehme Bekanntschaften zu machen. Auch sei der Fall gewiß recht schwierig und erfordere große Sorgfalt.

Ich hütete mich seitdem zu spät zu kommen und beantwortete alle Fragen nach dem Befinden Marias so kurz und unbefangen wie möglich.

Die Heilung machte gute Fortschritte. Nach acht Tagen konnte Maria schon einige Stunden auf sein und sich der Musik widmen. Ich traf sie am Flügel sitzend und Elsas Gebet aus dem 1. Akt des Lohengrins singend.

Sie hatte mein Kommen nicht gehört. Still setzte ich mich in eine Ecke und lauschte. Leise und wie befangen klangen die Worte:

Einsam, in trüben Tagen
Hab ich zu Gott gefleht,

aber plötzlich hob sich die Stimme. In mächtiger schwärmerischer Begeisterung kündet sie ihren Traum:

In lichter Waffen Scheine
Ein Ritter nahte da,

um mit sieghafter, gläubiger Gewalt zu enden:

Des Ritters will ich wahren,
Er soll mein Streiter sein.

Ich war tief ergriffen. So herrlich hatte ich seit meiner Abwesenheit von Berlin nicht mehr singen hören. Gute Musik ist die gewaltigste aller Künste. Sie wirkt unmittelbar, sie appellirt an Herz und Gefühl und verlangt keine Mitwirkung des Verstandes. Sie erzählt uns von einer besseren, höheren Welt, in der die Mißklänge des Lebens aufgehört haben und alles sich vereinigt zu verklärender Zusammenstimmung. Sie weckt und klingt geheime Grundtöne in unserer Sele an, daß sie unbewußt mitschwingen. In solchen Augenblicken fühlen wir den göttlichen Funken in uns und geloben: gut und edel zu sein allezeit.

Sie schloß den Flügel und ich erhob mich, um sie zu begrüßen. Sie haben zugehört, sagte sie leicht errötend.

Jawohl, erwiderte ich, Sie begannen, gerade als ich eintrat, das herrliche Gebet, wer hätte da stören mögen.

Nun so kritisiren Sie nur recht streng, rief sie. Ich kann es vertragen und in Berlin haben Sie ja zweifellos Gelegenheit gehabt, die ersten Kräfte zu hören.

Vor solcher Leistung verstummt die Kritik, und das ist keine lere Redensart, sondern ehrliche Überzeugung. Ihr Gesang hat mich tief ergriffen und ich wünsche nichts sehnlicher, als Sie recht bald in der Rolle der Elsa auftreten zu sehen.

Das hängt nur von Ihnen ab, sagte sie lachend. Sobald Sie mich für gesund erklären, wird der Lohengrin gegeben.

Singen Sie die wagnerschen Rollen gern, fragte ich, setzte aber sogleich hinzu, eigentlich ist die Frage unnötig, denn ihr Gesang hat sie schon bejaht. Mit solcher Hingebung und Meisterschaft kann man nur singen, wenn man ganz in der Rolle aufgeht. Es ist mir immer merkwürdig gewesen, daß Wagner lange ehe er vor der Kritik und der Öffentlichkeit Gnade fand, bei den ausübenden Künstlern auf Begeisterung und Verständniß rechnen konnte, trotzdem er doch so hohe Anforderungen stellt.

Das will ich Ihnen wenigstens teilweise erklären, erwiderte sie. Wagner mutet zwar gesanglich wie schauspielerisch dem Künstler viel zu, aber dafür hat man auch die Genugtuung, die eigenen Kräfte wachsen zu sehen. Man leistet Dinge, die man sich vorher selbst nicht zugetraut hätte, und das gewährt Befriedigung.

Wo bleibt da Mozart, warf ich ein, der mit so einfachen Mitteln Werke geschaffen hat, die ihren Zauber auf einigermaßen empfängliche Gemüter immer ausüben werden.

Mit einfachen Mitteln, das ist richtig, sagte sie, vielleicht liegt grade darin der Unterschied. Sind nicht oft den Eltern die Kinder die liebsten, die ihnen am meisten Sorge, Mühe und Arbeit gemacht haben? So geht es auch dem Künstler mit seinen Rollen.

Unsere Unterhaltung war sehr lebhaft geworden. Ich glaubte aber bei Maria eine gewisse Abspannung zu bemerken, deßhalb untersagte ich ihr für diesen Tag weitere Studien und empfahl mich.

Eines Tages war ich dienstlich behindert, meinen gewöhnlichen Vormittagsbesuch zu machen, erst Abends konnte ich das Versäumte nachholen.

Ach wie gut, daß Sie noch kommen, rief Maria und streckte mir beide Hände entgegen, ich hatte schon gefürchtet, sie würden heute ausbleiben. Der Direktor war nämlich hier und fragte, ob es denn nicht möglich sei, den Tag meines Auftretens schon jetzt festzusetzen. Er will die Ankündigung der

Lohengrin-Aufführung, von der er großen Erfolg erhofft, in die Welt schicken. Die Zettel sind schon gedruckt, es braucht nur noch das Datum eingefügt zu werden.

Wir wollen den Verband sofort entfernen, sagte ich und nach dem Befunde wird es sich richten, ob schon jetzt ein bestimmter Tag in Aussicht genommen werden kann.

Das geschah denn auch, und das Ergebniß war so günstig, das ich vollständige Heilung in fünf Tagen versprechen konnte.

Ach wie glücklich macht mich diese Botschaft. Wie sehr sehne ich mich danach, meine Tätigkeit wieder aufzunehmen. Ihnen aber, fuhr sie fort, danke ich von ganzem Herzen für ihre treue Fürsorge, ohne die ich sicherlich nicht so schnell vorwärts gekommen wäre.

Wir Ärzte, sagte ich lächelnd, sind oft in der Lage Dank zu erhalten, wo wir ihn nicht verdienen und ihn entbehren zu müssen, wo wir glaubten ihn verdient zu haben. In ihrem Falle, mein verehrtes Fräulein, hat die Natur alles getan, ich habe nur als Handlanger dabei gestanden. Aber Dank aus so schönem Munde ist immer angenehm.

Es war spät geworden, das Mädchen brachte den Te und ich wollte aufbrechen.

Wenn sie nichts Besseres vorhaben, sagt sie, so bleiben Sie. Wir plaudern, und wenn Sie wollen, singe ich Ihnen einige Lieder vor.

Ich ließ mich nicht lange bitten. So sehr ich mich dagegen sträubte es mir einzugestehn, ich fühlte täglich mehr, daß mich Marias Persönlichkeit mit geheimnißvoller Macht anzog. Bisher hatte ich, wenigstens meinte ich das, immer sehr kühl getan und nur meinen ärztlichen Standpunkt inne gehalten. Als ich ihr jetzt am Tetische gegenüber saß, Muße hatte in ihre feurigen Augen zu schauen, ihrem heiteren, unbefangenen Geplauder zu lauschen, da merkte ich wohl, daß meine ärztliche Kühle bedenklich schwand.

Wir reizend sie aussah in dem hellen, einfachen Hausgewande, ohne jeden Schmuck. Nur an der linken Hand trug sie einen schmalen Ring mit einem Brillanten. Auch ihre Hände zu betrachten konnte ich nicht müde werden. Fein und zierlich, sammetweich, zart und durchsichtig wie Alabaster sahen sie aus. Doch diese schmalen zarten Finger, die nur zum Anschauen gestaltet zu sein schienen, entwickelten eine Biegsamkeit, Lebendigkeit und Kraft, die zur Bewunderung hinriß, wenn Maria am Flügel saß und sich zum Gesange begleitete.

Sie war heiter, scherzte, lachte und sang den ganzen Abend. Meine Mitteilung, daß sie demnächst auftreten könnte, hatte augenscheinlich dies Wunder vollbracht.

Nur zu schnell entflogen die Stunden und beim Abschiede küßte ich ihr innig die Hand.

Der Abend der Lohengrin-Vorstellung war da, das Haus gut besetzt. Ich befand mich in einer

fieberhaften Aufregung. Wird ihre Stimme hier im Hause ebenso mächtig klingen wie im Zimmer daheim, wird ihr Spiel der Rolle gerecht werden? Was geht es dich denn eigentlich an, ob sie gut oder schlecht abschneidet, sagte ich mir und versuchte meine Unruhe niederzukämpfen. Im Grunde ist es berechtigtes Interesse, auf das jede gute Bekanntschaft ein Anrecht hat, weiter nichts.

Die Einleitung, sonst für mich eins der liebsten Tonstücke, kam mir heute erschrecklich lang vor, und König Heinrich wollte mir gar nicht gefallen.

Endlich, endlich begann die zweite Szene. Elsa nahte mit ihren Frauen. Erwartungsvoll hefteten sich alle Blicke auf sie. Mein Herz pochte laut.

Das Gebet gelang vortrefflich. Die Stimme beherrschte spielend den weiten Raum, und die Darstellung fesselte durch Innigkeit. Der zweite Akt zeigte Elsa auf der Höhe ihres Könnens. Welche Seligkeit lag in den Versen:

Euch Lüften die mein Klagen
So traurig oft erfüllt,
Euch muß ich dankend sagen,
Wie sich mein Glück enthüllt.

Als aber die tief empfundenen herrlichen Worte verklungen waren:

Laß mich Dich lehren
Wie süß die Wonne ernster Treu;
Laß zu dem Glauben Dich bekehren,
Es gibt ein Glück, das ohne Reu

da brach ein Beifallssturm los, der sich gar nicht beruhigen wollte. Und während das Haus jubelte, schaute sie nach oben, zu meiner Loge hinauf, unsere Blicke begegneten sich, innig und warm.

Der 3. Akt verstärkte nur den gewonnenen Eindruck. Scham, Reue, Verzweiflung darüber, daß sie ihr Versprechen dem Erretter nicht gehalten, diese wechselnden Gefühlsregungen brachte sie in Spiel und Gesang meisterhaft zum Ausdrucke. Als sie mit dem Ausrufe: Mein Gott, mein Gott, entseelt zu Boden sank, da ging eine feierliche herzerhebende Stille durch das Haus, um bald darauf um so stürmerischem Beifalle Platz zu machen.

Was auch die Vorstellung im Einzelnen an Mängeln gehabt haben mochte, über die Leistung der Elsa herrschte nur eine Stimme. Alles war entzückt, man profezeite ihr eine glänzende Zukunft.

Ich verließ das Teater wie ein Träumender, mechanisch beantwortete ich die Ansprachen und Grüße befreundeter Offiziere und war froh, als ich endlich allein meinen Weg fortsetzen konnte.

Wars nicht ein Glück, dieser gottbegnadeten Sängerin näher zu stehen als alle Andern? Doch wer sagte mir denn das? Und welches Recht hatte ich, es zu fordern? Ein Recht bisher freilich nicht, es sei denn hergeleitet aus dem wundersamen Leuchten ihrer Augen, wenn sie mit mir sprach oder als sie heute Abend zu mir hinauf blickte. Fragte dieser Blick nicht: Wie gefalle ich Dir, wie gefällt Dir

mein Gesang? Unwillkürlich lenkte ich meine Schritte zu ihrem Hause. Ich will Gewißheit haben, rief ich, stieg die Treppe hinauf und klingelte. Beim Schalle der Glocke erschrak ich. Was wollte ich denn. Zu nächtlicher Stunde sie überfallen? Unmöglich. Ich machte wieder Kehrt. Aber da öffnete das Mädchen schon und rief, als sie mich erkannte, freudig: ach Sie sind es Herr Doktor. Das ist gut. Das Fräulein ist sehr unwohl nach Hause gekommen.

Sie lag auf dem Sofa bleich und erschöpft, aber ein freundliches Lächeln glitt über ihre Züge, als sie mich sah.

Verzeihen sie meine Unbescheidenheit, sagte ich, zu so später Stunde ihre Ruhe zu stören. Es drängte mich, noch heute zu erfahren, wie Ihnen die erste Vorstellung nach dem Unfalle bekommen ist und Sie innig zu dem großartigen, wohlverdienten Erfolge zu beglückwünschen.

Wie aufmerksam Sie sind und wie gut, erwiderte sie und reichte mir die Hand. Ich habe Frost und bei der geringsten Bewegung wieder heftige Schmerzen am Fuße. Während des 3. Aktes konnte ich mich kaum aufrecht halten und nur mit dem Aufgebote äußerster Willenskraft die Rolle zu Ende spielen.

Es zeigte sich, daß der sehr enge Schuh den noch empfindlichen Fuß gedrückt und zusammen mit der für den ersten Abend großen Anstrengung, Schwellung verursacht hatte. Sobald der Schuh entfernt,

der Fuß in die nötige Ruhelage gebracht war, hörten Schmerz und Übelbefinden auf.

Maria bekam ihre gute Laune schnell wieder. Wie froh bin ich, sagte sie, daß es nichts Ernstliches ist. Ich fürchtete schon es handle sich um einen Rückfall, und ich müßte meine Tätigkeit wieder einstellen.

Nein, erwiderte ich, das brauchen Sie nicht, zu unserem Glücke. Denn es wäre ja jammerschade, wenn wir ihren herrlichen Gesang noch länger entbehren müßten. Heute habe ich es wieder recht empfunden, welche gewaltige Macht über das menschliche Gemüt eine schöne Stimme hat. Die besten Instrumente sind, verglichen mit ihr, doch nur schwache Notbehelfe. Innig und zart klingt die Geige; einschmeichelnd das Violoncell; schmelzend und klagend die Flöte; geheimnißvoll die Harfe; jedes ist in seiner Art einzig und unersetzlich im Zusammenklange aller. Aber wie die Sterne erblassen, wenn das goldene Tagesgestirn seine Strahlen leuchten läßt, so ergeht es den einzelnen Instrumenten gegenüber einer schönen menschlichen Stimme. Sie können sie wohl begleiten, aber niemals ersetzen. Und glücklich der, fuhr ich feurig fort, dem ein solches Geschenk verliehen ward. Tausende von Herzen zu begeistern, mit sich fortzureißen, das ist ein beneidenswertes Los.

Wie beredt Sie sein können, erwiderte sie, wenn es gilt das Lob der edeln Musika zu singen. Aber

teurer Freund, der Beifall der Menge ist wankelmütig, abhängig von vielen Zufälligkeiten. Wie oft schlägt er ohne erkennbaren Grund in das Gegenteil um. Wie schnell würde ich vergessen sein, von allen, die mich heute feierten, wenn morgen meine Stimme nur ein Wenig nachließe.

Woher kommen Ihnen solche Gedanken, sagte ich, heute am Tage des Sieges.

Das Schicksal anderer lehrt uns doch, dem Glücke des Augenblickes zu mißtrauen, erwiderte sie ernst. Wie viele meiner Genossen mußten den bitteren Wechsel durchmachen, zuerst vergöttert, in den Himmel gehoben zu werden, um bald darauf von aller Welt verlassen der Not und dem Elende Preis gegeben zu sein.

Geschehe, was da wolle, rief ich, nie werde ich diesen Tag, nie werde ich Sie vergessen, teuerste Maria. Das gelobe ich Ihnen.

Geloben Sie nichts, sagte sie ernst, fast feierlich, was Sie vielleicht schon morgen gereut. Ich schätze Sie viel zu sehr, als daß ich ihre Worte für mehr als den Ausdruck einer augenblicklichen Stimmung nähme.

Stürmisch wollte ich sie umfassen, aber sie duldete es nicht. Nur die Hand durfte ich beim Abschiede küssen, und diese Hand zitterte.

Gedankenvoll ging ich nach Hause. Liebte sie einen Anderen, traute sie mir nicht? Träumerisch saß ich im Fort beim Scheine meiner einsamen

Lampe noch lange da. Maria mochte in ihrem Berufe wohl schon gelernt haben Männerschwüre zu mißachten. An Bewunderern und Anbetern konnte es bei solcher Schönheit und Begabung doch nicht fehlen. Wie durch Zufall fiel mein Blick auf Gretchens Bild, das nicht weit vom Tische an der Wand hing.

Hat sie nicht Recht, Dir zu mißtrauen, rief es plötzlich in mir, warst du nicht auf dem besten Wege ein gegebenes Wort zu brechen? Wer hat Dich davor bewahrt? Dein unglaublicher Leichtsinn, dein hitziges Blut, doch sicherlich nicht! Armes Gretchen. Wie vorwurfsvoll ihre lieben, treuen Augen mich anschauen. Wahrlich, beinahe hätte ich schlecht gehandelt, aber noch ist es Zeit zur Umkehr. Maria ist wieder hergestellt, sie bedarf meiner nicht mehr, ich besuche sie nicht wieder. Dir aber Gretchen will ich sofort schreiben. Schlimm genug, daß ich so lange damit gewartet habe.

Ich schrieb einen langen, langen Brief. Der lichte Morgen schaute zum Fenster hinein, als ich endlich mein Lager aufsuchte. Aber eine Ruhe war über mich gekommen und eine Befriedigung, die ich in letzter Zeit nur zu sehr entbehrt hatte.

Der Lazaretdienst.

Um diese Zeit erfolgte meine Kommandirung zum Lazarete, und damit hatte das lustige Hineinleben in den Tag sein Ende erreicht.

Das Garnisonlazaret, ein mächtiger, roter Backsteinbau aus neuster Zeit, im besten Teile der Neustadt gelegen, war mir als Wohnsitz immerhin lieber als das Fort. Ich erhielt zwei freundliche, helle Zimmer, mit der vorschriftmäßigen, einfachen Ausstattung an Mahagoni-Möbeln. In der Wohnstube fand ich sogar ein Sofa vor, das irgend ein Kollege von der Reserve, der hier seinen vierwöchentlichen Wachtdienst erledigte, entweder vergessen oder gestiftet hatte.

So war ich denn meinem Fort auf einige Wochen entronnen und auch einmal wieder mitten in der ärztlichen Tätigkeit, freilich in einer ziemlich einseitigen. Denn Typhus, schwere Lungenentzündung, Gelenkreumatismus, Wechselfieber, das waren die immer wiederkehrenden Krankheitsbilder. Das Wechselfieber konnte ich hier gründlich studiren. Wir lernten es in den leichtesten und schwersten Formen kennen. Neben Fällen, die auf einige Gaben Chinin von allen Beschwerden befreit wurden, kamen solche vor, die jeder Behandlung trotzten und bei denen als letztes Versuchsmittel dann ein Ortswechsel nötig wurde.

Der Dienst des Assistenzarztes beschränkte sich im Wesentlichen auf Ausführung der Anordnungen des Vorgesetzten, entbehrte also der Selbstständigkeit und damit des Hauptreizes für ein tatendurstiges Gemüt. Mein Vorgesetzter, Oberstabsarzt J., war ein alter, kränklicher, verdrießlicher Herr, mit Watte in den Ohren und Mißtrauen im Herzen. Er traute weder mir, noch den Kranken, noch dem Wachpersonal, noch sich selbst. Dazu ängstlich und bedächtig veranlagt, ging sein ganzes Sinnen darauf, daß bestehende Vorschriften genau innegehalten wurden. Damit der gestrenge Herr Generalarzt, vor dem er eine heillose Ehrfurcht zu haben schien, nur ja keinen Anlaß zum Tadel fände. Er ließ mir zu meiner Freude in der Behandlung der Kranken größere Freiheit, als ich anfangs hatte hoffen dürfen. Dabei wachte er aber sorglich darüber, daß seine Oberhoheit gewahrt bliebe. Er sah es z. B. durchaus nicht gern, wenn ich ohne ihn zu fragen eine Medizin verschrieb, oder eine Anordnung traf. Er tadelte zwar nicht direkt, widerrief auch nichts, aber sein Fragen, Mäkeln, Verwundern nahm kein Ende. Schlug ich dagegen etwas vor, indem ich sagte: wie wäre es Herr Oberstabsarzt, wenn wir dies Mittel anwendeten, dann war er stets einverstanden und überließ mir ohne weiteres die Ausführung. Selbst wenn die Sache sich nicht bewährte, machte er keine Anmerkungen. Tüchtige Blutentziehungen liebte er sehr und zog über die Jungen

los, die jeden Blutstropfen als ein unersetzliches Etwas betrachten, das man schonen und bewahren müsse. Die Blutegel sind die nützlichsten Tiere der Welt, äußerte er und sollten dem Arzte heilig sein. Er wendete sie oft und in großer Zahl an. Schlug ich bei Entzündungen 10 Stück vor, so sagte er sicherlich, 15 lieber Kollege, nehmen Sie 15, und wenn es 20 sind, ist es noch besser.

Wenn ich bei schweren Lungentzündungen — von denen immer eine ganze Anzahl beisammen war — in seiner Abwesenheit einen Aderlaß gemacht hatte, dann schmunzelte er und sein pergamentenes, vergrämtes Gesicht sah beinahe freundlich aus.

Recht so, ermunterte er. Nur öfter, öfter. Freilich die jüngeren Herren wollen jetzt alles mit Eis machen. Z. B. beim Schlaganfall ist ein tüchtiger Aderlaß unersetzlich und wird jetzt leider gar zu oft zu Gunsten des Eises vernachlässigt.

Stimmte ich nur bedingt zu, indem ich geltend machte, man müsse doch erst die Körperbeschaffenheit, den Puls und andere Umstände berücksichtigen, dann wurde er bös: Spitzfindigkeiten, Tüfteleien. Da wird so lange geprüft und gewartet, bis der richtige Zeitpunkt vorüber ist.

Gar nicht konnte er sich damit befreunden, daß ich die Vene mit der Lanzette öffnete. Er blieb bei der alten Art und führte stets einen Schnepper bei sich, dessen Vorzüge er rühmte. Da werde der Schlitz nie zu lang, auch könne man nie zu tief kommen.

Seinem kleinlichen Wesen entsprechend, legte er einen ganz besonderen Wert auf alle Schriftsachen. Die Krankentafeln am Kopfende der Bettgestelle unterwarf er alltäglich einer peinlich genauen Besichtigung und wehe, wenn ein Tipfelchen vom i fehlte. Der betreffende Gehülfe bekam dann sein Teil und für mich als Aufsichtführer fiel indirekt auch immer etwas ab. Die Krankengeschichten mußten sich durch Länge auszeichnen, wenn sie Gnade vor seinen Augen finden sollten. Vergeblich war mein Beginnen, ihm in aller Bescheidenheit darzutun, daß man auch in der Kürze den Anforderungen entsprechen könne. Beim gesprochenen Worte haben sie Recht, erwiderte er, beim geschriebenen nicht. Seine Eigenheiten und Kleinlichkeiten verstimmten mich keinesweg, ich trug sie vielmehr mit einem gewissen Humor und kam mit der alten Tante, wie er gewöhnlich genannt wurde, ganz gut aus, zur Verwunderung der Kollegen, die mich durch allerlei Erzählungen gruselig gemacht hatten.

Der Dienst war ziemlich anstrengend, zumal wir immer eine große Zahl Schwerkranker hatten, die oft auch Nachts ärztliche Fürsorge beanspruchten.

Nicht selten, wenn man im tiefsten Schlummer lag, erschien wie ein Geist, der wachhabende Gehülfe am Bette mit der Meldung: Herr Doktor der M. hat große Atemnot, oder: bei dem N. haben die Schmerzen sehr zugenommen. Ich folgte

solchen Rufen immer mit Freudigkeit, denn sie boten mir als Militärarzt fast die einzige Gelegenheit zum Heilen und Helfen, von dem ich mir als junger Mensch einst so große Vorstellungen gemacht hatte. Schnell zog ich mich an und betrat das Schwerkrankenzimmer. Es zeichnete sich durch Geräumigkeit aus und auch durch seine Zurüstung. Die Wände waren ganz mit Ölanstrich versehen, so daß sie durch Abwaschen gereinigt werden konnten. Selten befanden sich weniger als 10—12 Schwerkranke auf der Station. Die Beleuchtung mußte schwach sein, denn grelles Licht belästigt Kranke, so lange sie das Bewußtsein haben, außerordentlich.

Rührend war es, wenn Schwerleidende, die in Schmerzen sich krümmten oder nach Atem rangen, noch um Entschuldigung baten, daß sie mich stören müßten, weil sie es doch nicht mehr aushalten könnten. Das geschah besonders häufig von den Polen, die natürlich eine große Anzahl von Kranken stellten. Sprach man gar noch ein Par Worte in ihrer Muttersprache mit ihnen, dann hatte man sie ganz gewonnen. Der Pole ist außerordentlich dankbar für jeden Dienst, den man ihm erweist; gegen seinen Vorgesetzten treu und zuverlässig, falls er nicht dem Laster des Trinkens verfallen ist; ein tüchtiger, ausdauernder Soldat, wenn er unter strammer Zucht gehalten wird.

Eines Nachts verordnete ich Breiumschläge. Da sah mich der Gehülfe verwundert an. Das

geht nicht Herr Doktor, sagte er, die Teküche ist bis morgen früh 8 Uhr geschlossen und darf ohne ganz besondere Erlaubniß des Herrn Oberinspektors inzwischen nicht benützt werden. Wenn ich ihn aber wecken und befragen soll, so werde ich es tun. Unter solchen Umständen verzichtete ich und behalf mich mit Wasserumschlägen.

Am anderen Tage unterrichtete ich mich bei einem älteren Kollegen und erfuhr, daß recht viele Dinge im Lazarete, die mit der ärztlichen Behandhandlung untrennbar verknüpft waren, von der Genehmigung der Verwaltungsbehörde abhingen. Damals gab es noch überall sogenannte Lazaret-Kommissionen, deren Richtschnur vor allen Dingen Sparsamkeit im Haushalte bildete. Da stießen dann ärztliche Wünsche nicht selten auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Wie hat sich das seit Einführung der Chefärzte geändert. Nichts, das nicht sofort bereit gestellt würde, sobald es der behandelnde Arzt für nötig hält.

Bei der großen Krankenzahl befanden sich stets vier wachhabende Ärzte im Lazarete. Einer von diesen, der mit mir gleichzeitig Dienst tat, war ein Pole S., praktischer Arzt zu Posen, als Reservist zu vierwöchentlicher Tätigkeit eingezogen. Mit ihm wurde ich durch eigentümliche Umstände gut bekannt. Er hatte nämlich erst wenige Wochen zuvor die schöne und reiche Tochter eines polnischen Großgrundbesitzers heimgeführt. Der Schwiegervater

war bald nach der Hochzeit gestorben, und das junge Ehepar bewohnte seitdem die väterliche Villa in der Stadt. Da wurde S. zur Übung einberufen. Er mußte gleich uns Anderen im Lazarete wohnen und Dienst tun. Das war für einen jungen Ehemann aber keineswegs angenehm, und ich machte mir ein Vergnügen daraus, ihn öfters zu vertreten. Das brachte uns näher und an den Abenden, wo er anwesend war, pflegten wir uns zu besuchen. Anfangs beschränkte sich die Unterhaltung auf ärztliche Dinge, bald aber kamen auch andere Angelegenheiten zur Sprache, z. B. das gespannte Verhältniß zwischen Polen und Deutschen.

Kann es Sie Wunder nehmen, sagte S., wenn wir Polen uns vom geselligen und öffentlichen Leben fern halten, da man uns in den heiligsten Gefühlen verletzt hat und noch täglich verletzt. Wir gelten als Statsbürger zweiter Klasse, werden überall mit Mißtrauen verfolgt und zurückgesetzt. Diejenigen aber, die ihr Volkstum verleugnen und sich uns verächtlich gemacht haben, werden nicht selten bei Ihnen geehrt und ausgezeichnet. Das erzeugte Erbitterung und Groll.

Wir Deutschen, erwiderte ich, achten und ehren die Anhänglichkeit der Polen an ihr Volkstum und beklagen das bittere Geschick, das über sie hereingebrochen ist. Ich möchte Ihnen nicht wehe tun, darum schweige ich über die Gründe, die zum Untergange Polens geführt haben. Als es nun

aber zur Teilung kam, mußten wir da nicht zugreifen, um unsere elenden Grenzen gegen Rußland so viel wie möglich zu verbessern. Wahrlich schlecht genug sind wir noch immer gefahren. Die russische Grenze liegt wenige Tagemärsche von Berlin, und ich gehöre nicht zu denen, die auf die ewige Freundschaft Rußlands bauen. Rußland hat uns im Frieden zu Tilsit elend im Stiche gelassen und würde gegebenen Falles genau wieder so handeln, wenn es sein Vorteil erheischte.

Grade diese Erwägungen, erwiderte S., sollten die Deutschen veranlassen sich mit uns auszusöhnen. Würde nicht ein kräftiges Polen die beste Schutzmauer für Deutschland gegen die immer drohender werdende russische Übermacht bilden? Statt dessen sucht man uns unserer Sprache zu berauben und als Volk zu vernichten, grade wie man es früher mit zahlreichen anderen slavischen Stämmen gemacht hat.

Ihr Vorschlag, sagte ich, hat etwas sehr Verführerisches, aber leider dürfte seine Ausführung auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen. Wir wollen einmal den Fall setzen, Rußlands und Österreichs Macht wäre gebrochen, der Wiederherstellung Polens stände kein Hinderniß von ihrer Seite entgegen, dann würde doch jede Verständigung daran scheitern, daß wir Westpreußen mit Danzig und die Festung Posen herausgeben sollen. Denn das fordern ihre Wortführer ja schon heute als wesentliche Bedingung. Welcher preußische Statsmann dürfte

an solche Preisgebung auch nur einen Augenblick denken. Bilden Metz und Straßburg in den Händen der Franzosen eine dauernde Gefahr für den Süden Deutschlands, so würden wir uns durch Erfüllung der polnischen Forderungen im Osten geradezu entmannen und das wird nach Schaffung des norddeutschen Bundes, nach Königgrätz, wohl niemand von uns erwarten.

Das sind, meinte S., Forderungen einiger Fanatiker, an denen verständig denkende Leute keinen Teil haben. Wer weiß, ob nicht die Not des Augenblickes einst eine Lösung herbeiführt, die jetzt unmöglich scheint. Aber lassen wir einmal diese Zukunftsträume und bleiben wir bei der Gegenwart. Warum verfolgt man unsere Sprache und sucht sie aus dem öffentlichen Leben zu verdrängen? trotzdem uns von König Friedrich Wilhelm III. ihre Erhaltung zugesichert ist und trotzdem wir unsere Statspflichten treu erfüllen.

Sie nennen Verfolgung und Unterdrückung, was einfach Statsnotwendigkeit ist. Handelt man etwa im freien Amerika anders? Englisch ist dort die Statssprache. Ihr müssen sich alle Einwohner in der Verwaltung, vor Gericht, in den Statsschulen fügen, sie mögen einer Nationalität angehören, welcher sie wollen. So ist es bei uns auch und mit Recht, nur im Schulwesen scheint man mir noch viel zu wenig auf die Statssprache zu halten. Im Übrigen haben Sie ihre polnischen

Zeitungen, ihre Vereine, ihr Teater. Was 1815 versprochen wurde, ist auch gehalten, aber Sie verlangen, vielleicht unbewußt, mehr, Sie wollen herrschen, einen Stat im State bilden.

Und doch muß unsere Auffassung nicht so ganz der Berechtigung entbehren, sonst hätte nicht Friedrich Wilhelm IV. sie gebilligt und ins Werk zu setzen versucht, meinte S.

Das waren bedenkliche Versuche eines wohlmeinenden, aber statsmännisch unklaren Fürsten, die scheitern mußten, auch wenn nicht der offene Aufruhr dazwischen gekommen wäre und sie ein für alle Mal begraben hätte.

Woher kam denn aber die allgemeine Unzufriedenheit, fragte S.

Die ist künstlich groß gezogen worden. Hätten denn Männer wie die Radziwils, die Radczynskis und viele Andere sich dem preußischen State so freudig angeschlossen, ihm ihre Dienste gewidmet, wenn sie der Überzeugung gewesen wären, man unterdrücke ihre Volksgenossen? Damals schätzte man die preußische Herrschaft die aus dem verarmten, verkommenen Lande, eine blühende Provinz gemacht hatte. Auch die Geistlichkeit war im Allgemeinen mit den bestehenden Verhältnissen zufrieden, vom Bauernstande gar nicht zu sprechen. Der wußte recht gut und weiß es noch heute, aus welchen unwürdigen Verhältnissen er befreit wurde. Einen Mittelstand gab es in dem entvölkerten

Lande überhaupt nicht, den stellten wir Deutschen. Die schwerste Schuld an der Verbitterung trifft die Geistlichkeit. Sie hat seit den vierziger Jahren unermüdlich gegen die protestantische Herrschaft gearbeitet. Einerseits redete sie den Polen ein, man wolle ihnen ihre Religion nehmen, darum müßten sie deutsch lernen, andererseits entfremdete sie die deutschen Katholiken ihrer Nationalität, ihnen vorspiegelnd, jeder gute Katholik sei Pole, nur die Ungläubigen, die Protestanten seien Deutsche.

Woher haben Sie diese Kentnisse, rief S., die ich entschieden bestreite. Wir sollen Deutsche polonisirt haben? Das erinnert stark an die Fabel vom Lamme, das dem Wolfe das Wasser trübte.

Ich habe sie von genauen Kennern des Landes und kann Ihnen zahlreiche Beweise dafür geben, wenn Sie es wünschen.

Ich dachte dabei besonders an T. und W., die lange auf dem Lande gelebt hatten und mit den Verhältnissen genau vertraut waren. Daß ich selbst noch reichliche Gelegenheit finden sollte, mich von der Richtigkeit des Behaupteten zu überzeugen, wußte ich damals noch nicht.

Unsere Unterhaltung wurde durch die Dazwischenkunft mehrerer Freunde von S. unterbrochen, die ihm meist Gesellschaft leisteten, wenn er den Abend und die Nacht im Lazarete zubrachte. Ich empfahl mich, trotz der dringenden Aufforderung zu bleiben, denn ich wußte, daß die Herren flotte Zecher

waren und erst das Lazaret verließen, wenn der Morgen nicht mehr weit war.

S. machte mir Vorwürfe, daß ich an seinen geselligen Abenden nicht Teil nähme. Auf meine Erwiderung, ich sei ein schlechter Gesellschafter, versicherte er, daß sie Alle mäßige Zecher seien, und daß er mich am andern Morgen ohne Murren im Dienste vertreten werde, falls ich den geringsten Kopfschmerz verspüre. Unter solchen Umständen nahm ich endlich eine Einladung an.

Wir waren fünf, die anderen Gäste von S., stattliche, wettergebräunte Leute, denen man ihre Beschäftigung mit der Landwirtschaft ansah. S. in der schmucken Assistenzarzt-Uniform überragte sie Alle um Hauptesslänge und machte in liebenswürdigster Weise den Wirt.

Man muß es den Polen lassen, sie sind im Verkehre, auch dem Gegner gegenüber, ritterliche, feine Leute und verstehen es meisterhaft den schwerfälligeren Deutschen zu gewinnen, zu fesseln und ihren Absichten zugänglich zu machen.

Wir mochten kaum fünf Minuten beisammen sein, da schien es, als wären wir alte Bekannte, so lebhaft und vertraulich gestaltete sich die Unterhaltung.

Mitten auf dem Tische stand der Samowar, brodelte sein munteres Lied, und spendete uns in schier unerschöpflicher Fülle den würzigen Trank. Bald aber änderte sich das Bild. Ein Diener erschien

mit einem mächtigen Korbe, aus dem in reicher Zahl große Ungarweinflaschen hervorlugten.

Der Wein, sagte S., während er einschenkte, stammt aus dem vorzüglich versorgten Keller meines seligen Schwiegervaters, und daß er gut ist, werden Sie, lieber Kollege, mir morgen früh bestätigen.

Unsere Unterhaltung kam bald in lebhaften Fluß. Man fragte mich wie mir Posen gefalle, und ich hielt mit meinem Tadel nicht hinter dem Berge, Berlin gehörig herausstreichend. Hierbei hatte ich aber einen schweren Stand, denn einer der Anwesenden war zur Ausstellung in Paris gewesen und machte Vergleiche, die sehr zu Ungunsten Berlins ausfielen. Es sei im Grunde immer noch nichts weiter als eine künstlich geschaffene Residenz mit vielen Kasernen, vielen Erzdenkmälern berühmter Krieger und breiten, regelmäßigen, langweiligen Straßen. Paris hingegen sei wirklich der Mittelpunkt eines großen Volkes, dessen Kunst, Wissenschaft, Industrie, da ihren Sitz hätten. Da pulsire weltstädtisches Leben, gar nicht zu reden von der prächtigen Lage und den reizenden Umgebungen. Damit verglichen komme ihm Berlin wie eine anspruchsvolle Landpommeranze vor.

Da ich Paris noch nicht besucht hatte, konnte ich nicht viel entgegnen. Aber die gar so abfällige Beurteilung meines vielgeliebten Berlins verdroß mich, zumal mir die Vorliebe der meisten Polen für

französisches Wesen und für Paris insbesondere, bekannt war.

Der Unterschied, sagte ich, liegt wohl darin, daß bei uns erst alles im Werden und Wachsen begriffen ist, während Paris längst ein fertiges Ganzes darstellt. Berlin ist durchaus nicht einer langweiligen Stadt auf dem Lande zu vergleichen, sondern es ist voll täglich wachsender Geschäftigkeit. Wandern Sie nur durch die neuen Stadtteile des ehemaligen Köpenicker Feldes. Dort reiht sich Fabrik an Fabrik, Werkstatt an Werkstatt. Die Leute wissen sich vor Bestellungen kaum zu lassen. Geht diese neue Entwicklung so weiter, dann wird Berlin in kurzer Zeit die Welt mit seinen Leistungen in Staunen setzen. Aus der bespöttelten Stadt der Kasernen dürfte sehr bald ein gewaltiger Mittelpunkt des Welthandels und der Welt-Industrie werden.

Da schüttelten die Herren ungläubig die Köpfe und meinten, dazu fehle Berlin so ziemlich alles. Wir waren im besten Redekampfe, als ich plötzlich abberufen wurde. Ein Soldat war eingebracht worden, der bei einer Schlägerei eine tüchtige Kopfwunde davon getragen hatte. Sie mußte sofort gereinigt und genäht werden, was immerhin eine ansehnliche Zeit in Anspruch nahm.

Als ich zurückkehrte, unterhielten sich die Herren grade über das polnische Vereinswesen, das damals sich in ganz besonderer Weise geltend machte. S. rühmte, daß der Verein des Dr. Marcinkowski

alljährlich in der Lage sei, tausende von Talern als Stipendien für Studirende und Gewerbetreibende zu vergeben. Da ich von dem Wirken dieses Mannes schon öfter gehört hatte, so bat ich S. um weitere Auskunft.

Persönlich habe ich ihn nicht mehr gekannt, sagte S., denn er ist schon 1846 gestorben, aber mein Schwiegervater hat ihn mir als einen der edelsten und besten Menschen geschildert. Er soll in den 30er Jahren der gesuchteste Arzt Posens gewesen sein. 1830 hat er tapfer gegen die Russen gefochten und dafür Monate lang auf der Festung gesessen. Frei geworden, ließ er sich hier nieder, und sein ganzes Dichten und Trachten ging darauf hin, unser Volk sittlich und materiell zu heben. Sie sagten neulich, lieber Kollege, es fehle uns Polen an einem Mittelstande. Das ist sehr richtig und M.'s Streben ist darauf gerichtet gewesen uns einen solchen zu schaffen. Zu diesem Zwecke stiftete er den Verein zur Förderung der lernenden Jugend, den Marcinkowski-Verein, wie wir heute, im Andenken an ihn, kurzweg sagen. Sache des Vereines ist es, fähige junge Männer zu Gelehrten, Künstlern, Technikern, Kaufleuten heranzubilden. Durch unermüdliches Wirken wußte er dem Vereine große Mittel zuzuführen. Schon heute kann man sagen, das Ziel, das M. vorschwebte, ist erreicht worden, wir sind auf dem besten Wege einen Mittelstand zu bekommen. Im Übrigen gab es kein gemeinnütziges

Werk, an dem M. nicht in hervorragender Weise beteiligt gewesen wäre. Seine Mildtätigkeit den Armen gegenüber war sprichwörtlich, und manche reizende Geschichte wird von ihm erzählt. Darum werden Sie begreifen, daß wir Polen ihm zu großem Danke verpflichtet sind. Ich bitte Sie meine Herren, fuhr S. fort, leren wir auf das Andenken dieses edlen Mannes unser Glas. Auch Sie, Kollege, werden ihm diese Ehrung gewiß nicht versagen. Denn, wenn er auch sein Volk über alles liebte, so war er doch auch ein neidloser Anerkenner deutscher Bildung und Tüchtigkeit.

Die Gläser klangen. Wie hätte ich mich ausschließen mögen. Wohl war ich mir bewußt, daß wir im Osten im Kampfe gegen das Slaventum stehen und daß jede Kräftigung der Gegner unsere Arbeit erschwere. Aber nicht durch kleinliche Mittel sollen wir siegen, nicht durch brutale Unterdrückung und Vergewaltigung, sondern durch Stärkung des eigenen Nationalgefühles, durch Anspannung aller unserer Kräfte.

Längst war die Mitternacht vorüber, und ich empfahl mich zum großen Verdrusse der Andern. Die Verabschiedung geschah, wie unter alten Bekannten, und ich wurde von allen Herren dringend eingeladen, sie auf ihren Gütern zu besuchen. Sie zechten weiter bis die letzte Flasche des Korbes geleert war und verließen erst um 5 Uhr früh das Lazaret.

Ich hatte mich sehr zusammen genommen und nur wenig getrunken. Daher blieb ich ganz klar. Daß aber S. nicht im Stande sein werde, seinen Morgendienst zu verrichten, schien mir selbstverständlich und ich nahm mir vor, ihn ohne weiteres zu vertreten.

Als ich aber um 8 Uhr auf der Station erschien fand ich S. frisch und munter an der Arbeit. Kein Mensch konnte ihm das Geringste von überstandenen nächtlichen Strapazen ansehen.

Eine Stellvertretung.

Vergebens hatte ich auf Antwort von Gretchen gewartet, sie kam nicht. Dafür erhielt ich aber eines Tages folgendes Schreiben von Maria:

> Ein gewisser Jemand gelobte mir vor vierzehn Tagen, daß er mich nie vergessen werde. Während er sonst alltäglich vorsprach, ist er seitdem nicht wieder erschienen. Sollte die Reue des Gelöbnisses so schnell eingetreten sein?
>
> Im Ernste teurer Freund, was hat Ihr Nichtkommen zu bedeuten? Habe ich Sie verletzt? Dann sagen Sie es mir offen, ich bin mir keiner Schuld bewußt. Ungern fasse ich den Gedanken, daß Sie, dem ich soviel Dank schulde, mir grollen

könnten. Ich bedarf Ihrer aber auch ärztlich. Denn noch immer ist der Fuß nicht ganz hergestellt. Warum lassen Sie mich im Stiche? Erfreuen Sie bald durch einen Besuch

Ihre dankbare Maria.

Schwer genug war es mir ja angekommen, sie nicht zu sehen, und hätte nicht der Dienst mich anfangs von früh bis spät im Atem gehalten, wer weiß, ob ich meinen Entschluß so tapfer durch geführt haben würde. Jetzt aber war meine Standhaftigkeit dahin. Sie bedarf deiner ärztlichen Hülfe sagte ich mir, da muß jedes Bedenken zurücktreten.

Gegen Mittag ging ich zu ihr und traf zahlreichen Besuch an. Denn seit dem großen Erfolge im Lohengrin war Maria plötzlich eine gefeierte Persönlichkeit geworden. Mehrere Offiziere, einige Sänger, Schriftsteller, und der Kapellmeister waren zugegen.

Sie begrüßte mich sehr herzlich, stellte mich den Anwesenden als ihren Arzt vor und machte mir Vorwürfe über mein langes Ausbleiben.

Ich habe, sagte sie, seit jenem Unglücksfalle noch immer Beschwerden, so wie ich den Fuß ein Wenig anstrenge. Nun soll demnächst der Tannhäuser in Szene gehen und da werden ganz tüchtige Anforderungen an mich gestellt.

Ich entschuldigte mein Nichtkommen mit vielem Dienste und gab meiner Freude darüber Ausdruck, daß wir den Tannhäuser zu hören bekämen.

Das, erwiderte sie lächelnd, ist ausschließlich das Verdienst unseres guten Kapellmeisters. Der ist ein begeisterter Wagnerianer und scheut keine Mühe, wenn es den Ruhm seines Meisters zu mehren gilt. Aber mit dem Tannhäuser ist es nicht getan, auch die Meistersinger sollen noch in diesem Winter daran kommen. Die Proben sind schon tüchtig im Gange, und wenn ich als Eva gut bestehe, so werde ich das in erster Reihe ebenfalls unserm Leiter verdanken.

Der Kapellmeister, ein Mann in den Dreißigern, von hagerer Gestalt, mit fein geschnittenen Zügen, das Haupt von einer stattlichen Mähne umwallt, hatte sich während der Unterhaltung an den Flügel gesetzt und leise die herrliche Melodie aus dem 3. Akte des Tannhäusers an den Abendstern gespielt, die er jetzt in vielfachen Variationen immer wiederkehren ließ.

Er schien ganz mit seinem Spiele beschäftigt und gar nicht auf uns zu achten. Auf Marias letzte Bemerkung aber, brach er plötzlich sein Spiel ab, wendete sich zu uns und sagte: wenn jeder für die Sache so viel Verständniß mitbrächte wie Sie, diva Maria, dann wäre es eine Lust Kapellmeister zu sein. Aber leider ist es grade umgekehrt.

Beim Direktor schon beginnt die Quälerei. Einen wahren Krieg kostet es, ehe man eine Neuaufführung durchsetzt. Bald sind die Dekorationen zu kostspielig, bald die Kostüme unerschwinglich, an die Maschinerie

werden zu große Anforderungen gestellt, der Erfolg bietet zu wenig Sicherheit. Hat man endlich diese vielfachen Bedenken mit Hülfe demostenischer Beredsamkeit zum Schweigen gebracht, dann geht der Ärger bei den Proben los. Unfähigkeit, Eigensinn, Faulheit erschweren das Einstudiren oft über die Maßen. Nun ist es ja wahr, Wagner mutet besonders den Blasinstrumenten bisweilen Leistungen zu, die früher niemand für denkbar gehalten hätte. Aber jede Neuerung schafft Schwierigkeiten und wenn sie einen Fortschrit bringt, so wird sie den echten Künstler nicht abschrecken, sondern anfeuern. Wagners Tongebungen haben manchen Instrumenten ganz neue Gebiete erschlossen. Aber nicht jedem ist das recht. Mußte ich doch erst neulich einen alten Hornbläser den Laufpaß geben, der mir in der Probe erklärte, der Satz müsse geändert werden, das könne kein Mensch blasen. Sein Nachfolger, ein junger, sehr strebsamer Mensch, kann's sehr gut. Mit den Sängern und Sängerinnen geht es nicht besser. Sie haben oft Marotten, die einen zu Verzweiflung bringen können. Schließlich kommen dann noch die Herren Kritiker, und finden heraus, daß die Tempi nicht richtig waren, daß die Sicherheit in der Leitung fehlte und was dergleichen Artigkeiten mehr sind.

Sie malen aber auch gar zu schwarz lieber Meister, meinte lächelnd Dr. W., besonders was die Kritik betrifft, können Sie sich kaum beklagen. Man hat ihren künstlerischeu Bestrebungen rückhaltlos

Lob gespendet, und auch der Beifall der Öffentlichkeit ließ bei den letzten Neuheiten nichts zu wünschen übrig. Ob Sie freilich gut tun, die Meistersinger auf die Tagesordnung zu setzen, über welche die Ansichten noch so wenig geklärt sind, das ist für Posen eine andere Frage.

Die Ansichten sind wenig geklärt? brauste der Meister auf. Mag sein bei Leuten, die von der Musik nichts verstehen; für den Wissenden ist es zweifellos, daß dies eine der besten, vielleicht die beste wagnersche Leistung ist.

Alle Achtung vor ihrem Urteile, erwiderte Dr. W., aber berühmte Leute wie Hanslick und Lübke z. B. haben doch ein wahrhaft vernichtendes Urteil über diese Oper gefällt.

Da nennen Sie mir grade die Rechten, höhnte der Meister. Alte, vertrocknete Mumien, die außer Stande sind zu begreifen, daß die neue Zeit auch neue Grundsätze verlangt. Wir werden ja sehen wer Recht behält.

Maria, die von der Wendung des Gespräches nicht sehr erbaut schien, richtete an mich die Frage, ob ich die Meistersinger in Berlin schon gehört habe und wie die Aufnahme gewesen sei.

Ich kenne bisher nur die Einleitung und Walters Preislied und zwar aus dem Konzertsale, erwiderte ich. Das Preislied findet jedermann entzückend, dagegen erregte die Einleitung bei der ersten Vorführung, der ich beiwohnte, wahre Stürme von Beifall

einerseits und von Zischen andererseits. Mich hat sie verwirrt. Diese Tonmassen, die lange Zeit unaufgelöst durcheinander wirbeln, sind mir unverständlich geblieben.

Werden Ihnen sofort verständlich sein, brummte der Meister, wenn Sie die Oper gesehen haben. Es ist ein Unsinn, diese Einleitung vom Stücke getrennt vorzuführen. Das mag später geschehen, wenn das Stück einmal so volkstümlich geworden ist wie der Freischütz, jetzt ist es verfrüht und in der Tat geeignet, die Hörer zu falschen Schlüssen zu führen.

Da öffnete sich die Tür und herein trat der Direktor, eine hohe Gestalt, von beträchtlicher Fülle; auf dem Stiernacken ein mächtiges Haupt mit spärlichem Harwuchse und dicken geröteten Wangen. Er war augenscheinlich übler Laune, bezwang sich aber, als er soviel Besuch antraf und sprach von gleichgültigen Dingen. Allmälich verabschiedeten sich die Andern, und nur wir Beiden blieben allein bei Maria zurück.

Was fehlt Ihnen Direktor, fragte ich, Sie sehen ja aus, als wären Ihnen sämmtliche Schauspieler durchgegangen. Sind Sie krank?

Ein Wunder wär's nicht, erwiderte er ingrimmig, wenn einen bei all dem Ärger der Schlag rührte.

Schütten Sie ihr Herz aus, machen Sie ihrem Grimme Luft, rief ich lachend, das erleichtert.

Da habe ich nun, begann er, mit Mühe und Not den berühmten D. zu einigen Gastrollen hier gewonnen, übermorgen soll er eintreffen und den Hamlet spielen. Die Ankündigungen sind gedruckt, die Öffentlichkeit ist genügend bearbeitet, und nun wird mir S., der den Geist gibt, plötzlich schwer krank.

Aber unter ihren zahlreichen Leuten werden Sie doch wohl einen Ersatz finden.

Zahlreiche Leute, rief er ärgerlich, das klingt fast wie Hohn. Freilich, Volkes genug ist da. Aber es ist auch danach.

Nun so telegrafiren Sie nach Berlin.

In Berlin, da warten sie grade auf mich. Nein daran ist nicht zu denken. Es wird nichts übrig bleiben, als die ganze Geschichte rückgängig zu machen. Der Schaden ist natürlich ungeheuer und D., der so wie so schon sehr reizbar ist, wird mir einen recht freundlichen Marsch blasen.

Machen Sie nichts rückgängig, Direktor, sagte ich, den Vertreter für den Geist schaffe ich ihnen.

Wie soll ich das verstehen, fragte er ganz erstaunt.

Sie kennen doch Göthes Wilhelm Meister, erwiderte ich lächelnd, während Maria mich verwundert anschaute.

Ja, rief er ungeduldig, nur weiter.

Wie es da bei der Aufführung des Hamlet in der entscheidenden Stunde einen geheimnißvollen

Vertreter des Geistes gab, so wird es auch hier einen geben, wenn Sie mir Vertrauen schenken.

Bedenken Sie Doktor, was für mich auf dem Spiele steht und sagen Sie ehrlich, ist das Scherz oder Ernst.

Vollkommener Ernst, lieber Direktor, in solchen Dingen scherzt man nicht. Nur die eine Bedingung stelle ich, daß kein Mensch außer uns Dreien von dem Hergange erfährt.

Der Direktor schüttelte den Kopf und sah Maria fragend an.

Schlagen Sie ein, rief Maria heiter, der Doktor hat gute Freunde in Berlin, deren er sicher ist.

Gut, sagte der Direktor seufzend, es bleibt mir ja kaum etwas Anderes übrig. Wie es ablaufen wird, mag Gott wissen.

So bitte ich Sie, übermorgen Mittag zu mir zu kommen, da werde ich Ihnen den Vertreter vorstellen, und das Weitere kann vereinbart werden. Fassen Sie Mut Direktor, es wird alles vorzüglich gehen. Ich selbst bin neugierig D. als Hamlet zu sehen. Es ist prächtig, daß Sie uns dazu Gelegenheit geben.

Was gedenken Sie zu tun, fragte mich Maria, als er fort war.

Das, teuerste Maria, darf ich selbst Ihnen noch nicht verraten. Aber nach der Vorstellung sollen Sie alles erfahren.

Der Direktor kam am Tage der Hamletaufführung zur festgesetzten Stunde zu mir in das Lazaret. Doktor, rief er mir entgegen, alles geht gut. D. ist heute früh angekommen, das Haus ist beinahe ausverkauft. Wie steht's mit dem Vertreter. Wo ist er?

Sie sehen ihn vor sich, sagte ich ernst.

Mit maßlosem Erstaunen sah er mich an, zuerst keines Wortes mächtig.

Doktor bedenken Sie doch, was für mich auf dem Spiele steht, stotterte er endlich.

Nicht mehr, als für mich, erwiderte ich. Seien Sie unbesorgt, ich kenne meine Rolle. Für den stattlichen alten Dänenkönig ist meine Figur allerdings ein Wenig kurz geraten, aber das ist doch kein ernstliches Hinderniß.

Aber die Stimme, die Stimme rief er und rang die Hände, die ist ja ganz unzureichend.

Meinen Sie, rief ich lachend, da waren Berndal und der alte Grua in Berlin anderer Meinung. Die haben mich nämlich aus Freundschaft mal ein Wenig eingepaukt, als ich bei einer Liebhaberbühne kühnlich den Geist zu spielen übernommen hatte. Es ist nicht meine Manier, für gewöhnlich im Grabestone zu reden, aber jetzt werde ich ihnen eine kleine Probe geben. Ich nahm die nötige Stellung an und begann mit tiefer Bruststimme langsam:

Ich bin deines Vaters Geist;
Verdammt auf ein'ge Zeit des Nachts zu wandeln

Und Tags gebannt zu fasten in der Glut.
Bis die Vergehn, getan in meines Leben Tagen,
Durch Brand geläutert sind.

Ich hielt inne.

Vortrefflich rief der Direktor, nur weiter, weiter.

Es blieb mir nichts übrig als die ganze Rolle vorzutragen, denn der Alte saß wie versteinert am Tische, den Kopf auf die Hände gestützt und starrte mich an. Wollte ich aufhören, dann rief er heftig: weiter, weiter.

Als ich geendet hatte, stand er auf und sagte: Doktor, wie ist es möglich, daß Sie ihre Stimme bis an's Ende so in der Gewalt haben, ohne tägliche Übung.

Ach was Direktor, das sind ärztliche Geheimnisse, sagen Sie mir lieber, was etwa noch verbessert werden muß.

Nichts, erwiderte er lebhaft, natürlicher kann die Sache gar nicht gesprochen werden.

Gut denn. Nun hören Sie meinen Feldzugsplan für heute Abend. Ihren Leuten erklären Sie, daß der Vertreter aus Berlin komme und gleich Abends nach der Vorstellung zurückreisen müsse. Das wird auch der Öffentlichkeit gegenüber festgehalten. Denn Sie begreifen, daß um keinen Preis etwas von der Geschichte ruchbar werden darf. Es könnte mir in meiner Stellung böse Folgen eintragen. Ich komme, möglichst vermummt, heute Abend eine halbe Stunde vor Beginn des Stückes

zu ihnen. Sie nehmen mich in Empfang und unterweisen mich, so weit nötig. Nach dem 5. Akte lege ich meine Vermummung wieder an, wir besteigen eine Droschke, fahren nach ihrer Wohnung, dort entledige ich mich der Zutaten und suche harmlos meine Behausung auf.

Der Schlachtplan ist vortrefflich entworfen, rief der Direktor und muß glücken. Er rieb sich vor Vergnügen die Hände und ging, ein Liedchen trällernd, von dannen.

Ich hielt es doch für geraten, am Nachmittage die Rolle nochmals gründlich durchzupauken. Ich durchmaß das Arztzimmer, das glücklicherweise fern ab von den Krankenräumen lag, zuerst im langsamen, müden Geisterschritte und blieb dann seitwärts von dem schwarzen Kachelofen stehen, ihn als Hamlet aufs Korn nehmend. Um nicht unliebsam gestört zu werden, hatte ich meinen Burschen beordert, der stand am Treppenabsatze Posten, um jedweden Besuch abzuwehren. Abends zog ich mein schlechtestes bürgerliches Kleid an, setzte einen alten Hut auf, legte den weiten Havelock um und verließ das Lazaret. Auf dem Marktplatze winkte ich einem Kutscher. In dem schützenden Dunkel der Droschke wurden Perrücke und Bart angelegt, so ging es zum Schauspielhause. Dort angelangt, suchte ich den Direktor in seinem mir wohlbekannten Zimmer auf. Wir begaben uns zum Ankleideraume, wo der Harnisch, das Schwert, Mantel und Helm schon bereit lagen.

Schnell war ich fertig, der Direktor musterte mich sorgfältig, ich ging probeweise in meiner Ausrüstung einigemale langsam durch das Zimmer und winkte auch, den rechten Arm erhebend, mehrmals, auf seinen Wunsch.

Nicht so stürmisch, nicht so stürmisch, mahnte er, je bedächtiger, desto besser. Und schauen Sie um Gotteswillen während ihrer Grabesrede nicht in den Zuschauerraum.

Keine Sorge, Direktor, erwiderte ich, Lampenfieber kenne ich nicht.

Es war Zeit anzutreten und er führte mich an meinen Platz. Eine außerordentliche Ruhe kam über mich, wie immer, wenn es galt alle Kräfte zusammen zu nehmen. Das Stichwort des Marcellus ertönte: sei still; brich ab; schau hin, da kommt es wieder. Langsam setzte ich mich in Bewegung. Alles ging gut. Auch die Szene mit Hamlet ließ nichts zu wünschen.

Der Direktor umarmte mich vor Freuden. Gespielt wie ein Alter, rief er ein über das andere Mal. Doktor, ich verpflichte Sie sofort, wenn Sie wollen.

Angenommen, erwiderte ich, aber nur als Teaterarzt.

Es gilt, sagte er lachend, so kann ich mich wenigstens einigermaßen erkenntlich zeigen.

Den 3. Akt könnten Sie mir eigentlich schenken, meinte ich, die par Worte wird wohl auch ein

Anderer sprechen können, ich möchte lieber das prächtige Spiel von D. aus dem Zuschauerraume mit ansehen.

Aber da gab er nicht nach. Habe ich a gesagt, müsse ich auch b sagen.

D. spielte meisterhaft, besonders die leidenschaftlichen Szenen rissen zu Bewunderung hin. Ich habe weder vorher noch nachher den Hamlet so spielen sehen.

Ja es macht ihm keiner nach, sagte der Direktor, aber er ist krank, furchtbar aufgeregt, glaubt sich verfolgt, ich fürchte es geht bergab mit ihm.

Davon konnte ich mich leider nach zwei Tagen selbst überzeugen. D. hatte in unvergleichlicherweise den Mephisto im Faust gespielt. Alles war überwältigt von dieser Leistung. Unmittelbar nach der Vorstellung, wurde ich zu ihm gerufen. Er litt an einem ganz entsetzlichen nervösen Anfalle, der mit Zuckungen und Schreien verbunden war. Eine Morphiumeinspritzung gab ihm Ruhe. Er reiste am nächsten Tage ab. Nicht lange darauf kam die Nachricht, daß er wahnsinnig geworden sei.

Das Geheimniß meines Auftretens erfuhr kein Mensch. Jedermann glaubte, es sei aus Berlin ein Ersatzmann, ein Freund des Direktors, gekommen und sofort wieder abgereist. Die Zeitungen brachten eine entsprechende Bemerkung und beurteilten die Leistung dahin, daß der Vertreter seiner Rolle im Ganzen gerecht geworden sei. Maria hatte mich sofort erkannt.

Sagen Sie mir, fragte sie eifrig, haben Sie sich denn einmal mit der Schauspielerei beschäftigt? Man muß es annehmen, denn sonst könnten Sie doch diese Rolle nicht gespielt haben.

Das ist eine ziemlich sonderbare Geschichte, erwiderte ich, die Sie kaum interessiren dürfte.

O erzählen Sie, rief Maria lebhaft, mich interessirt alles, was Sie angeht.

Im Hause meines Oheimes, begann ich, wo ich erzogen wurde, ging es ziemlich streng zu. So kam es, daß ich als Primaner noch nicht im Teater gewesen war. Denn der Oheim hielt derartige Erholungen und Zerstreuungen für durchaus verwerflich, dazu angetan, den leicht empfänglichen Sinn junger Leute von den Aufgaben der Schule abzulenken.

Er war daher nicht wenig erstaunt, eines Tages zu vernehmen, daß von uns Primanern mit Genehmigung des Direktors Szenen aus einem shakespearschen Stücke aufgeführt werden sollten. Vor den Anordnungen der Schule machte indeß seine Strenge Halt und so hatte er auch nichts dagegen einzuwenden, daß ich zu den Mimen gehörte. Da ging für mich eine wahre Zauberwelt auf, von der ich mir vorher beim Zumpt und Buttmann nichts hatte träumen lassen. Die Lese- und Spielproben wurden mir zu wahren Freudenstunden. Als nun gar im Festsale des Gymnasiums die Bühne aufgeschlagen war, und wir in schönen Teaterkostümen,

die uns von der Intendantur der königlichen Schauspiele geliehen waren, auftraten und großen Beifall ernteten, da schwindelte mir wirklich der Kopf. Ich sah nicht ein, warum ich nicht viel besser als Schauspieler, denn als Pastor einmal mein Brod verdienen sollte. Letzteres wünschte der Oheim, während ich meine Neigung der Heilkunst zugewendet hatte. Mit wenig Aussicht auf Erfolg, denn der Oheim wies derartige Gedanken rund weg mit dem Hinweise ab, daß ich mich dazu nicht eigene und daß das Studium viel zu kostspielig sei.

Da entstand in meinem Gehirne der verwegene Gedanke: will man dich zum Pastor zwingen, dann läßt du lieber das Studiren und gehst unter die Schauspieler.

An meinem Talente zweifelte ich nicht, an meinen Erfolgen bei Fleiß und Ausdauer, noch viel weniger. Um aber nichts zu versäumen, suchte ich den alten Berndal, der mir bekannt und sehr freundlich gesinnt war, auf und bat ihn geradezu, mich in die Lehre zu nehmen. Er lachte aus vollem Halse, als ich erklärte, daß ich ihm einst die gehabte Mühe reichlich vergelten wolle, wenn ich einmal ein berühmter Künstler geworden wäre. Schließlich ging er scheinbar auf meine Pläne ein, machte mir aber bald kein Hehl daraus, daß meine Befähigung manches zu wünschen übrig lasse. Dabei wußte er sehr geschickt, mir die schwarzen Seiten des Standes darzulegen, so daß ich allmälich viel von meiner

Begeisterung und Zuversicht einbüßte. Wer weiß freilich, was geschehen wäre, wenn der Oheim nicht zugestimmt hätte, mich Medizin studiren zu lassen. Das war entscheidend, ich gab die Stunden zur großen Befriedigung Berndals auf. Aber meine Vorliebe für die Bühne blieb, und als Student habe ich eifrig jede Gelegenheit benutzt, nicht nur das Teater zu besuchen, sondern selbst tätig zu sein. Da sind denn auch Szenen aus dem Hamlet daran gekommen und ich habe mit Berndals Hülfe den Geist gespielt, nicht besser und nicht schlechter als mancher Andere auch, wie er sagte.

Wenn man Sie nun hätte zwingen wollen Gottesgelahrtheit zu studiren, fragte sie, wären Sie wirklich im Stande gewesen das Haus des Oheimes zu verlassen und sich der Schauspielerei zuzuwenden.

Das glaube ich ganz gewiß, erwiderte ich, bei meiner damaligen Neigung für alles Abenteuerliche und meinem unbesiegbaren Widerwillen gegen den Beruf eines Predigers.

Eifrig forschte sie nach meinen Jugenderlebnissen, alles mußte ich ihr erzählen, nicht müde wurde sie zuzuhören und zu fragen.

Und ich erzählte so gern. Stand ich doch unter dem Banne ihrer glänzenden, dunklen Augen, die sinnend auf mir ruhten und mir so viele Rätsel aufgaben.

Sie liebt dich, rief es in mir, wie könnte sie sonst so viel Teilnahme für alles, was dich angeht, bezeigen.

Sobald ich aber, ermuntert durch den warmen Blick ihrer Augen, Miene machte, ihr zu sagen wie mir ums Herz sei, veränderte sich ihr Wesen. Kühl und abweisend wurde ihr Blick, gemessen ihr Benehmen. Mit großer Geschicklichkeit wußte sie die Rede auf andere Dinge zu lenken und meine ausbrechende Leidenschaftlichkeit in Schranken zu halten.

Die Bamberger.

Meine Besuche bei Maria wurden häufiger denn je. Wollte Gretchens Bild dagegen Einspruch erheben, so wehrte ich solche unbequeme Einflüsse mit dem trotzigen Vorwurfe ab: sie antwortet ja nicht einmal auf deine Briefe. Im Übrigen tust du nur deine ärztliche Pflicht und Marias Benehmen schließt jede Annäherung aus.

Als ich eines Sonntags wieder vorsprach, war ich erstaunt, ihr Mädchen, das dicke Bärbele, das mir wie gewöhnlich öffnete, in ganz veränderter Tracht zu finden. Kaum erkannte ich sie wieder. Buntgeblümte, sehr steife Röcke, bis zur Mitte der Wade reichend, eine breite, gestickte Schürze, ein schwarzes Mieder und ein buntes, verschlungenes Kopftuch gaben ihr das Ansehen eines süddeutschen Bauernmädchens. Was hat das zu bedeuten, fragte ich verwundert.

Sie ist zur Kirche gewesen, antwortete Maria und da hat sie ihren Sonntagsstat angelegt, d. h. die alte Volkstracht der Bamberger, die sie für gewöhnlich nicht trägt. Ich selbst bin nämlich eine Bambergerin und war bei meiner Herkunft nicht wenig erstaunt, Leute in unseren heimischen Trachten zu finden und sie auch in unserer Mundart mit einander reden zu hören. Auf meine Erkundigung erfuhr ich, daß im vorigen Jahrhunderte sieben Dörfer, dicht bei Posen, mit Bauern aus der bamberger Gegend besiedelt worden seien, und größtenteils ihre heimischen Sitten und ihre Mundart noch bewahrt hätten.

Da begab ich mich denn eines Tages nach dem nahe gelegenen Dorfe Rataj und besuchte meine Landsleute. Man nahm mich als Landsmännin sehr freundlich auf und die Tochter eines braven Bauern fand sich auch bereit bei mir in Dienst zu treten. So bin ich zu meinem Bärbele gekommen, das mit rührender Zärtlichkeit an mir hängt. Wenn wir allein sind, schwätze ich mit ihr in der heimischen Mundart und dann ist es mir immer, als wäre ich wieder Kind und daheim, im Elternhause.

O erzählen Sie mir von ihrer Kindheit und ihren Eltern, bat ich.

Ach, sagte sie, das ist eine kurze, aber traurige Geschichte. Mein Vater war Besitzer eines schönen Gutes in der Nähe von Bamberg. Ich erhielt eine sehr gute Erziehung und Ausbildung, namentlich auch in der Musik, die meine Eltern sehr liebten.

In unserm Hause fanden fast an jedem Sonntage musikalische Abende statt, an denen Kammermusik gepflegt wurde und bei denen mein Vater die erste Geige spielte. Außerdem ward auch dem Gesange gehuldigt. Denn meine Mutter hatte eine sehr schöne Stimme und war im Gesange wie im Klavierspiele gleich gut ausgebildet. Ich saß gewöhnlich in der Ecke und lauschte. Bald aber, ich glaube ich zählte kaum sechs Jahre, erhielt ich Unterricht im Spielen und Singen. Es machte mir viel Vergnügen, ich übte sehr fleißig und kam schnell vorwärts.

So verging die Kinderzeit in der angenehmsten Weise. Kaum fünfzehn Jahre alt, sollte ich behufs weiterer Ausbildung nach Dresden zu einem Oheime gehen. Da brach das Unglück plötzlich über uns herein. Mein Vater starb und ließ die kränkelnde Mutter in recht bedrängten Verhältnissen zurück. Das Gut ging verloren. Die arme Mutter, den harten Schicksalsschlägen nicht gewachsen, folgte dem Vater bald nach. Vor kurzem noch in der Fülle des Glückes, stand ich jetzt allein, verlassen und mittellos in der Welt. Da nahm sich der Oheim in Dresden meiner in liebevollster Weise an. Er war Kapellmeister, hatte sich aber auch als Komponist hervorgetan und erfreute sich in den musikalischen Kreisen allgemeinen Ansehens. Ihm verdanke ich eine ganz vorzügliche Ausbildung und die Einführung auf die Bühne. Zuerst bin ich in Dresden,

dann in Stuttgart und Karlsruhe aufgetreten. Meine hiesige Verpflichtung dauert nur noch kurze Zeit, dann gehe ich wahrscheinlich nach Dresden zurück. Das ist in wenigen Worten meine Geschichte.

Ich kann mirs denken, erwiderte ich, wie angenehm Ihnen nach so schlimmen Erlebnissen und nach so langer Entbehrung, die heimischen Laute hier ins Ohr geklungen haben.

Ja, erwiderte sie, die Alten sprechen die traute Mundart noch ganz prächtig. Aber bei den Kindern, besonders bei den Knaben, ist es damit schlecht bestellt. Man klagte sehr, daß sie das Deutsche überhaupt ganz verlernen, weil der Lehrer in der Schule ein Pole sei und das Polnische sehr begünstige.

Der Schriftsteller Dr. W. trat ein und da er hörte, wovon die Rede war, nahm er den Gegenstand sehr eifrig auf. Ja es sind brave Leute die Bamberger. Sie treiben Ackerbau, Viehzucht, Obst- und Gemüsebau. Sie versorgen uns Posener mit Milch, Gemüse und Geflügel. Sie haben es meist zu leidlichem Wohlstande gebracht. Ihre Dörfer sind freundlich und sauber, die Häuser wahre Schmuckkästen. Die Frauen und Mädchen halten auch zäh an der alten Tracht fest, bei den Männern ist davon nichts mehr übrig geblieben. Leider hat man in den maßgebenden Kreisen kein Verständniß für die Bedürfnisse dieser Leute und für die Wichtigkeit sie deutsch zu erhalten. Man treibt sie förmlich in das Lager der Polen. Geht es so weiter, wie es

jetzt beliebt wird, d. h. läßt man die polnischen Geistlichen in Schule und Kirche so weiter wirtschaften, dann werden die bamberger Dörfer in einem Menschenalter stockpolnisch sein.

Aber wie sollte das zugehen, fragte ich erstaunt, sie haben doch deutsche Schulen.

Dem Namen nach ja, erwiderte W. Die Lehrer sind aber Polen und polnische Geistliche haben die Aufsicht. Beide arbeiten mit allen Mitteln an der Polonisirung, indem sie die deutsche Sprache immer mehr verdrängen. Die Regierung, trotzdem sie mit den Polen so schlechte Erfahrungen gemacht hat, läßt diese frei schalten und walten. Die Bamberger in Rataj beschwerten sich neuerdings mehrmals darüber, daß der Lehrer fast nur polnisch unterrichte und sogar den Religionsunterricht in polnischer Sprache erteile. Sie baten dringend um einen deutschen Lehrer, da sie sonst befürchten müßten, daß ihre Kinder Polen werden würden. Man beachtete ihre Beschwerden nicht. Es blieb alles beim Alten. Ebenso steht es in Wilda. In den anderen Dörfern ist die Polonisirung schon so gut wie vollendet. Ist es zu verwundern, wenn die deutschen Bauern, von der Regierung im Stiche gelassen, eingeschüchtert durch polnische Hetzer, endlich die Sache gehen lassen, wie es Gott gefällt.

Von polnischer Seite wird kein Mittel unbenutzt gelassen, um das ersehnte Ziel zu erreichen. Was in der Schule begonnen ist, findet seine Fortsetzung

in der Kirche. Den Leuten wird fortwährend vorgeredet, daß ein guter Katholik nur Pole sein könne. Geburten und Taufen finden polnisch statt. Die Geistlichen untersagen den Kindern den deutschen Gruß und Gebete dürfen nur polnisch gesprochen werden. Daß bei Mischehen die Kinder allemal dem Polentume verfallen, ist selbstverständlich.*) Und was hier in den bamberger Dörfern im Großen geschieht, geht im Kleinen in allen Städten, und besonders auf dem Lande vor sich. Die katholischen Deutschen werden polonisirt.

Das ist ja unerhört, rief ich und kaum glaublich.

Leider ist es aber buchstäblich, wie ich gesagt, entgegnete W. Der Oberpräsident ist ein sehr tüchtiger Verwaltungsbeamter und sorgt für das materielle Gedeihen der Provinz vortrefflich, aber den Polen läßt er vollkommen freie Hand, besonders der Geistlichkeit. Ihr Auftreten ist denn auch herrischer und anmaßender als je. Sie glauben nicht, welche Kämpfe es gekostet hat, um durchzusetzen, daß den Tausenden deutscher Katholiken in Posen und Umgegend, nur eine einzige der zahlreichen Kirchen der Stadt überlassen wurde. Das ist jetzt endlich erreicht, aber auch in dieser Kirche darf ohne besondere Genehmigung der Pröbste und ohne Zahlung doppelter Gebühren weder deutsch getraut noch

---

*) Bekanntlich sind heute die bamberger Dörfer so vollständig polonisirt, daß die Bauern bei den Wahlen stets für den polnischen Kandidaten stimmen und bei der Volkszählung sich als Polen bezeichnen.

getauft werden. Die Polen machen reißende Fortschritte, sowohl der Zahl nach, als auch in wirtschaftlicher Beziehung. Sie haben viel gelernt. Der preußischen Herrschaft, die sie im Stillen verwünschen, verdanken sie das. Die Redensart von der polnischen Wirtschaft trifft nicht mehr zu. Ich kenne viele Güter und Bauernhöfe, die geradezu musterhaft geführt werden. Auch machen sie die größten Anstrengungen sich den fehlenden Mittelstand zu schaffen. Der sogenannte Marcinkowski-Verein leistet darin großes. In den Städten finden sich von Jahr zu Jahr mehr polnische Ärzte und Rechtsanwälte, Handwerker lassen sich nieder, Kaufläden werden eröffnet und unterstützt. Alle diese Leute bilden dann, kräftig gefördert von den Geistlichen, den Kern einer rücksichtslos arbeitenden polnischen Propaganda. Die Deutschen aber ziehen die Schlafmütze noch weiter als gewöhnlich über die Ohren. Um des lieben Friedens willen, wie es heißt, und wozu ist die Regierung da, fragen sie.

Das sind ja trostlose Aussichten für die Zukunft, rief ich. Läßt sich dagegen nichts tun?

Augenblicklich kaum, meinte W. Vergeblich habe ich versucht unsere Landsleute hier, aufzurütteln. Ich wies hin auf die stille rastlose Arbeit der Polen, die darauf ausgehe, uns allmälich mehr und mehr zu verdrängen und forderte zur Bildung eines deutschen Vereines auf. Man lachte mich aus und meinte, ich sähe am hellen lichten Tage

Gespenster. An uns Deutschen, als der herrschenden Macht, sei es, die Polen nicht unnötig zu reizen. Ein Gegenverein würde nur dazu beitragen, nationalen Hader zu entfachen.

Ich möchte gar zu gern die Bamberger aus eigener Anschauung kennen lernen, sagte ich.

Das ist leicht zu machen, meinte Maria lebhaft. Wir statten den Eltern meines Bärbele heute Nachmittag einen Besuch ab. Das Wetter ist günstig und Sonntags finden wir Alle zu Hause. Der Vorschlag fand unsere beiderseitige freudige Zustimmung.

Gleich nach dem Mittagessen ward aufgebrochen. Das Dorf, dicht vor der Stadt gelegen, war bald erreicht. Freundliche Häuser mit hübschen Gärten empfingen uns. Burschen und Mädchen gingen plaudernd und scherzend umher. Die Mädchen alle im prächtigen bamberger Sonntagsstate. Vor den Häusern saßen die Alten, ihr Pfeife rauchend.

Merkwürdig, sagte Maria, daß die Frauen an ihrer Tracht festgehalten haben, während die Männerkleidung sich gar nicht mehr von der polnischen unterscheidet.

So ist es, warf W. dazwischen, auch mit der Muttersprache. Die Frauen bewahren beides besser. Übrigens, fügte er zu mir sich wendend hinzu, sehen Sie dort die beiden Alten von mindestens 75 Jahren? Die tragen noch den ererbten bamberger langen Faltenrock und den hohen Hut.

Alle jungen Leute, denen wir begegneten, zeichneten sich durch hohe, kräftige Gestalt, breite Schultern, markige Züge aus. Wie treuherzig die blauen Augen darein blickten. Man sah ihnen die deutsche Abstammung leicht an.

Vor einem der stattlichsten Häuser machten wir Halt. Es lag etwas von der Straße zurück, rechts und links die Wirtschaftsgebäude, alles sauber und reinlich. Wir schritten über den Hof. Der Kettenhund fuhr wütend aus seiner Hütte. Als er aber Marias begütigende Stimme hörte, wedelte er mit dem Schwanze und legte sich nieder. Der Alte kam uns entgegen in Hemdärmeln, die silberbeschlagene Tabakpfeife im Munde. Ein stattlicher Mann, mit vollem, ergrauenden Haupthare und Bart, behäbig und langsam in seinem Wesen.

Guten Tag, Vater B., sagte Maria, ich bringe Gäste, die wollten gern meine lieben Landsleute kennen lernen.

Grüß Gott, sagte der Alte und rief laut nach der Mutter. Sie kam eilig aus dem Hause, im Sonntagsstate, freudig erregt über den Besuch der Gnädigen. Ich verstand anfangs kein Wort von der in der Mundart geführten Unterhaltung und richtete an W. die Frage, ob die Leute auch hochdeutsch sprächen. Der Alte hörte das und von jetzt ab ward nur noch hochdeutsch gesprochen. So viel ich auch bat, sie möchten doch mit Maria in ihrer Mundart plaudern, sie waren nicht dazu zu bewegen.

Wir wurden in die Wohnstube geführt, einen großen Raum mit birkenen Möbel ausgestattet; das Sofa mit blumenreichem Überzuge, an den Wänden Bilder von der Jungfrau Maria und Heiligen, leider mit polnischer Umschrift. Zwei Mädchen und zwei Knaben, mit frischen, rotwangigen Gesichtern, drängten sich heran und begrüßten uns als wir das Haus verließen um nach dem Garten zu gehen. Mutter B. verschwand, um bald mit der dampfenden Kaffekanne wiederzukehren. Unter einer mächtigen Linde nahmen wir Platz. Mutter B. schenkte ein und forderte uns auf, ihrem ländlichen Kuchen die nötige Ehre anzutun.

Wie sind Sie denn mit ihrem Lehrer zufrieden, fragte W. den Alten.

Der zuckte die Achseln. Unsere Eingabe, erwiderte er, um einen deutschen Lehrer hat nichts genützt, brummte er. Das Polnische wird stärker denn je bevorzugt. Mein Junge kann viel besser polnisch als deutsch lesen und schreiben. Er erzählte mir neulich, der Herr Probst habe befohlen, die Kinder sollten in der Schule untereinander polnisch sprechen, damit sie es besser lernen, deutsch könnten sie gut genug. Dann habe ihnen der Lehrer gesagt, daß deutsch die Sprache der Ketzer sei, die Rechtgläubigen seien alle Polen und beteten polnisch.

Den Lehrer möchte ich wohl kennen lernen, bemerkte ich.

Der Alte erbot sich, uns zu ihm zu führen. Während Maria bei der Mutter und den Kindern verblieb, begaben wir drei uns zum Lehrer. Ein alter Mann mit spärlichen weißen Haren, hager und gebückt, kam uns entgegen, als wir das bescheidene Wohnhaus betraten.

Diese Herren aus der Stadt, sagte Vater B., interessiren sich für den Unterricht, und möchten über einige Schulangelegenheiten Auskunft haben.

Bin gern zu Diensten, soweit es in meinen Kräften steht, erwiderte der Lehrer ehrerbietig.

Wie viele Schüler unterrichten Sie, fragte ich.

Siebzig, Herr, antwortete er.

Wie viele sind polnisch und wie viele deutsch?

Zweiundfünfzig deutsch, achtzehn polnisch.

Und die Unterrichtssprache ist deutsch?

Nein, erwiderte er, halb deutsch, halb polnisch. Es ist von der Behörde angeordnet, daß die Kinder möglichst in ihrer Muttersprache unterrichtet werden sollen.

Aber wie steht es damit in der Religion?

Der Religionsunterricht wird nur polnisch erteilt.

Wie stimmt denn das, fragte ich, mit der Anordnung, daß jedes Kind in seiner Muttersprache zu unterrichten sei?

Der Herr Probst hat es befohlen, dem muß man gehorchen.

Aber der Herr Probst hat sich doch wohl über die Gründe dieser Anordnung ausgesprochen?

Er sagte, alle guten Katholiken seien Polen, daher müsse ein ehrlicher Christ polnisch beten, deutsch sei die Sprache der Abtrünnigen.

Wissen Sie denn nicht, daß in Deutschland viele Millionen Katholiken wohnen, die nicht polnischen, sondern deutschen Stammes sind, die nur deutsche Priester, deutsche Predigt und deutsches Gebet haben?

Nein, das glaube ich nicht. Alle guten Katholiken sind Polen.

Aber der Papst, Euer heiliger Vater, ist doch kein Pole?

Sie scherzen Herr, was sollte er wohl sonst sein.

Ich hatte genug gehört, und wir verabschiedeten uns nach einigen Worten des Dankes, von dem greisen Lehrer.

Solchen Leuten vertraut man deutsche Kinder an, rief W. erbittert, und solchen Geistlichen läßt man freie Hand. Die Folgen werden dereinst traurig sein und zu spät wird man erkennen, welche Mißgriffe durch die unnatürliche Begünstigung des Polentumes begangen sind.

Unbegreiflich ist mir, erwiderte ich, das Verhalten der Regierung. Denn daß die Bestrebungen, die Deutschen zur Selbsthülfe aufzurufen, gescheitert sind, darüber wundere ich mich nicht. Ein kräftiges Nationalgefüht gibt es ja bei uns nicht. Es wird noch starker Reizmittel bedürfen, um den deutschen Michel aus dem behaglicheu Schlafe aufzurütteln und für seine nationale Pflichten empfänglich zu machen.

Machen Sie doch von Gemeindewegen, wendete ich mich zu unserm Führer, nochmals eine Eingabe, stellen Sie die Verhältnisse dar wie sie sind und verlangen Sie nachdrücklich einen deutschen Lehrer und deutschen Religionsunterricht.

Der Alte zuckte mit den Achseln. Der Vorsteher will nichts mehr davon wissen. Er sagt es nutze ja nichts, und ihm trage man es wohl noch nach. Die Behörde habe sie zwei Mal abschlägig beschieden und den Polen Recht gegeben.

Nicht mit freudigen Gefühlen kehrten wir spät Abends von unserm Ausfluge zurück.

Das bringt der Beruf mit sich.

Als ich dem Kollegen S. von meinen Erfahrungen in Ratai erzählte, war er sehr erstaunt und meinte, da habe der Lehrer den Probst jedenfalls mißverstanden. Dieser sei ein billig denkender Mann und von Polonisirungsbestrebungen könne keine Rede sein. Die Geistlichkeit habe einen schweren Stand. Sie werde auf Schritt und Tritt überwacht. Stehe sie zu ihrem Volke wie es Recht sei, dann heiße es, sie sei deutschfeindlich und fördere großpolnische Bestrebungen.

Das klingt leidlich, erwiderte ich, nur daß die Tatsachen dem widersprechen.

Er schüttelte mit dem Kopfe und brach das Gespräch ab. Ich aber habe mich gehütet nochmals auf diese Dinge zurück zu kommen. Ich mußte Dr. W. Recht geben, der mir nach seiner langjährigen Erfahrung gesagt hatte: der Pole versteht es meisterhaft seine wahren Gedanken und Absichten hinter glatten Worten zu verbergen. Auch leugnet er mit der größten Bestimmtheit Tatsachen ab, die ihm unbequem sind, gibt sich den Anschein nicht zu verstehen oder nicht zu wissen. Im Kampfe für sein Volkstum ist er zum Fanatiker geworden und hält jedes Mittel für erlaubt, welches dazu dienen kann, die Träume von einem wieder herzustellenden Polen zu verwirklichen.

So angenehm mein Verkehr mit S. während der Lazaretzeit war, herzlich wurde er nicht. Eine unsichtbare Schranke blieb zwischen uns aufgerichtet. Ich habe später S. öfters in der Stadt getroffen, wenn er seiner Praxis nachging. Über einige höfliche, nichtssagende Worte kamen wir nie hinaus. Mit seinen Freunden, die mich beim Glase Wein so liebenswürdig zum Besuche eingeladen hatten, stand es nicht besser. Wir grüßten uns kaum.

Mein Lazaretdienst näherte sich dem Ende. Ich sollte aber vor Toresschluß noch eine herbe Erinnerung mitnehmen. Wir hatten einen Typhuskranken auf der Station durch den Tod verloren. Besonderes ärztliches Interesse bot der Fall nicht und so lag zur Obduktion kein zwingender Grund

vor. Ich glaubte um so mehr von der Zerlegung Abstand nehmen zu dürfen, als mein Hände stark aufgesprungen waren und keiner der Kollegen die geringste Lust bezeigte, statt meiner die Sektion zu machen. Da hatte ich aber nicht mit der Engherzigkeit unserer Lazarettante J. gerechnet. Als ich ihr den Tod meldete, war die erste Frage: ist die Obduktion gemacht?

Nein, Herr Oberstabsarzt, ich habe sie unterlassen, da kein wissenschaftliches Interesse vorliegt und meine Hände leider in einer Verfassung sind, die jede derartige Tätigkeit verbietet.

Sehr unrecht, lieber Kollege, tadelte er. Jeder Verstorbene soll geöffnet werden. Sie können niemals wissen, welch' ein unvorherzusehendes Ergebniß die Sektion vielleicht zu Tage fördert. Im Übrigen liegt ein Befehl des Generalarztes vor, der befolgt werden muß.

Aber mit meinen aufgesprungenen Händen geht es doch nicht.

Nicht davon ist die Rede, erwiderte er. Bitten Sie einen der Kollegen an ihre Stelle zu treten.

Das ist schon geschehen, aber keiner will daran gehen.

Na, wie Sie es anstellen, ist mir gleich, meinte er sehr verdrießlich, aber ich erwarte, daß es gemacht wird.

Nochmals versuchte ich mein Heil bei den Kollegen. P., sonst immer eifrig dabei, wenn es eine Sektion

galt, lag krank darnieder, die Anderen lehnten rundweg ab.

Kollege S., der Adjutant des Generalarztes meinte, das sei mal wieder eine von J.'s Tüfteleien. Melden Sie J. nur, Sie hätten zur Vertretung niemanden gefunden und warten Sie das Weitere ruhig ab. Der Generalarzt wird sicherlich nichts zu erinnern haben.

Der Rat war gewiß gut. Aber ich mochte mir von J. nicht nachsagen lassen, es sei etwas versäumt worden und so entschloß ich mich kurz. Meine Hände bestrich ich tüchtig mit Öl und zog dicke waschlederne Handschuhe an. So glaubte ich gegen Ansteckung ziemlich geschützt zu sein und ging ans Werk. Besondere Ergebnisse lieferte die Sektion natürlich nicht, aber Tante J. meinte mit wichtiger Miene: es wäre doch möglich gewesen.

Leider zeigte sich schon nach wenigen Tagen, daß ich mir eine schwere Vergiftung zugezogen hatte. Dicke, rote Knoten bildeten sich an den Händen, ich verlor die Eßlust, hatte bald Frost, bald Hitze und konnte Nachts nicht schlafen. Elend schleppte ich mich umher und tat meinen Dienst, in der freien Zeit Breiumschläge machend, um die Knoten zu erweichen. Ich wollte mich durchaus nicht krank melden, wie die Kollegen mir sämmtlich rieten. Nein, erwiderte ich auf ihre Vorstellungen, ich will nicht zum Schaden auch noch den Spott der Lazarettante einheimsen. Ich kenne sie zu gut, sie würde

mit freundlichem Lächeln sagen: wie konnte man so töricht sein. Ich hielt also aus bis zu meiner Ablösung, die nach wenigen Tagen erfolgte.

Auf meinem Fort hatte ich ja Zeit genug zum Auskuriren oder auch zum Dahinsiechen, je nachdem. In der Frühe schleppte ich mich zum Revierdienste hinunter. War der erledigt, dann lag ich erschöpft und elend auf meinem Lager, Umschläge machend. Glücklicherweise erwies sich die Fortwirtin als barmherzige Samariterin und übernahm bereitwillig die Herstellung der Umschläge und der nötigen Krankensuppen. Mein Bursche aber pflegte mich mit rührender Hingebung Tag und Nacht.

Kollege S. besuchte mich Mittags und machte seinem Unmute Luft.

Unerhörter Eigensinn, man müßte Sie bestrafen. Habe ich Ihnen nicht gesagt, wie Sie mit der Tante verfahren sollten.

Na lassen Sie es nur gut sein S., ich bin bestraft genug und muß aushalten.

Ja wenns mit dem Aushalten allein nur getan wäre, brummte S. und machte einen tüchtigen Kreuzschnitt durch einen der Knoten, so daß mir Hören und Sehen verging. Weiß ich was daraus wird? Die Achseldrüsen sind schon stark geschwollen, an den Armen zeigen sich rote Stränge, das Gift greift offenbar um sich. Nein, ich übernehme die Verantwortung nicht länger und melde die Geschichte dem Generalarzte.

S. sind Sie des Teufels, rief ich. Tuen Sie mir den einzigen Gefallen und machen Sie kein Aufhebens.

Nur mit Mühe konnte ich ihn bewegen, von seinem Vorhaben abzustehen.

Wenns schief geht, was dann? sagte er, ich lade mir eine schöne Last auf.

Es wird aber nicht schief gehen, erwiderte ich, dazu habe ich viel zu viel Lebenslust.

Wirklich besserten sich nach den letzten Einschnitten die Hände zusehends. Aber dann setzte plötzlich das Fieber mit erneuter Heftigkeit ein und am Kehlkopfe bildete sich ein Knoten, viel größer als alle früheren.

Da haben wir die Bescherung, rief S., jetzt ist allgemeine Durchseuchung des Körpers da. Jedenfalls bringe ich morgen den alten G. mit. Dagegen erhob ich zwar Einspruch. Aber es half nichts.

Man machte am nächsten Tage mit vereinten Kräften Einschnitte, die mir trotz aller Willenskraft Tränen in die Augen trieben. Damit war aber auch die Kraft des Giftes gebrochen. Neue Knoten traten nicht auf und die alten begannen zu heilen.

Einen Denkzettel, in Gestalt einer gehörigen Narbe werden Sie aber für alle Zeit am Kehlkopfe behalten, meinte S. Das ist auch ganz gut, damit Sie nicht wieder so leichtsinnig ihr Leben aufs Spiel setzen.

Wer denkt immer gleich an die Folgen, lieber S., sagte ich.

Schöner Arzt, der das nicht tut, murrte S.

Meine Genesung ging vorwärts. Trotz der weiten Entfernung des Forts von der Stadt erhielt ich zahlreichen Besuch von befreundeten Offizieren. Auch Dr. W. ließ sich mehrmals sehen. Wir waren uns durch gleiches Empfinden auf nationalem Gebiete näher getreten, und ich unterhielt mich gern mit ihm über die Zukunft unseres Volkstumes und über die Polenfrage. Stets überbrachte er mir Grüße von Maria und erzählte mir, welche Teilnahme sie an meiner Erkrankung gezeigt habe. Sie verläßt uns übrigens demnächst, fügte er bei seiner letzten Anwesenheit hinzu, um nach Dresden zu gehen.

Ich mußte mich gewaltsam bezwingen, um die Aufregung nicht merken zu lassen, welche diese Nachricht in mir hervorrief. Ich wurde einsilbig und antwortete auf Fragen zerstreut, so daß W. mich bald verließ mit den Worten: Sie kommen mir heute recht angegriffen vor und bedürfen der Ruhe.

Maria geht fort, rief es in mir, und ich soll sie vor ihrem Scheiden nicht mehr sehen? nicht von ihr Abschied nehmen? Unmöglich. Am Liebsten wäre ich sofort aufgebrochen, trotz meines gebrechlichen Zustandes und trotz der Verbände an den Händen und am Halse. Es muß gehen, sagte ich mir. Der Bursche besorgt einen geschlossenen Wagen und ich steige auf dem Forthofe ein. Aber am Ende ist sie gar nicht zu Hause? Oder sie hat Besuch

und ich setze sie in Verlegenheit, wenn ich da als Kranker antrete. Es geht nicht. Ich will ihr erst ein Par Zeilen schreiben und meinen Besuch ankündigen.

Sofort setzte ich mich nieder und schrieb, wenn auch mit Schwierigkeit. Denn die rechte Hand war noch immer schlecht brauchbar. Es herrschte große Stille. Nur der schwere Tritt des Postens tönte vom Hofe zu mir herauf. Düster brannte die Lampe und erhellte nur mäßig den weiten Raum meines Tonnengewölbes. Da rasselte draußen ein Wagen in den Hof und gleich darauf kam mein Bursche mit der Meldung, Herr Maler Paulig aus Berlin wünsche mich zu sprechen. Ich kannte keinen Maler des Namens. Sicherlich ein Bekannter meiner berliner Freunde, der Grüße überbringt, dachte ich und stand auf um ihm entgegen zu gehen. Eine stattliche Erscheinung im weiten faltigen Mantel, den Kragen hochgeschlagen, mit großem breitrandigen Künstlerhute auf dem Kopfe, trat ein. Im Halbdunkel, das an der Türe herrschte, konnte ich das Gesicht nicht erkennen.

Was verschafft mir die Ehre, fragte ich. Da fielen Hut und Mantel, ein silberhelles Lachen ertönte und eine mir nur zu wohl bekannte Stimme sagte: Ei erkennt man seine Freunde so schlecht wieder.

Maria, rief ich bewegt, Sie hier, und in dieser Verkleidung.

Was blieb mir übrig, sagte sie, wenn ich meinen lieben Freund vor der Abreise noch sehen und sprechen wollte.

Maria, rief ich, das konntest Du tun um meinetwillen? Solche Opfer bringt nur die Liebe. Habe Dank, tausend Dank, Du entschädigst mich reichlich für alles, was ich ausgestanden habe. Innig schloß ich sie in meine Arme und küßte sie. Dies Mal ließ sie es geschehen, ihr schönes Haupt ruhte an meiner Brust.

Geliebter, sagte sie, Du ahnst nicht, was ich ausgestanden habe, als ich von deiner Erkrankung hörte. Da erst wurde mir klar, wie sehr ich Dich liebte. Dunkle Gerüchte verlauteten, es gehe Dir schlecht, es handle sich um eine Blutvergiftung, Du werdest kaum genesen. Wie gern wäre ich zu Dir geeilt, um Dir zu helfen, um Dich zu pflegen. Statt dessen mußte ich meine Angst und Unruhe in mich verschließen, guter Dinge erscheinen und singen. Ich bat Dr. W. Dich zu besuchen und von ihm erfuhr ich endlich, daß es Dir besser gehe und daß jede Gefahr vorüber sei. Wie glücklich machte mich diese Nachricht, wie sehr dankte ich dem Himmel.

Warum aber schriebst Du nicht? warum ließest Du mich in banger Ungewißheit? fragte sie.

Konnte ich denn? Sieh her, Maria, mein erster Schreibversuch galt Dir. W. war bei mir, von ihm erfuhr ich, Du müßtest Posen verlassen. Sofort wollte ich zu Dir eilen. Aber Du konntest im Teater

sein, Besuch haben, kurz und gut ich sah ein, es ginge nicht, ich mußte erst meinen Besuch ankündigen. Nun bist Du mir zuvor gekommen. Aber wie schön Du aussiehst. Und wie prächtig Dir die Tracht steht. Jeder Zoll ein Künstler. Diese forsche braune Sammetjoppe und der kühn geschlungene Kravattenknoten, der breite Hut und der faltige Mantel, wahrlich niemand würde Dich wiedererkennen. Doch sag um Gotteswillen Du gehst fort?

Ja Fritz, meine Spielzeit ist um und ich habe durch die Bemühungen meines Oheimes ein Gastspiel für Dresden. Er will mich gern um sich haben, er ist leidend und bedarf meiner Pflege. Um deinetwillen verschob ich meine Reise von Tag zu Tage, aber nun geht es nicht länger.

Du gehst fort, rief ich schmerzlich und mit Dir alles, was mir den hiesigen Aufenthalt erträglich machte.

Zum Winter komme ich wieder, sagte sie schmeichelnd, es ist schon so gut wie abgemacht. Doch nun leb wohl, Inniggeliebter, es ist spät und ich muß fort. Morgen in aller Frühe geht es nach Dresden. Beglückt ziehe ich jetzt von dannen, da ich Dich außer Gefahr weiß. Sie setzte den Hut auf und legte den Mantel um.

Maria, o bleib noch. Mir war beklommen ums Herz, als sähe ich zum letzten Male in diese feurigen Augen die von Geist und Leben sprühten.

Leb wohl, Geliebter. Ich gehörte Dir an vom ersten Tage, da wir uns sahen, jetzt darf ich es ja bekennen, jetzt in der Scheidestunde. Wenn ich Dir manchmal kalt und abweisend erschien, o glaub mir, es war das Gefühl der Schwäche, welches mich Kräfte vorschützen ließ, die ich nicht besaß.

Ein heißer inniger Kuß brannte auf meinen Lippen, dann war sie verschwunden. Ich saß wie gelähmt. Ich hörte den Wagen fortrollen, ich hörte den schweren Tritt des Postens auf dem Hofe. Sie ist fort, rief es in mir. Es darf nicht sein, ich muß sie noch einmal sehen, ich fahre ihr nach, noch ist es Zeit. Da pochte es an die Türe, mein Fortgenosse T. trat ein.

Sie hatten Besuch, fragte er?

Ja, ein alter Freund, ein Maler aus Berlin.

Doktor, wie sehen Sie aus, rief T. erschreckt, als er mich näher ins Auge faßte. Es geht doch nicht wieder schlechter.

Ganz und gar nicht, lieber T. Die Lampe brennt so trübe, der Wiederschein täuscht. Erzählen Sie, was gibts neues.

Neues habe ich schon, aber nichts, was sie erfreuen wird.

Heraus damit, rief ich.

Sie sind wieder mal nach Schrimm kommandirt, da der Stabsarzt neuerdings erkrankt ist. Natürlich melden Sie sich krank, denn unmöglich können Sie im jetzigen Zustande reisen.

Hoho, rief ich, besseres kann mir ja gar nicht geschehen. Die Hände sind fast heil, das Geschwür am Kehlkopfe wird durch eine hohe Binde verdeckt. T., Sie sind ein Prachtmensch mit ihrer Nachricht, rief ich lachend. Sie sollen mal sehen die Luftveränderung tut mir gut.

T. schüttelte den Kopf. Doktor ich verstehe Sie nicht. Na gute Nacht, ich muß morgen früh ins Geschirr und Sie sind ja doch nicht zu bekehren.

Gott sei Dank, rief ich, als er das Zimmer verlassen hatte, das ist Rettung in der Not. Fort aus Posen, fort aus dem Fort.

Die Herbstübungen.

In Schrimm bekam ich tüchtig zu tun und das war unter den obwaltenden Umständen ein Glück. Anhaltende Arbeit hilft am Besten über Kümmernisse und selbstquälerische Gedanken hinweg. So erholte ich mich denn körperlich und geistig. Nach einigen Wochen kehrte ich mit dem Bataillone zu den Regimentsübungen nach Posen zurück und bald darauf begannen die Manöwer.

Das Wort Manöwer hat einen zauberhaften Klang für den Berufsoldaten. Bedeutet es doch die Erlösung vom täglichen Einerlei des öden Garnisondaseins. Flotte Märsche bei gutem und bei schlechtem Wetter,

Quartire heute in Schlössern, morgen in elenden Hütten, fröhliche Biwaks, Kennenlernen neuer Städte, neuer Dörfer, neuer Menschen, und die dunkle Hoffnung auf eine ganze Reihe interessanter Bekanntschaften und Abenteuer. Das tanzt in den Köpfen der soldatischen Jugend vergnügt durcheinander. Für mich boten ja diese Übungen noch ganz den Reiz der Neuheit, denn die wenigen Manöwertage, welche ich von Potsdam aus mitgemacht hatte, konnten mir wohl einen Vorgeschmack, aber keinen richtigen Begriff geben. Auch freute ich mich, von der übel beleumdeten Provinz Posen ein größeres Stück kennen zu lernen.

Ich will es nur gleich vorweg nehmen, gar zu sehr sticht der äußere Anblick der Städte, Dörfer, der Wiesen, Felder und Wege nicht mehr von anderen Teilen Deutschlands ab. Die hundertjährige Kulturarbeit des preußischen Regimentes hat großes geleistet, und macht sich auf Schritt und Tritt bemerkbar. Will man sich davon überzeugen, so braucht man nur den Zustand Galiziens und des Königreichs Polen mit Posen vergleichen.

Nachdem schon mehrere Tage nach Möglichkeit gepackt und verladen worden war, rückten wir denn eines schönen Morgens mit schmetternder Musik aus. Ich gehörte als stellvertretender Bataillonsarzt zum Stabe. Der erste Tagesmarsch war klein und führte uns nach Rogalin, der Besitzung eines der bekannten Raczynskis. Der Stab kam auf

das Schloß, lernte aber die gräfliche Familie nicht kennen, denn diese brachte fast den ganzen Teil des Jahres in Paris zu, wie so viele ihrer Genossen. Der Verwalter empfing uns und machte die gastlichen Ehrenbezeugungen wie sich gebührt. Wir wurden gut einquartirt und gut bewirtet.

Nach Tische besichtigten wir das Schloß, welches wertvolle Gemälde und Kunstsachen besitzt. Im altertümlichen Waffensale waren zahlreiche bunte Glasscheiben in den großen Fenstern zertrümmert. Auf unser Befragen erzählte der Verwalter nicht ohne Bitterkeit, das hätten die Truppen im Jahre 48 verschuldet. Außerdem hätten sie wertvolle Bilder vernichtet, kostbare Möbel zerschlagen, mit einem Worte schrecklich gehaust. Nur verschwieg er die Hauptsache, daß nämlich das Schloß von den Aufständischen besetzt war und von den Soldaten nach heißem Kampfe erobert wurde.

Der große, im Rokoko-Stile gehaltene Park zeigte die bekannten geschorenen Hecken mit verwitterten Liebesgöttern. Aber in einem abgelegeneren Teile fanden wir herrliche Eichen. Fünf von uns konnten mit ausgebreiteten Armen kaum die Stämme umspannen. Dabei waren sie trotz ihres hohen Alters ferngesund. Auf einer Anhöhe gegenüber dem Schlosse liegt die durch ihre Bauart merkwürdige Kirche. Sie hat die Form eines griechischen Tempels. An den Seiten stehen acht korintische Halbsäulen. An der Vorderseite tragen sechs

freistehende Säulen den Gibel und bilden eine Vorhalle zu der man auf einer breiten, mächtigen steinernen Freitreppe emporsteigt. Die edeln Formen der Kirche machen in der stillen, waldeinsamen Umgebung einen sehr würdigen Eindruck. Die Gruft unter der Kirche zeigt auffallender Weise Kreuzgewölbe im gotischen Stile. Vielleicht stammt sie aus viel früherer Zeit als der Oberbau. Ein prächtiges Marmorbildniß des verstorbenen Grafen, der auf einem Ruhebette liegend dargestellt ist, gab dem Raume Weihe und Würde. Ich war erstaunt, hier im vielgeschmähten Osten, so viele Herrlichkeiten der Kunst zu finden. Und doch durfte das nicht Wunder nehmen. Die Raczynskis sind ja eins der ältesten und reichsten Polengeschlechter, ausgezeichnet durch Pflege der Kunst und Wissenschaft. Stand mir doch das schöne raczynskische Palais am Königsplatze zu Berlin mit seiner reichen Bildersammlung lebhaft vor Augen.

Am anderen Morgen sollte ich vor dem Abmarsche noch eine nicht sehr angenehme ärztliche Manöwer-Erfahrung machen. Ein Kompagnieschneider erschien, der ein recht bösartiges Geschwür am Fuße hatte. Schon vor dem Ausrücken aus Posen befand er sich in meiner Behandlung und ich hatte wegen der Schwere des Falles ausdrücklich bestimmt, daß er in der Garnison verbleiben müsse. Jetzt war er dennoch mitgekommen und klagte, er könne vor Schmerzen nicht weiter.

Habe ich nicht angeordnet, sie sollten in Posen bleiben? fragte ich. Ja, stotterte er, der Herr Feldwebel meinte, es ginge nicht, ich müsse mit. Dann gehen Sie zum Herrn Feldwebel und sagen ihm, er solle einen Wagen besorgen und sie sofort nach Posen zurück fahren lassen, das Weitere wird sich finden. Daß ich meine ärztlichen Rechte, die gröblich verletzt waren, ernstlich geltend machen müsse, sah ich ein. Ich wollte eben zum Major gehen, um Beschwerde zu führen, als der Feldwebel eintrat und erklärte, der Herr Hauptmann selbst habe meine Anordnung umgestoßen.

Natürlich ging ich nun erst recht zum Major. Hier hieß es principiis obsta, wollte ich meine Stellung wahren. Der Major verfehlte nicht, dem gestrengen Kompagnie-Vater den Text zu lesen, und dieser schmollte einige Tage mit mir. Dann aber hielt er es für geraten, sich mit mir auszusprechen. Er habe die Sache nicht für so schlimm gehalten und andererseits den Mann kaum entbehren können. Dann hätten Sie, erwiderte ich, mich fragen sollen, ob ein Mitnehmen des Mannes wirklich unmöglich sei. Wenn er durch ihr Vorgehen dauernden Schaden davontrüge, täten Sie sicherlich nichts für ihn. Ich bin dazu da, um solche Schädigungen zu verhindern und werde mich in meinem Amte nie irre machen lassen.

Schließlich wurde bei einem Glase Wein die Streitaxt begraben.

War der erste Marschtag klein gewesen, so ließ der zweite nichts zu wünschen und stellte der Leistungsfähigkeit unserer Mannschaft ein gutes Zeugniß aus. Wir kamen wieder auf ein Schloß, das von einem Schwesterpar, zwei polnischen Gräfinnen, bewohnt war. Was unsere Quartirmacher von dem ersten Empfange berichteten, klang wenig angenehm.

Zuerst hatte man die Losung befolgt: deutsch versteht man hier nicht. Als aber T., der Führer, seine Forderungen im schönsten Polnisch vorbrachte, da mußte diese Schanze aufgegeben werden. Man erklärte also schlankweg, die Leute nicht verpflegen zu können. Für die dem Schlosse zugedachten Offiziere hatte man weder die nötigen Zimmer, noch die nötige Kost. Da wurde der von Natur gutmütige T. sehr deutlich. Er ließ den Damen sagen, falls ihm nicht binnen einer Stunde geeignete Zimmer gezeigt würden, werde er die Besichtigung des Schlosses vornehmen und die Zimmer selbst anweisen. Was ferner die Verpflegung der Mannschaften betreffe, so werde er, falls sie nicht sichergestellt sei, sie aus der nächsten Stadt herbeischaffen lassen, natürlich auf Kosten der Herrschaft. Das wirkte. In kurzem war alles geordnet.

Immerhin ließ uns dieses Vorspiel einen schlechten Empfang gewärtigen. Der Haushofmeister empfing uns denn auch sehr förmlich an der Türe und tat als verstände er kein Deutsch. Allmälich ließ er sich

herbei in gebrochenem Deutsch zu antworten. Als aber der Adjutant G. von einem Frühstücke sprach, zuckte er mit den Achseln, davon könne keine Rede sein. Mit den Quatirmachern sei nur die Herrichtung von Mittag- und Abendbrot vereinbart worden. Da trat Hauptmann K. hinzu, der ebenfalls auf dem Schlosse einquartirt war, bisher aber im Dorfe zu tun gehabt hatte. Er sah den Haushofmeister scharf an und murmelte: den Mann kenne ich doch. Er besann sich einen Augenblick und sagte dann: Sie heißen S. und haben in Schrimm bei der 6. Kompagnie der 37er gestanden.

Wie verwandelt reckte sich der Haushofmeister in die Höhe, sein Gesicht verzog sich zu einem freundlichen Grinsen und er sagte im schönsten Deutsch: zu Befehl Herr Hauptmann.

Und für ihren alten Hauptmann haben Sie hier auf dem reichen Herrensitze nicht mal ein Frühstück?

Zu Befehl, Herr Hauptmann, soll gleich bereit sein.

Das Eis war gebrochen. Wir erhielten ein vorzügliches Frühstück, und die Leute im Schlosse verstanden plötzlich alle Deutsch.

Wir ließen uns bei den Damen melden und hatten die feste Überzeugung, nicht angenommen zu werden. Sie nahmen uns nicht nur an, sondern geruhten auch mit uns zu speisen. Daß sie keine

Freunde der Deutschen waren, d
Zweifel sein. Hatte doch der Hausl
standen, es sei der Dienerschaft st
deutsches Wort zu sprechen. Noch
das eingeschärft worden. Das k
Polinnen nicht, bei Tafel die gr
heit und Liebenswürdigkeit zu ent
bereute man die T. gegenüber g
Feindseligkeit und suchte den übeln
abzuschwächen.

Der nächste Tag brachte un
einem der kleinen Nester, Städte g
die Provinz Posen so reich ist. Ha
zuvor fast rein polnisches Gebiet
befanden wir uns hier wie in einem
chen der Mark oder Pommerns. J
ins Quartir, dem Einzigen seines
Stadt. Ich ward mit offenen A
und einfach in Haft behalten, al
müsse an der gemeinsamen Offiziert
hause angesetzt war, Teil nehme
dem alten Kollegen an, er war gli
wieder mit einem Berufgenossen grü
zu können.

Ich lebe nur meiner ärztlichen T
Familie, sagte er. Zerstreuungen
Man ist König in seinem Reiche, d
Entbehrungen entschädigen. Ich
Jahren nicht aus unserm Neste fort

Vertreter findet man nicht. Tag und Nacht liege ich auf der Landstraße, denn meilenweit in die Runde werde ich zu den polnischen Bauern geholt.

Abends wurde viel Musik gemacht. Denn er liebte, wie die meisten Ärzte, die Musik leidenschaftlich. Er selbst freilich hatte die Ausübung, der mangelnden Zeit wegen, wie er sagte, ganz aufgegeben. Dafür aber betrieben die Frau des Hauses und zwei Töchter Gesang und Klavierspiel in eifrigster Weise.

Der folgende Tag führte uns an das Ziel unserer Märsche, nämlich nach Punitz. Es war nicht größer als Kriewen, machte aber einen viel bedeutenderen Eindruck. Das stattliche Rathaus auf dem Marktplatze, die katholische und die protestantische Kirche mit weithin sichtbaren Türmen, gaben dem Städtchen ein vorteilhaftes Aussehen. Wir wurden hier mit wahrer Begeisterung empfangen. Seit fünfzehn Jahren hatte man keine Soldaten mehr gesehen, und so waren denn bei unserem Einrücken Jung und Alt, Männlein und Weiblein auf den Beinen. Wir wurden aufgenommen, als kämen wir aus einem siegreichen Feldzuge heim.

Eine große Tafel war für uns im festlich geschmückten Rathaussale gedeckt, und der Brigade-Kommandeur v. W. teilte bei Tische mit, daß die Schützengilde sich die Ehre gebe, uns zu einem Parademarsche und Festschießen für den nächsten Tag, einen Sonntag, einzuladen.

Selbstverständlich war am anderen Tage, Vormittags zehn Uhr, das gesammte Offizierkorps, den General an der Spitze, vor dem Rathause versammelt, der Schützen gewärtig.

Pünktlich kamen sie dahermarschirt, Musik an der Spitze, im langsamen, feierlichen Schritte. Da sah man wunderliche Gestalten, dicke und dünne, alte und junge. Mit weiten, grünen Röcken angetan, auf dem Haupte einen hohen Hut mit ungeheurem Federbusche, an der Schulter die stattliche Büchse hängend, so zogen sie vorüber, wie ein Gebilde aus längst vergangenen Tagen. Doch der Vorbeimarsch ging sehr forsch von statten, und die Befehle klangen durchans zeitgemäß. Vor dem Rathause nahmen sie Aufstellung, der General hielt eine kurze Ansprache und brachte ein Hoch auf den König aus. Dann ging es nach dem Schützenhause, wo Kind und Kegel versammelt waren. Während die Büchsen der Alten lustig knallten, tummelte sich das junge Volk auf der Wiese. Kurz und gut, alles war fröhlich und guter Dinge, man feierte ein Volks- und Freudenfest. Abends folgte großer Ball im Rathause. Schließlich befanden wir Alle uns in einer gehobenen Stimmung. Der alte General tanzte mit einer Leidenschaft wie der jüngste Lieutenant und verschmähte auch die Einladungen beim Damenpolka nicht. Es war schon fast heller Morgen, als die letzten Festgäste vom Platze wichen. Das hinderte aber nicht, daß alle pünktlich auf dem Sammelplatze

erschienen. Denn bei Punitz sollten nun die eigentlichen Gefechte, und damit der Hauptteil unserer Übungen beginnen.

Abends bezogen wir nach einigen Scharmützeln nicht weit von dem Städtchen Biwak. Es war ein herrlicher Septemberabend und so erhielten wir denn viel Besuch. Auch der Arzt des Städtchens, Dr. L., den ich schon auf dem Balle kennen gelernt hatte, war mit seiner Frau und reizenden Tochter erschienen. Sie brachten wahrhaft großartige Vorräte mit. Braten, Würstchen, Schinken, Salat, Eingemachtes. Daß es auch an den nötigen Getränken nicht fehlte, ist selbstverständlich. Vor dem Bataillonszelte brannte ein mächtiges Lagerfeuer und hier begann jetzt ein lustiges Treiben. Die Damen erhielten Feldstühle oder nahmen auf Strohbündeln Platz, packten die mitgebrachten Schätze aus und richteten unter dem klaren Sternenhimmel ein leckeres Mahl her. Fleißig wurde den Speisen zugesprochen und noch fleißiger den Getränken; in feuriger Rede den Spendern der allgemeine Dank dargebracht, und dann ein Rundgang gemeinsam durch das Lager unternommen. Überall lohten die Feuer, malerische Gruppen standen und saßen ringsumher, Gesänge erschallten. Auch mancher scherzhaften Aufführung sahen wir zu. Denn im Biwak haben die lustigen Gesellen, an denen es in keiner Abteilung fehlt, das Wort. Dann kamen der Zapfenstreich und das ergreifende Abendgebet.

Unsere lieben Gäste fuhren heim und wir suchten unser Zelt auf, das mit Stroh und Decken zu einer behaglichen Lagerstätte hergerichtet war. Aber ach, kein Schlaf kam in meine Augen. Denn kaum hatte ich mich niedergelegt, da begannen der Major und sein Adjutant ein Schnarchduett, daß mir Hören und Sehen verging. Schließlich räumte ich das Feld, wickelte mich in eine Decke und nahm mein Lager an einem der verglimmenden Wachtfeuer.

In den nächsten Tagen trieben wir unseren markirten Feind unter heftigen Gefechten über Lissa und Storchnest hinaus. Wir kamen dabei durch den landschaftlich schönsten Teil der Provinz, dem man nicht mit Unrecht den Namen der posener Schweiz gegeben hat. Schön bewaldete Höhen wechseln mit Wiesen und Feldern, die von Flüssen oder Seen belebt werden. Dörfer und Städte in anmutiger Lage sind über das Gelände hingestreut. Von den Hügeln schweift der Blick weit in die Ferne und erfreute sich an mancher überraschenden Aussicht.

Unter fortwährenden Gefechten und nach mehreren Biwaks gelangten wir in die Nähe von Schrimm und quartirten uns in Nochowo ein. Da trafen wir alte Freunde. Der Besitzer, Schwager unsers Majors, verkehrte viel im Kasino und seine Gemahlin hatte unseren teatralischen Leistungen großes Interesse zugewendet. Eines guten Empfanges durften wir also gewiß sein. Da aber gleichzeitig mit uns noch der Regimentsstab der Dragoner auf dem Herrenhofe

lag, so war der Raum recht beschränkt. Dreißig Offiziere vereinigten sich Mittags an der gastlichen Tafel, und unsere liebenswürdige Wirte boten alles auf, das Mahl zu einem festlichen zu gestalten. Ich hatte die Ehre zur Linken der Hausfrau zu sitzen. Bewundernswert leitete sie die Tafel und behielt doch noch Zeit zu anregender Unterhaltung. So sehr sie das Landleben liebte, empfand sie doch wohl den Mangel genügenden geistigen Verkehres. Denn rings umher waren polnische Großgrundbesitzer und Bauern ansässig.

Am nächsten Nachmittage lag unser Bataillon nach einem heißen Gefechte im Biwak. Die Zelte waren aufgeschlagen; die Wasserträger hatten Wasser herbeigeholt; an den schnell hergestellten Kochherden wurde gebraten und geschmort. Jeder, der konnte, pflegte der wohlverdienten Ruhe. Plötzlich kam feindliche Reiterei in Sicht, um unser Lager aufzuheben. Da gab es ein gründliches Durcheinander. Alles wurde stehen und liegen gelassen, viele Leute liefen in Strümpfen zu den Gewehren. Der Hauptmann K. hatte nur einen Stiefel und keinen Waffenrock an. Er warf schnell den Feldmantel um, saß sofort auf, und leitetete die Abwehr der heranbrausenden Feinde. Manches saftige Fleischstück, das eben zum Braten hergerichtet war, fiel in den Sand und manches Gefäß mit dampfenden Kaffe wurde verschüttet. Der Major schrie nach seinen Stiefeln, der Adjutant nach seinen Hosen. Inzwischen

gelang es Hauptmann K. mit seinen schnell zusammengerafften Leuten die Reiter zu verjagen. Lachend und singend kehrten die Sieger zurück, und bald war das Lagerleben im alten Geleise. Doch kam Befehl, das Biwak abzubrechen und an einem anderen Platze aufzuschlagen. Wahrscheinlich hatten wir zu nahe am Feinde gelegen.

Der letzte Übungstag stellte an die Leistungsfähigkeit der Truppen ganz außerordentliche Anforderungen. Die Märsche nahmen kein Ende, die Übungen dehnten sich immer mehr aus, Staub und Hitze peinigten uns ohne Unterlaß. Daher atmeten wir Alle ordentlich auf, als das Ganze geblasen wurde und die Offiziere zur Kritik ritten. Jeder glaubte, daß unser Tages- und Jahreswerk für dies Mal beendet sei. Aber plötzlich stürmen die Berittenen zurück. An die Gewehre hallt der Befehl, der Tanz beginnt von Neuem. v. Kirchbach hatte schneidige Reiterangriffe vermißt und diese wurden jetzt gründlich nachgeholt. Die Ulanen gingen auf eine feuernde Batterie mit wahrer Berserkerwut los. Wäre es aber Wirklichkeit gewesen, so hätten wohl nur wenige der Angreifer den Tag überlebt und in die Batterie wäre wohl keiner hineingekommen. Und dennoch sind diese Übungen nützlich. Hat nicht bei Mars la Tour unsere Reiterei Wunder verrichtet?

Als endlich dicht vor Storchnest die wütige Reiterei zum Stehen kam, hatte der Kampf ein Ende. Aber jetzt mußten wir fast eine Meile

zurück marschiren um unsere Quartire zu erreichen. Dabei kam mir zum Bewußtsein, wie fehlerhaft es ist, daß man die Ärzte unberitten an diesen Übungen Teil nehmen läßt. Ich wankte zuletzt wie eine willenlose Maschine hinter den Anderen her. Angenommen, wir hätten Erkrankungen am Sonnenstiche gehabt oder andere Unfälle, ich wäre außer Stande gewesen, meine ärztliche Thätigkeit in gehöriger Weise auszuüben.

Unsere Rast hatten wir in Jecka, einem kleinen, elenden polnischen Dorfe. Dennoch war es für mich interessant. Mein Wirt, ein stattlicher Mann, hatte nämlich bei der Garde gedient, sprach mit Vergnügen von seiner Soldatenzeit und war stolz darauf ein Preuße zu sein. Die Schwarzen, sagte er, wollen uns einreden, wir seien Polen und keine Preußen, sie stecken sich hinter die Weiber und spinnen allerlei Umtriebe. Aber bei mir kommen sie schlecht an, ich weiß sehr wohl, was der Bauer der gerechten preußischen Herrschaft verdankt. Wir müssen zwar tüchtig arbeiten hier, um dem armseligen Boden das tägliche Brod abzugewinnen, aber es geht doch vorwärts.

Ich erhielt zur Erfrischung Buttermilch und kerniges Schwarzbrod. Hoch an der Wand befand sich das Bettgestell. Ich mußte mich einer Bank bedienen um hinein zu kommen. Schlafen aber konnte ich nicht. Das Deckbett war schwer wie Blei und ein Schwarm von Fliegen begann

in aller Morgenfrühe seine Übungen. Am nächsten Tage ging es nach Lissa und von dort brachte uns ein Militärzug nach Posen zurück.

Die Wendung.

Da saß ich denn wieder auf meinem Fort elend und mißgestimmt. Schon in den letzten Tagen der Übungen hatte ich mich nach einem Regen, der uns bis auf die Haut durchnäßte, recht übel befunden. Dazu waren dann noch die großen Marschleistungen gekommen und schließlich der Mangel an nächtlicher Ruhe. Mehreren Offizieren erging es wie mir. T. aber hatte sich einen gehörigen Fieberanfall zugezogen. Trotz großer Dosen Chinin verschlimmerte sich sein Zustand derartig, daß er uns verlassen und nach Posen zurückkehren mußte. Ich fand ihn bei meiner Rückkehr in trauriger Verfassung. Nur Luftveränderung und gute Pflege konnten da helfen. Er erhielt denn auch einen vierwöchentlichen Urlaub in die Heimat, und ich blieb in meiner Kasematte ganz allein zurück.

Am Liebsten wäre ich seinem Beispiele gefolgt und das Regiment hätte nichts einzuwenden gehabt, wenn nur der Herr Generalarzt nicht dagegen gewesen wäre. Vor Weihnachten ist an Urlaub gar nicht zu denken, lautete der Bescheid und dabei

hatte es sein Bewenden. Auch die Verlegung meiner Wohnung nach der Stadt wurde wieder ohne weiteres abgelehnt, trotzdem das Bataillon und der Oberstabsarzt sie befürworteten.

Die Gesellschaften, die Zerstreuungen, das ganze militärische Treiben in der Garnison hatten viel von ihrem ersten Reize verloren und begannen mir einförmig und langweilig zu werden. Wer ein Freund des Bechers und der Karten war, fand sich wohl leichter mit den Verhältnissen ab. Aber mir blieb für beide Genüsse das rechte Verständniß versagt. Von unabhängiger ärztlicher Tätigkeit konnte gar keine Rede sein. Aller menschlichen Voraussicht nach würde dieses Leben Jahr aus Jahr ein so fortgehen, wenn ich nicht Schritte tat, es zu ändern. Diese Schritte konnten aber nur in Berlin an der leitenden Stelle unternommen werden und zwar persönlich. Daß schriftliche Gesuche nutzlos bleiben würden, davon hatten mich die Erfahrungen zu Potsdam hinlänglich überzeugt. Also hieß es, die Zeit bis Weihnachten so gut wie möglich hinzubringen. In diesen Kümmernissen bot mir der Gedanke Trost, Maria werde demnächst kommen. Dann war alle Not zu Ende. Jeden Tag konnte sie eintreffen, denn das Winterteater hatte schon längst seine Pforten geöffnet und der Termin, den sie mir beim Abschiede genannt, war verstrichen. Eifrig studirte ich täglich die Fremdenliste, in der Hoffnung ihren Namen zu finden, immer vergeblich.

Unruhe erfaßte mich, ich ging zum Direktor und zog Erkundigungen ein.

Sie kann erst im Januar kommen, sagte er mir. Ihr Oheim ist schwer krank, sie selbst in Folge der Aufregungen und Sorgen unpäßlich. Wir müssen uns gedulden. Für mich, fuhr er fort, ist es ein böser Zwischenfall. Ich hatte bestimmt auf sie gerechnet. Jetzt fehlt mir jeder einigermaßen passende Ersatz.

Das war eine traurige Botschaft. Niedergeschlagen kehrte ich auf mein Fort zurück. Tagelang ging ich nicht aus, überließ mich den abenteuerlichsten Gedanken und verschlimmerte dadurch nur meinen Zustand. Wären die Mitglieder des vierblätterigen Kleblattes anwesend gewesen, so hätten diese mich meiner Vereinsamung sicherlich entrissen. T. aber lag krank in der Heimat, ein Anderer hatte einen vierwöchentlichen Urlaub angetreten und v. S. war nach Berlin abkommandirt. Glücklicherweise besserte sich unter der täglichen Anwendung von Chinin mein körperliches Befinden von Tag zu Tage. Ein Fieberanfall, dem ich als unvermeidlich entgegengesehen hatte, trat nicht ein. Mit der körperlichen Gesundung kehrte auch die geistige Spannkraft wieder. Ich begann mich des untätigen Hindämmerns zu schämen und setzte alle Kraft daran, Launen und Stimmungen nieder zu kämpfen. Wollten sie mich packen, so verließ ich schleunigst das Fort und streifte trotz des Winters

bis zur Erschöpfung in der Umgebung der Festung umher.

Eine sehr gute Ablenkung bot mir Abends die raczynski'sche Bücherei. Das prächtige, säulengeschmückte Gebäude hatte gleich in der ersten Zeit meine Aufmerksamkeit erregt. Zu einem Besuche war ich nie gekommen, denn es hieß, dort seien fast ausschließlich Werke der slavischen Literatur und Wissenschaft zu finden. Das Fehlen guter Bücher empfand ich aber auf die Dauer ganz besonders schmerzlich. Wie sollte ich sie mir beschaffen. In Berlin hatte das keine Schwierigkeiten, aber hier? Mein kärgliches Einkommen reichte bei aller Sparsamkeit kaum aus um den einfachsten Ansprüchen des täglichen Lebens zu genügen. Während der Felddienstübungen war ich in die höhere Gehaltklasse aufgerückt, d. h. ich erhielt jetzt monatlich 30 Taler statt der früheren 25. Das bedeutete für damalige Ansprüche eine wertvolle Zulage. Aber Liebhabereien konnte ich mir trotzdem nicht gestatten. Der Bücherschatz, über den unsere Offiziere verfügten, ging nicht viel über Null. Eine Ausnahme machte nur Graf S., ein reicher Herr, der eine hübsche Sammlung der wichtigsten deutschen Klassiker besaß. Diese stellte er mir bereitwillig zur Verfügung. Aber ich war bald damit fertig. Für meine in Berlin betriebenen Studien in der Geschichte, in französischer und englischer Literatur fehlte jede Nahrung. Das empfand ich im ersten Winter, wo

ich mich in dem Strudel der geselligen Vergnügungen betäubt hatte, wenig. Jetzt aber, in meiner Vereinsamung, regte sich die alte Bücherzuneigung stärker denn je. So stattete ich denn eines Tages dem prächtigen Gebäude, das Raczynskis Namen in Posen in würdigster Weise verewigt, meinen Besuch ab. Wenn auch die slavischen Werke überwogen, so war doch auch die deutsche und französische Literatur recht ansehnlich vertreten. Leider wurden keine Bücher mit nach Hause gegeben. So ward ich denn hier täglicher Gast und saß mit zwei bis drei anderen Herren, die ich nicht kannte, an dem langen grünen Tische des Lesezimmers, eifrig studirend und Auszüge machend.

Die Stiftung ist wahrhaft fürstlich. Nicht nur das Gebäude, eines der schönsten der Stadt, schenkte der Graf, sondern er übergab zugleich 20 000 Bände und wies zur Unterhaltung der Bücherei 32 000 Taler an. Ich aber danke ihm noch heute für die Möglichkeit, die er mir gewährte, im fernen Osten mich gründlich mit französischer Geschichte und Literatur beschäftigen zu können.

Eine kleine Abwechselung kam insofern in mein Leben, als ich plötzlich Befehl erhielt, auf Fort Winiary überzusiedeln und bei zwei Bataillonen des 46. Regimentes den Revierdienst zu übernehmen. So sagte ich denn meinem Fort Prittwitz Lebewohl, aber nur um ein anderes Fort zu beziehen, das vom militärischen Standpunkte aus, seines Gleichen

so leicht nicht haben dürfte. Macht es doch den Mittelpunkt der gewaltigen Befestigungen Posens aus, und heißt deshalb auch das Kernwerk. Es umschließt einen riesigen Hof, der allseitig von bombenfesten Gebäuden umgeben ist und bildet ein Fünfeck, das mit seiner Spitze zur Stadt gerichtet ist. Drei mächtige Türme schützen die Ecken, zwei Tore und Brücken führen über den Festungsgraben zur weiten Esplanade. So viel ich hörte, kann hier allein ein Her von 10 000 Mann Unterkunft finden.

Wegen seiner militärischen Wichtigkeit ist das Kernwerk zur Zeit der polnischen Unruhen in den vierziger Jahren stets das Augenmerk der Verschwörer gewesen. Man sollte es kaum glauben, mit welcher Kühnheit die Pläne zu seiner Überrumpelung geschmiedet wurden. Das tollste Unternehmen bleibt immer das vom Jahre 1846. Man beschloß, die Stadt an allen vier Ecken anzuzünden. Während der dadurch entstehenden Verwirrung hoffte man mit Hülfe einiger bestochener polnischer Unteroffiziere das Kernwerk besetzen zu können. Den Polen selbst aber mußte wohl vor ihren Befreiern bangen, denn sie verrieten den Plan mit allen Einzelheiten an die Behörden. Die Art, wie dies geschah, ist merkwürdig und für die damaligen Verhältnisse karakteristisch. Beim Polizeipräsidenten erschien Nachts ein maskirter Mann und forderte ihn auf ihm zu folgen, dann solle er wichtige Enthüllungen erfahren. Der Präsident hatte den Mut dem Unbekannnten allein zum

Bazar zu folgen. Hier saßen in einem Hinterzimmer zwei Männer mit geladenen Pistolen an einem Tische und überlieferten tatsächlich das Namenverzeichniß der Verschwörer, sowie den gesamten Operationsplan. Die Polen sind im Verschwören stets Meister gewesen. Aber ihre Verschwörungen sind auch stets durch eigene Schuld gescheitert und zum Schaden der Urheber ausgeschlagen.

Fort Winiary bot mir den Vorteil, daß ich zur Stadt nur halb so weit hatte, wie früher. Auch war meine Wohnung freundlicher. Indeß nach einigen Wochen nahm die Herrlichkeit ein Ende, und ich bezog wieder meine alte Veste.

Endlich kam Weihnachten heran und ich konnte den lang ersehnten vierzehntägigen Urlaub antreten.

Als ich mich von meinem Oberstabsarzte verabschiedete, sagte er: ich weiß recht gut, was Sie nach Berlin treibt. Ich will Ihnen keine Hindernisse in den Weg legen. Ich wäre auch lieber wo anders, wie hier. Ich wünsche Ihnen guten Erfolg.

In Berlin stieg ich natürlich beim Oheime ab. Er bewohnte auf dem Gesundbrunnen eine der Villen von Gropius. Der Aufenthalt mußte im Sommer reizend sein, jetzt im Winter bot er wenig Annehmlichkeit. Dazu kamen die weite Entfernung von dem Mittelpunkte der Stadt und die damaligen schlechten Verbindungen. Aber diese Übelstände mußte ich in Kauf nehmen. Die Muhme wäre

außer sich gewesen, wenn ich nicht bei ihr gewohnt hätte.

Der Oheim hörte meine Klagen nicht gerade mit Behagen an und meinte, ich habe es ja nicht anders haben wollen. Am Ende aber konnte doch auch er sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß ein weiteres, unabsehbares Verbleiben auf dem Fort mir Schaden bringe müsse. Als ich aber davon sprach, unsern Chef persönlich aufsuchen zu wollen, riet er davon dringend ab. Der Mann hätte andere Dinge zu tun, wie mißvergnügte Assistenzärzte anzuhören. Man werde mich einfach gar nicht vorlassen.

Ich will mal, fuhr er fort, mit meinem Freunde, dem Direktor Z. sprechen. Der ist ein alter Schulkamerad deines Chefs und besucht ihn öfters. Bis dahin tue nichts in der Sache.

Direktor Z. hatte mich immer bei seinen Besuchen mit besonderer Freundlichkeit behandelt und ich konnte seine Vermittlung nur mit Freuden begrüßen. Ich unterließ den beim Chef beabsichtigten Bittgang und hätte nun zuerst nach Potsdam zu Gretchen eilen müssen. Aber ich empfand eine geheime Scheu davor. Daß sie meine Briefe nicht beantwortet hatte, mußte besondere Gründe haben, die mir nichts Gutes verkündeten. Sollte sie um meinen Verkehr mit Maria wissen?

Ich beschloß vorerst Frau B., Gretchens Freundin, aufzusuchen. Da mußte ich ja hören wie die Sachen

standen und was ich zu gewärtigen habe. Ich wurde, wie immer, herzlich aufgenommen und mußte über meine Erlebnisse in Posen berichten. Das tat ich in möglichster Kürze, denn ganz andere Gedanken beschäftigte mein Inneres. Bestimmt hoffte ich Frau B. werde im Laufe der Unterhaltung auf das Tema kommen, das mir am Herzen lag, aber vergebens. Da platzte ich denn schließlich mit der Frage heraus: Was macht Gretchen?

Sie sah mich verwundert an. So wissen Sie nicht?

Was soll ich wissen, fragte ich.

Daß sie seit Monaten mit ihrem Vetter verheiratet ist?

Verheiratet, stammelte ich fassungslos. Das ist ja unerhört. Solcher Falschheit hätte ich sie nicht für fähig gehalten.

Lieber Freund, sagte Frau B., die Sachen liegen denn doch wesentlich anders. Sie wissen ebensogut wie ich, daß Gretchen ein herzensgutes, aber willenschwaches Kind ist. Wären Sie hier geblieben, dann hätte sie einen festen Halt gehabt. So aber kam sie schließlich ganz unter den Einfluß der alten kränklichen Mutter. Täglich mußte sie Vorwürfe über ihre Lieblosigkeit hören. Anders könne sie es nicht nennen, meinte die Mutter, wenn man ihr den einzigen Wunsch, den sie vor ihrem Ende noch hege, aus Eigensinn versage.

Der Vetter ist ein braver Mensch, ist wohlhabend, er liebt Dich. Kann es bessere Bedingungen zu einer glücklichen Ehe geben, fragte sie oft ihre Tochter. Und wenn diese schüchtern erwiderte: aber ich mag ihn doch nicht, liebe Mutter, dann begann die Alte an zu jammern und zu klagen über den Unverstand der jungen Welt.

Zu allem Unglücke fing sie Ihre Briefe auf, und das goß Öl ins Feuer. Darum also weigerst Du dich? rief sie entrüstet. Dieser Dr. Fritz ist ja ein sauberer Herr. Er hat mein Vertrauen in gröblichster Weise gemißbraucht. Er versprach mir ganz ernstlich Dir den Kopf zurecht zu setzen und für den Vetter zu werben. Statt dessen lockte er Dich an sich und bestärkte Dich in der Auflehnung gegen deine Mutter. Und was hat Dir der Habenichts zu bieten? Alle seine Pläne sind Flunkereien. Niemals kann er daran denken, Dich zu heiraten. Ich untersage Dir, ihm auch nur eine Zeile zu schreiben.

Schließlich kam ihr zu Ohren, ich weiß nicht wie, Sie hätten in Posen ein Verhältniß mit einer Sängerin angeknüpft. Das schlug dem Fasse den Boden aus, und Gretchen in ihrer Verzweiflung gab den Wünschen der Mutter endlich nach.

Wenn sie mich ernstlich liebte, rief ich, mußte sie auch gegen den Willen der Mutter mir antworten. Dann hätte sich alles aufgeklärt.

Grollen Sie ihr nicht, sagte Frau B., sie hat schwer gelitten um Ihretwillen.

Und jetzt? fragte ich. Wie steht es denn? Ist sie wenigstens glücklich?

Frau B. zuckte mit den Achseln. Sie spricht mit großer Achtung von ihrem Manne, und doch, glückliche Menschen sehen anders aus.

Ich werde sie aufsuchen, mit ihr sprechen, rief ich, wo wohnt sie?

Das werden Sie nicht tun, sagte Frau B. Wollen Sie das arme Wesen, das mit Mühe und Not nach all der Trübsal sich im Gleichgewichte hält, etwa zur Verzweiflung treiben und nur um der eiteln Genugtuung halber zu wissen, daß Sie nicht vergessen sind?

Ja, Frau B. hatte recht, ich durfte Gretchen nicht aufsuchen, durfte ihr das Leben nicht noch schwerer machen, ich, der das Bild einer Anderen schon längst im Herzen trug.

Bei meinen Freunden und Bekannten, die ich der Reihe nach besuchte, wurde ich überall mit Jubel begrüßt. Im Künstlerhause, das damals noch sein Heim im Industriegebäude der Kommandantenstraße hatte, feierten wir ein Weihnachtsfest, wie es nur fröhliche Künstlerlaune und frischer Jugendmut zu Stande bringen kann. Ein mächtiger, stattlich ausgeputzter Weihnachtsbaum, strahlend im Glanze der Lichter, stand inmitten des Sales. Geschenke mit scherzhaften Versen wurden zum Besten gegeben.

Es fehlten nicht Gesang, Saitenspiel und Tanz, wenn auch nur von männlichen Mitgliedern ausgeführt. Rudolf Löwenstein erfreute durch einige seiner gemütvollen Gedichte.

Wenn ich in solchen Stunden an mein Tonnengewölbe in Posen zurückdachte, durchrieselte mich ein kalter Schauer und ich nahm mir fest vor, alles aufzubieten, um von meinem unwillkommenen Wohnsitze baldigst erlöst zu werden.

Eines Tages teilte mir der Oheim mit, daß Direktor Z. mit dem Chef gesprochen habe und daß dieser mich persönlich kennen zu lernen wünsche. So wurde denn die Uniform angelegt und bangen Herzens der Weg zur Medizinalabteilung angetreten.

Nur tapfer und unverzagt dem Chef gegenüber, hatte der Oheim mir. beim Abschiede geraten und sprich nicht zu viel, das liebt er nicht. Zudem hat Z. ihn vollständig in die Verhältnisse eingeweiht.

Ich mußte ziemlich lange im Vorzimmer warten. Der Chef sei sehr beschäftigt und habe befohlen ihn nicht zu stören, hieß es.

Endlich ging die Tür auf, Generalarzt K. mit einem Packete Akten unter dem Arme, kam heraus und sagte in seiner wohlwollenden Weise zu mir: Treten Sie nur ein, der Chef erwartet Sie.

G. stand am Fenster, noch immer ein stattlicher Mann, wenn auch schneweiß von Bart und Haupthar. Ruhig hörte er mich an und betrachtete mich prüfend von oben bis unten. Aber sein Blick hatte

einen milden, väterlichen Ausdruck, der mir Vertrauen einflößte.

Herr Gerichtsdirektor Z., sagte er langsam und bedächtig, hat sehr warm für Sie gesprochen und ihre Versetzung aus Posen erbeten. Ich will sehen was sich tun läßt. Nach Berlin können Sie vorläufig nicht kommen, dazu sind Sie zu jung; aber vielleicht in eine Garnison die nicht allzuweit ab liegt und keine Forts hat, fügte er lächelnd hinzu, denn die scheinen Sie ja nicht sehr zu lieben. Ich werde mir Bericht erstatten lassen. Hoffentlich haben Sie in Posen nichts ausgefressen und sich die Zufriedenheit Ihrer Vorgesetzten erworben. Das ist Vorbedingung. Sonst wird aus der Versetzung nichts. Na, wir werden ja sehen. Ich danke Ihnen und grüßen Sie mir den Direktor Z. Er nickte freundlich und ich war entlassen.

Vor meiner Rückkehr nach Posen besuchte ich den Direktor Z., teils um ihm zu danken und den Gruß des Chefs zu überbringen, teils um zu hören, ob er nicht schon näheres wisse. Geduld, Geduld junger Freund, mahnte er, dann wird sich alles machen.

In Posen hoffte ich bestimmt Maria vorzufinden. Jetzt hielt mich keine Verpflichtung mehr zurück, jetzt konnte und wollte ich mein Herz ihr ausschließlich widmen. Kühne Zukunftspläne entwarf ich. Wer konnte mich hindern sie als mein Weib heimzuführen. Warum sollte ich nicht meine ärztliche

Tätigkeit, sie ihren Beruf ausüben. Denn daß sie ihre herrliche Stimme und ihre künstlerische Begabung mir zu Liebe in der Häuslichkeit begraben solle, diesen Gedanken wies ich weit von mir.

Aber Maria kam nicht. Der Teaterdirektor erklärte, sie habe ihre Verpflichtung rückgängig gemacht und verbleibe in Dresden. Warum, konnte oder wollte er mir nicht sagen. Ich geriet in die größte Unruhe und wäre am Liebsten sogleich nach Dresden gefahren, um mich persönlich vom Stande der Dinge zu überzeugen. Da erhielt ich folgenden Brief von ihr:

Dresden, 20. Januar 186 .

Inniggeliebter!

Gewiß hast Du mich längst erwartet. Und dürfte ich allein meiner Sehnsucht folgen, so wäre ich schon vor Monaten nach Posen gekommen. Doch der Zustand meines alten Oheimes fesselte mich für diesen Winter an Dresden. Ich kann ihn, dem ich alles verdanke, in seinen Krankheitstagen nicht verlassen. Ich habe deßhalb eine Verpflichtung für die hiesige Oper angenommen. Leider macht mir meine Stimme seit einiger Zeit Sorge. Es scheint mir fast, als sei sie nicht mehr so leistungsfähig wie früher, auch habe ich nach größeren Rollen bisweilen mit Heiserkeit zu

kämpfen. Es ist wohl nur eine Erkältung. Kannst Du mich nicht mit Deinem Besuche erfreuen? Bist Du noch immer auf Deinem Fort? Laß bald von Dir hören und sei tausendmal gegrüßt und geküßt von

Deiner Maria.

Wie gern hätte ich ihrem Wunsche entsprochen und wäre zu ihr geeilt. Indeß war an einen Urlaub, jetzt kurz nach meiner Rückkehr von Berlin, gar nicht zu denken.

Ich schrieb ihr einen langen, langen Brief. Ich schilderte ihr wie öde und traurig mir das Leben in Posen vorkomme, seitdem sie nicht mehr dort sei. Wie ich hoffe, bald versetzt zu werden. Dann würde ich sie auch besuchen, das sei abgemachte Sache. Ich zähle die Stunden bis dahin und bäte sie, meiner unwandelbaren Liebe versichert zu sein.

Noch manche Woche verging in bangem Harren in Posen. Von S. erfuhr ich, daß Bericht über mich eingefordert sei, und daß dieser nicht ungünstig gelautet habe. Nach längerer Zeit erhielt ich einen Brief vom Oheime, der mich unterrichtete, die Entscheidung sei gefallen, ich käme nach Prenzlau oder Angermünde. Doch dürfe davon in der Öffentlichkeit noch nichts verlauten. Endlich mit dem Wehen des Frühlings kam auch meine Erlösung aus dem Fort.

Den letzten Abend brachte ich in der Gesellschaft des wackeren T. zu, der mir ein herzlicher Freund und Schicksalsgenosse geworden war. Vom Urlaube zurückgekehrt, hatte er seinen alten Posten als Kommandant des Forts wieder übernehmen müssen. Wie am allerersten Abende meines Eintreffens, so saßen wir jetzt am letzten, in dem weiten Tunnelgewölbe. Der Samovar dampfte und summte mir frohe, fröhliche Zukunftslieder ins Ohr. Mir war's, als sei alles um mich her plötzlich verwandelt, jetzt, da ich zum letzten Male hier weilte. Der rosige Schimmer der Erinnerung begann schon die trübe Zeit vergangener Stunden zu vergolden. Als spät Abends die Trennungsstunde schlug und der Wagen, der mich zum Bahnhofe bringen sollte, vor dem Fort hielt, da ging ich noch einmal in mein Zimmer und prägte jede Einzelheit meinem Gedächtnisse ein, als müßte ich sie für immer festhalten.

Ade, ade du düstres Fort
Mit deinen stolzen Mauern
Darin ich manche Stund verlor
Mit Grollen und mit Trauern.

Ade, ade, ich grolle kaum,
Wars doch in deinen Räumen,
Daß ich der Liebe süßen Traum
Einst selig durfte träumen.

Hier winkte mir Ihr erster Kuß
Der deine Schuld gesühnet.
Ich dein nur immer denken muß
So lang Erinnerung grünet.

Zum letzten Male fuhr ich durch die Schrodka und Wallischei. Aber das elende Pflaster, die jämmerlichen Häuser, der Schmutz, alle diese Ärgernisse früherer Tage hatten jetzt ihren Stachel für mich verloren. Am Altmarkte ließ ich halten. Wenige Schritte davon lag das Haus, in dem ich meine schönsten Stunden verlebt hatte. Dunkel und einsam lag es da. Auch ihm weihte ich einen stillen Abschiedsgruß. Und nun fesselte mich nichts mehr in Posen. Fort ging es in sausender Fahrt zum Bahnhofe.



Drittes Buch.



Angermünde.

Vom neuen Truppenteile war mir ein Urlaub von acht Tagen bewilligt worden. Ihn benutzte ich, um endlich meinen Besuch in Dresden wahr zu machen. Maria sollte überrascht werden, deßhalb schrieb ich kein Wort. Ich hatte mich so eingerichtet, daß ich einige Stunden vor Beginn der Opernvorstellung eintreffen mußte. Trat Maria an dem Abende auf, dann wollte ich ohne ihr Wissen der Vorstellung beiwohnen, mich im Stillen an ihrem Triumpfe erfreuen und erst später sie aufsuchen. War sie frei, dann eilte ich natürlich sofort zu ihr hin. In Dresden angelangt, studirte ich den Teaterzettel. Maria war nicht unter den Mitwirkenden, also machte ich mich zu ihrer Wohnung auf. Dort harrten meiner bittere Enttäuschungen. Der Oheim, hieß es, sei vor einigen Monaten verstorben, Maria

habe den Haushalt aufgelöst und sei nach Frankfurt a. M. verzogen.

Schon am anderen Tage traf ich in Frankfurt ein. Die Auskunft, die ich nach vielen Mühen erhielt, war wenig befriedigend. Sie habe einige Gastrollen gegeben und sei dann abgereist, wohin wisse man nicht. Alle ferneren Nachforschungen blieben ergebnißlos.

Traurig und niedergeschlagen mußte ich endlich meine neue Garnison Prenzlau aufsuchen.

Von Prenzlau wußte ich bisher nur, daß es die Hauptstadt der Ukermark gewesen sei, an einem mächtigen See liege und jetzt das stille behagliche Dasein einer Kleinstadt führe. Mochte dem sein, wie ihm wollte, jedenfalls brauchte ich in keiner Kasematte wohnen, die eine Stunde weit von der Stadt lag. Die dienstlichen und geselligen Verhältnisse konnten wohl beschränkter als in Posen, keinesfalls aber unangenehmer sein.

Indeß war meines Bleibens in Prenzlau nicht. Bei der Meldung wurde mir mitgeteilt, daß ich dem Füsilier-Bataillone in Angermünde zugewiesen sei und mich unverzüglich dorthin zu begeben habe.

Ich fand ein kleines Ackerstädtchen, in ziemlich kahler, langweiliger Gegend. Eine unendliche Vorstadt von Scheunen wies auf die Beschäftigung der Bewohner hin. Es fehlte nicht der von märkischen Städten unzertrennliche anmutige See. Eine mächtige alte Kirche in Backsteinbau, ein stattlicher Turm und

ausgedehnte, dicke Mauerreste erinnerten daran, daß Angermünde einst befestigt gewesen sei und manchem feindlichen Ansturme getrotzt habe. Eine zweite uralte Klosterkirche ragte noch mit ihrem hohen Gibeldache als Wahrzeichen längst vergangener Zeit über die kleinen Häuser der Jetztzeit hinaus. Sie diente dem Bataillon als Exerzirraum, mußte aber später aufgegeben werden. Denn die Risse und Sprünge in den ehrwürdigen Mauern drohten den Einsturz.

Nahe dem Bahnhofe, am Eingange der Hauptstraße, von freundlichen Linden beschattet, lag das beste Gasthaus des Ortes mit einer bildschönen Frau Wirtin. Als ich in Prenzlau die Regimentskameraden nach den Sehenswürdigkeiten von Angermünde befragte, hieß es: es gibt nur eine und die werden sie sogleich im Gasthause zu sehen bekommen. Davon war aber bei meinem Eintritte keine Rede. Statt dessen kam mir eine alte, häßliche Person entgegen und wies mir mein Zimmer an. Schon glaubte ich, man habe mich in Prenzlau zum Besten gehalten, als ich erfuhr, die Herrin weile für einige Tage bei Verwandten in Berlin. Später lernte ich sie kennen und mußte zugeben, daß sie nicht mit Unrecht die Perle von Angermünde genannt wurde.

Der Stabsarzt Pf., mein Vorgesetzter, empfing mich sehr freundlich. Die Hoffnung hegte ich wirklich nicht mehr, rief er lachend, daß mir ein Assistenzarzt zu Teil werden würde. Na, Sie sollen es auch

gut haben, fügte er hinzu, soweit das in diesem Neste möglich ist. Sie werden wohl nicht böse sein, wenn Sie nicht das Lazaret beziehen brauchen. Es gibt dort, meiner Ansicht nach, keine passende Wohnung für Sie. Der Generalarzt wird zwar demnächst behufs Besichtigung eintreffen und sicherlich tadeln, daß Sie nicht im Lazarete wohnen, aber wir werden ihn schon beruhigen.

Wer war froher als ich. So durfte ich denn wie andere Menschenkinder endlich einmal wieder wohnen. Ich fand eine sehr passende Unterkunft beim Kaufmann M. und hatte dabei noch den Vorteil, daß das Kasino unseres Bataillons in demselben Hause lag. Nur denke man bei dieser Bezeichnung nicht an große Räume mit prächtiger Ausstattung. Es handelte sich vielmehr um ein einziges, mäßiggroßes Hofzimmer. In der Mitte stand die lange, weißgedeckte Tafel. Ringsherum ein Dutzend sehr einfacher Rohrstühle. An der einen Schmalwand befand sich ein altes Sofa, an der anderen ein Pianino. Die weiß tapezirten Wände zeigten die Bilder des Königs und des Prinzen Friedrich Karl, sowie einige Szenen aus den Kriegsjahren 1864 und 66. Das war unser Heim. Und trotz seiner dürftigen Einrichtung hat es uns manche fröhliche Stunde beschert. Es bestätigte sich auch hier wieder, was ich schon in Schrimm wahrgenommen hatte, daß, je kleiner die Garnison war, die Offiziere um so mehr zusammenhielten. Dann

aber muß hervorgehoben werden, daß damals die Ansprüche in allen Dingen recht mäßig waren. Es bedurfte nicht großer Reizmittel zur Weckung guter Laune. An Alltagen dauerte der sehr einfache Mittagstisch nicht lange. Denn unmittelbar darauf begann fast für sämmtliche Offiziere der sehr stramm gehandhabte Dienst. Es war ein viel beneidetes und erstrebtes Vorrecht einiger alten Premiers und des Arztes, daß sie, wenn die Anderen fortmußten, als dienstfreie Leute noch plaudernd und rauchend beisammen sitzen konnten.

An Sonn- und Feiertagen aber, wenn der jüngste Lieutenant dieselben Rechte auf Dienstfreiheit besaß, wie der älteste Premier, blieb die Tafelrunde lange beisammen. Dann wurde zur Feier des Tages auch wohl ausnahmsweise eine Flasche Mosel getrunken. An witzigen Tischreden, Gelegenheitsgedichten und Jagdgeschichten fehlte es nicht; auch nicht an Spiel und Gesang. Denn Lieutenant W. mit dem Beinamen Mozart, war nicht nur ein schneidiger Soldat, sondern auch ein musikalisches Genie. Seinen Platz nahm er nach dem Mahle meist am Pianino. Bald gab er eine Ouvertüre zum Besten, bald einen Tanz, bald ein Volkslied in freien Variationen. Bald sang er mit prächtiger Baßstimme ein Lied, bald mußten wir Alle nach seiner Anweisung und Begleitung in choro einfallen. Flotter Kapellmeister, musikalische Säule unserer Runde, wer ahnte damals, daß der Taktstock deiner Hand auf traurige Art

entfallen sollte. Wie weise, daß ein gütiges Geschick uns die Zukunft verbirgt. Der Soldat ist besonders dankbar dafür. Lautet doch seine Losung stündlich:

Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in das kühle Grab.

Einer der Lustigsten war stets der junge, ritterliche v. E. Leidenschaftlichen Herzens und hohen Sinnes dürstete ihn nach Ehre und Ruhm. Reichlich wurden sie ihm bei Vionville zu Teil. Aber ach, sie betteten ihn dort mit vielen Anderen auf der blutgetränkten Höhe.

Und Du, würdiger B., mit welcher Gewissenhaftigkeit waltetest Du deines Amtes als Tischdirektor. Wie ernst wurden Deine Mienen, wie zupftest Du nervös an den blendendweißen Manschetten, wenn es galt die Tischgesetze zu wahren, Übertretungen zu rächen, der Kasse zu ihrem Rechte zu verhelfen. Wenn Du Dich langsam erhobst und mit feierlicher Stimme sagtest: aber Herrschaften, ich muß doch sehr bitten, dann gabs keinen Widerstand, dann beugte sich Dir halb unwillig, halb lächelnd auch der starrste Sinn.

Und Du v. L., lustiges Kind Berlins, mit dem Schalk im Nacken, den tausend Späßen und Schwänken auf den Lippen und der Treue im Herzen, wer könnte Dein vergessen?

Edle Ritter einer schönen Tafelrunde. Alle seid Ihr dahin, in Ehren dahin. Das ist Soldatentrost. Ich allein bin übrig geblieben um das Lob unseres einfachen Zimmers zu singen, in dem wir so fröhlich waren.

Bei besonderen Gelegenheiten erschien auch bisweilen unser Kommandeur v. W. Der verstand nicht nur das Schwert, sondern auch die Feder zu führen und gab dann dichterische Rückblicke zum Besten, welche Personen und Ereignisse der Garnison witzig behandelten. Diese Kritiken im Kreise der Tischgenossen waren weniger gefürchtet, als die auf freiem Felde, aber sie waren reichlich gewürzt mit Sarkasmen.

War das Wetter leidlich, so wurde zur Kaffezeit ein Spaziergang nach dem Bahnhofe unternommen, der immer einen ganz außerordentlichen Verkehr aufwies und einen ebenso umsichtigen, wie liebenswürdigen Vorsteher hatte. Ihn kannte und schätzte jedes Kind im Städtchen. Man sah ihm den früheren Soldaten an. Mit schwerem Herzen hatte er in Folge einer Verwundung den Abschied nehmen und sich mit dem Kommando des Bahnhofes begnügen müssen. Aber es war eine Freude ihn schalten und walten zu sehen. Es ging alles wie am Schnürchen. Mit ihm plauderte man gern, wenn der Dienst ihm Freiheit ließ. Oder man begrüßte die Schönheiten und Berühmtheiten von Angermünde und Umgegend

Wer Glück hatte, konnte in jener Zeit auch denkwürdige Vorkommnisse erleben und so ging es mir eines Tages, da ich mit verschiedenen Offizieren am Platze war. Mit dem nächsten Zuge trifft Bismarck aus Varzin ein und hat hier einige Minuten Aufenthalt, teilte uns der Vorsteher mit. Nicht lange brauchten wir zu warten. Aber als der Zug hielt, sahen wir an Bismarcks Wagen sämmtliche Fenstervorhänge heruntergelassen und nichts regte sich. Schon glaubten wir umsonst geharrt zu haben, als plötzlich an einer Stelle der Vorhang hochgezogen und das Fenster geöffnet wurde. Der Kanzler, in der Uniform der gelben Kürassire erschien und lehnte sich hinaus. Tiefes Schweigen trat ringsumher ein und ehrerbietig grüßten alle Anwesenden. Gegenüber der Stelle wo Bismarcks Wagen hielt, arbeiteten verschiedene Maurer. Plötzlich treten sie in Reihe, schwenken die Mützen und einer ruft mit lauter Stimme: unser Bundeskanzler Graf Bismarck soll leben! hoch, hoch und nochmals hoch. Der einfache Mann hatte das Richtige getroffen und durch die Halle brausten die Hochs. Bismarck war durch diese ebenso unvermutete wie herzliche Ehrenbezeugung sichtlich überrascht und erfreut, er dankte durch Verneigen und schien auch sprechen zu wollen. Aber schon setzte sich der Zug wieder in Bewegung.

Was meine ärztliche Stellung betrifft, so war sie, wenn ich mich einmal in das Unabänderliche

meiner Lage fand, die angenehmste von der Welt.

Stabsarzt Pf. gehörte nicht zu den Vorgesetzten, die sich und Anderen das Leben unnötig schwer machen. Daß trotzdem der Dienst nicht zu kurz kam, versteht sich von selbst. In dem Lazarete, einem freundlichen villenartigen Häuschen, trafen wir uns Vormittags und beratschlagten über das Wohl und Wehe unserer Kranken. Diese Arbeit nahm nicht allzuviel Zeit in Anspruch, da die Zahl der Kranken wohl nie mehr als 15—20 betrug. Dann wurde ein gemeinsamer Spaziergang unternommen, der uns freilich nicht allzuweit führte. Denn Pf., der in Folge eines schweren Herzleidens an hochgradiger Atemnot litt, blieb alle Augenblicke stehen, um nach Luft zu schnappen und irgend eine politische oder medizinische Neuigkeit zu erörtern. Trotz seines Leidens war er außerordentlich lebhaft und gesprächig. Die Worte überstürzten sich manchmal förmlich. Hastig, nervös wurden sie hervorgestoßen und man hatte das Gefühl, der Sprecher wolle sich über seinen Zustand wegtäuschen. Oft folgte dann unmittelbar die Abspannung. Er stand still, rang nach Luft, wachsbleich im Gesichte, kalten Schweiß auf der Stirne. So schleppten wir uns allmälich zu einer freundlichen Gartenwirtschaft und machten längere Rast. Ich muß zur Stärkung eine Weiße trinken, sagte Pf. Ich glaubte zuerst nicht recht gehört zu haben. Denn kohlensaure Getränke waren uns

bei Herzleiden als besonders schädlich bezeichnet worden.

Herr Stabsarzt, rief ich ganz bestürzt, als er behaglich das breite Glas ansetzte, das ist aber doch geradezu schädlich.

Grau, Freund, ist alle Teorie, erwiderte er lachend. Ich probire es nun schon seit Jahr und Tag und habe noch keinen Schaden gehabt. Nichts erfrischt und kräftigt mich nach dem Gehen so, wie eine kühle Blonde.

Aber die üble Wirkung kommt sicherlich nach, sagte ich.

Auch davon habe ich bisher nichts bemerkt, erwiderte er. Mein Zustand wird dadurch nicht beeinflußt. Die Anordnnng mag im Allgemeinen richtig sein, im Einzelfalle muß man individualisiren, Erfahrung und Beobachtung befragen. Nun gebe ich zu, daß wenig Kranke fähig sind, sich selbst richtig zu beobachten, daher haben sie sich an die allgemein gültigen Vorschriften zu binden. Beim Arzte liegt aber, wenn er sein eigener Kranker ist, die Sache ganz anders.

In eigener Sache ist man leicht befangen. Ich kenne recht tüchtige berliner Ärzte, welche nie sich selbst oder ihre Familie behandeln.

Das ist mir unverständlich, meinte Pf. Wer so schwachmütig ist, daß er beim Denken und Urteilen von Gefühlsregungen abhängig ist, sollte nicht Arzt werden.

Da würden wir manchen sehr tüchtigen Arzt entbehren müssen, bemerkte ich. Es scheint mir menschlich, wenn man in eigener Sache weniger klar sieht, als in fremder.

Mag sein, sagte Pf. nachdenklich, eine Schwäche bleibt es immer.

Nachmittags machte ich allein einen Rundgang durch das Lazaret und damit war für gewöhnlich mein Tagewerk vollendet.

Eine kleine Abwechselung brachte in diese Einförmigkeit der Besuch des Generalarztes B. Ich mußte ihn am Bahnhofe erwarten und war natürlich pünktlich zur Stelle. Ein sehr kleines, dickes Männlein im Waffenrocke, mit großen Epaulettes und den Goldtroddeln daran, entstieg mit wieselartiger Geschwindigkeit dem Wagen. Gut, daß er Uniform trug, ich hätte ihn sonst im Leben nicht für den gestrengen Generalarzt gehalten. Welch' ein Gegensatz zwischen dem langen, hageren, ernst blickenden Dr. Ch. vom 5. Korps, der wenig sprach und mit seinen großen Augen jeden zu durchbohren schien und diesem kurzen, dicken, behenden Männlein, mit dem gutmütigen Gesichte und den kleinen klug darein schauenden Äuglein.

Sorgfältig wurde jeder Winkel im Lazarete durchforscht und der Mangel einer Arztwohnung gerügt, auch erwogen, ob eine solche nicht eingerichtet werden könne. Aber Pf. wies jede Möglichkeit von der Hand, da die Räume dringend gebraucht würden.

Im Übrigen Herr Generalarzt, so fuhr er fort, liegt wirklich ein Bedürfniß nicht vor. In dem kleinen Neste ist der Kollege ja doch stets zu finden.

Lieber Pf., erwiderte B. eifrig. Das Prinzip muß gewahrt werden und das verlangt, daß in jedem Lazarete ein Wachthabender wohne. Also rügen muß ich den Mangel im Berichte, wenn ich auch zugebe, daß in diesem besonderen Falle der ärztliche Dienst nicht leidet.

Im Übrigen verlief die Besichtigung zu allseitiger Zufriedenheit und B. verließ noch an demselben Tage Angermünde.

An ärztliche Tätigkeit in bürgerlichen Kreisen war für mich nicht zu denken. Hatten doch die ortsangesessenen Ärzte viel über ihr geringes Wirken zu klagen. Dagegen erfreute sich ein Charlatan, seines Zeichens, so viel mir erinnerlich ist ein Kaufmann, großen Zulaufes. Der Ruf seiner ans Fabelhafte grenzenden Kuren, drang auch zu den Ohren des Statsanwaltes. So wurde denn der Biedermann, da damals Kurpfuscherei noch strafbar war, unter Anklage gestellt und zu Gefängnißstrafe verurteilt. Das tat aber seinem Rufe nicht nur keinen Abbruch, sondern umgab ihn in den Augen der Menge mit dem Heiligenschein des Märtyrers. Der Neid und die Gehässigkeit hätten dem Wohltäter der Bedrängten diese Schmach zugefügt. Dafür müsse man ihn entschädigen, so hieß es. Gesagt, getan. Und so zog man denn Abends, als

der Betreffende aus der Haft entlassen wurde, mit Fackeln vor das Gefängnis und geleitete ihn im Triumpfe in seine Wohnung. Hier harrten seiner Ständchen, Empfangsreden, Blumen und andere Überraschungen.

Da wenig zu tun war, blieb mir viel freie Zeit, und da mein Vorgesetzter mir jederzeit gern Urlaub bewilligte, so fuhr ich Sonntags fast regelmäßig nach Berlin. Das war ja recht schön, wenn ich mit meinen Freunden einige vergnügte Stunden verleben konnte. Aber diese Ausflüge wurden doch sehr kostspielig und brachten mich meinem eigentlichen Ziele keinen Schritt näher. Ich schränkte sie daher bald erheblich ein. Nie versäumte ich Erkundigungen einzuziehen, wie es mit einer Weiterversetzung nach Berlin stehe. Die Auskunft, die ich hauptsächlich meinem Gönner dem alten Gerichtsdirektor Z. verdankte, lautete wenig tröstlich. Ich müsse mich gedulden. Vielleicht könne ich später eine Berufung an das Friedrich-Wilhelms-Institut erlangen.

Prenzlau.

Mein älterer Kollege in Prenzlau war versetzt worden. In Folge dessen trat ich an seine Stelle und kam zum 1. Bataillon. Ich verließ Angermünde sehr ungern. Denn einmal hatte ich

mich in die dortigen Verhältnisse eingelebt und die Vorgesetzten wollten mir wohl, andererseits konnte ich nötigenfalls leicht nach Berlin gelangen.

Bei abscheulichem Regenwetter hielt ich meinen Einzug in die frühere Hauptstadt der Ukermark und unwillkürlich kam mir der alte Spruch auf die Lippen:

In Prenzlau
Ist der Himmel blau.

Schon in Posen hatte ich ihn gehört, als meine Versetzung bekannt wurde. Überall brauchte man ihn, sobald der Name Prenzlau genannt wurde. Woher stammte dieser Vers? Es ist, sagte ich mir, die im Volke verbreitete Sucht zu reimen, was irgend reimbar ist. Aber wenn es das nur wäre, hätte man mit demselben Rechte sagen können:

In Prenzlau
Ist der Himmel grau.

Der Spruch lautete aber weiter:

Sind die Mädchen schlau.

Das kann ich nach meinen Erfahrungen nur bestätigen. Denn nirgends habe ich in gleicher Zeit von so vielen Verlobungen und Hochzeiten gehört. Vielleicht ist die Sache also bildlich aufzufassen dergestalt, daß gemeint ist: wo so viele freudige Ereignisse vorkommen, da muß der Himmel ganz besonders klar sein.

Von der alten Glanzzeit erzählte der geräumige Marktplatz mit der gewaltigen Marienkirche. Sie schaut mit ihren massigen Türmen weithin ins Land und ist eines der edelsten Erzeugnisse jenes mittelalterlichen Backsteinbaues, der Großartigkeit der Formen und lebendige Gliederung mit reizvollen Verzierungen zu vereinigen wußte. Gewaltige Reste der ehemaligen Stadtumwallung und einige sehr gut erhaltene Wachttürme sind weitere Zeugen der alten ruhmreichen Vergangenheit.

Das Städtchen führte mit seinen 16000 Einwohnern ein behäbiges, stilles Dasein und sonnte sich an den Erinnerungen früherer Größe. Einiges Leben aber brachten die zwei Bataillone Infanterie und das wurde auch von der Bürgerschaft allseitig dankbar anerkannt. Die Unterkunft der Truppen ließ viel zu wünschen übrig. Kaserne und Lazaret befanden sich hier noch friedlich unter einem Dache. Die Räume selbst, so wie das Äußere boten nichts Verlockendes. Das Gebäude hatte sicherlich mehr als 100 Jahre auf dem Rücken. Es sah räuchrig und abgenutzt aus. Kleine Zimmer, enge und finstere Gänge, abgelaufene Treppen und eine eigentümliche Stickluft lagerten darin. In diesem nichts weniger als einladenden alten Kasten mußte ich Wohnung nehmen. Ordentlich hell wurde es in meiner Behausung nie. Dafür aber zeichnete sie sich, dank der dicken Wände, durch behagliche Wärme im Winter, durch erfrischende Kühle im Sommer

aus. Das sind Vorzüge, die man bei unsern neuzeitlichen Bauten manchmal recht unliebsam vermißt.

Der ärztliche Dienst unterschied sich nicht allzuviel von dem in Angermünde. Nur brachte die naturgemäß größere Zahl der Kranken, etwas mehr Tätigkeit. Der Oberstabsarzt, ein verhältnißmäßig noch junger Mann, war streng und gewissenhaft im Dienste. Eine ernste Zurückhaltung lag in seinem Wesen, er redete nicht viel. Doch verstand er es, durch ein immer gleichmäßiges, ruhiges Auftreten, Tüchtigkeit im ärztlichen Berufe und gelegentliche Liebenswürdigkeit, die um so wirksamer war, je weniger sie erwartet wurde, sich überall Achtung und Vertrauen zu erwerben. Mir persönlich bezeigte er große Gewogenheit sowohl im Dienste, als auch im geselligen Verkehre. Ich schätzte ihn als pflichttreuen Vorgesetzten und beneidete ihn wegen seiner unerschütterlichen Ruhe und Sicherheit.

Da die Zeit meiner Ernennung zum Stabsarzte sich näherte und er regen Anteil an meinem Geschicke zu nehmen schien, so trug ich auf sein Befragen kein Bedenken, ihn in meine Zukunftshoffnungen einzuweihen. Ich war nicht wenig erfreut, als er mir seine Fürsprache zusagte. Wußte ich doch, daß er häufig nach Berlin fuhr und im Hause unseres Chefs viel verkehrte.

Durch ihn glaubte ich meinem Ziele näher denn je zu sein und überließ mich den kühnsten Erwartungen. Leider sollte ich bitter enttäuscht werden.

Denn ohne daß äußerlich in dem Benehmen meines Vorgesetzten gegen mich eine bemerkenswerte Änderung eingetreten wäre, hatte er mir im Stillen sein Vertrauen entzogen. Das sollte ich bei einem kurzem Besuche in Berlin zu meiner Überraschung erfahren. Freudig teilte ich einem Freunde mit, daß ich durch die Fürsprache des Oberstabsarztes der Erfüllung meiner Wünsche so gut wie gewiß sei.

Da irrst Du Dich sehr, erwiderte er trocken. Mir hat er bei seinem letzten Hiersein rundweg erklärt, daß er niemals zu deiner Versetzung nach Berlin mitwirken werde, weil er das für Dein Unglück halte.

Warum denn? fragte ich erstaunt.

Er sagt, Du habest zu viel Allotria im Kopfe. In Berlin würde dieser Hang weitere Nahrung finden und Dich von Deinem Berufe gänzlich abziehen.

Warum hat er mir denn aber seine Hülfe zugesagt?

Das ist früher gewesen. Es muß doch manches vorgekommen sein, was ihn veranlaßt hat, seinen Entschluß zu ändern.

Richtig fiel mir bei ernstlichem Nachdenken ein Ereignis ein, das wohl den Grund zu seiner Sinnesänderung gelegt haben mochte. Ich hatte im ärztlichen Dienste einen Fehler begangen und darüber zur Rede gestellt, eine recht törichte Antwort gegeben. Ich sah das selbst ein, aber da er leicht darüber

hinweg zu gehen schien, ließ ich die Sache ruhen. Und doch hätte ich mir sagen müssen, daß ein Mann von seiner Strenge und Sorgfalt das nicht leicht nehmen werde. Er glaubte seit der Zeit augenscheinlich, ich vernachlässige meine medizinischen Studien zu Gunsten anderer Beschäftigungen. In der Tat betrieb ich damals eifrig sprachliche, geschichtliche und literarische Studien. Bei einer kenntnißreichen und geistvollen Dame, Frau Professor H., wurde mancher Abend angenehm hingebracht. Ich machte Verse, die ich bisweilen im fröhlichen Kreise vorlas, und vernachlässigte auch die Musik nicht. Das Alles wußte mein Vorgesetzter und schien durchaus damit einverstanden, denn oft hatte er die Unterhaltung auf diese Dinge gelenkt. Jetzt freilich erst fiel mir ein, daß seit jenem Vorfalle hierin eine Änderung eingetreten sei. Jetzt war es mir klar, daß aus meiner unbesonnenen Antwort ein Keim des Mißtrauens entstanden und üppig in die Halme geschossen sei. Zugleich aber erwachte mein Widerspruchsgeist und mein Groll.

Seine Pflicht wäre es gewesen, rief ich heftig, mir frank nnd frei seine veränderte Meinung ins Gesicht zu sagen, nicht aber mich in dem Glauben zu lassen, er werde für mich wirken. Ich hätte dann mein Tun verteidigt und er wäre von seiner übeln Meinung zurückgekommen.

Mein Freund zuckte die Achseln. Das ist wohl von einem Vorgesetzten zu viel verlangt. Es hätte

auch zu unliebsamen Auseinandersetzungen geführt. Wahrscheinlich wäre die Sache noch verschlechtert worden. Du weißt ja auf indirektem Wege jetzt auch woran Du bist, und die Absichten deines Vorgesetzten sind von seinem Standpunkte aus, gewiß gut.

Ich danke für das rührende Interesse, das der Herr mir widmet, bin aber kein Kind mehr und werde meinen Weg auch ohne ihn finden, erwiderte ich erregt. Er meint, ich treibe zu viel Allotria und vernachlässige mein Fach. Ich habe eben viel Lust zum Berufe des Praktikers, zum wirklichen Heilen und Helfen. Finde ich dazu in Prenzlau Gelegenheit? Man schaffe sie mir, und die Allotria werden vor den Pflichten des Berufes zu einfachen Erholungen in den Mußestunden herabsinken. Gesetzt aber auch den unwahrscheinlichen Fall, ich würde in Berlin meinem Berufe untreu und fände einen andern, der mir besser zusagt. Wäre denn das ein Unglück? Schon mancher hat zu seinem Vorteile umgesattelt.

Nach Prenzlau zurückgekehrt, trieb ich meine Allotria erst recht. Ich setzte einen gewissen Trotz darein. Es sollte um keinen Preis scheinen, als ob ich durch verändertes Wesen um die Gunst des Vorgesetzten zu buhlen suche. Andererseits aber versah ich meinen Dienst mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit um keinen Anlaß zum Tadel zu geben. Der Oberstabsarzt war höflich wie immer und

äußerlich blieben unsere Beziehungen vortrefflich. Doch vermied ich unnötige Begegnungen.

Der gesellige Verkehr beim Regimente bot natürlich reichere Abwechslung als in Angermünde, da die Zahl der Offiziere doppelt so groß war. Aber man schloß sich auch nicht so eng zusammen. Es bildeten sich vielmehr einzelne Gruppen, je nach Neigung und Gewohnheit, die jede in ihrer Weise lebten. Sehr stolz war man auf den Chef des Regiments, den Prinzen Friedrich Karl und auf die Gunstbeweise, die er von Zeit zu Zeit seinem Regimente zu Teil werden ließ. Es kam nicht selten zur Jagdzeit vor, daß er seinen Offizieren einen Hirsch oder andere Beute sendete. Einzelne seiner Äußerungen bei Besichtigung des Regiments lebten in aller Munde und der jüngste Lieutenant zitirte sie mit Genugtuung. Glaubte er doch nicht mit Unrecht von der gezollten Anerkennung auch sich selbst einen guten Teil zuschreiben zu dürfen. Natürlich sah jeder hinwiederum darin einen Ansporn, sich eines so berühmten Chefs würdig zu zeigen. Ein besonders strammer Zug beselte Alle, vom Obersten bis hinab zum Fähnriche; ein brennender Ehrgeiz den bei Düppel und Alsen unter den Augen des Prinzen errungenen Lorberen bald neue hinzuzufügen. Das kam in den Tischgesprächen unserer stattlichen Tafelrunde, die im Gegensatze zu der in Angermünde, ein ernstes fast feierliches Gepräge hatte, wieder und immer wieder zum Ausdrucke.

Dessen freute ich mich. Und dieser frische, kriegerische Geist, hat sich später bei Vionville durch glänzende Taten bewährt.

Weniger erfreulich war mir die Wahrnehmung, daß einige der Herren in ihrem kriegerischen Stolze auf den Arzt mit einer gewissen Geringschätzung herabsahen und sich dabei ebenfalls auf ihren Chef beriefen. Der solle die Ärzte nicht leiden können, hieß es, und allerlei wundersame Geschichten wurden darüber herumgetragen. Als ich diesen Redereien gründlich nachforschte, stellte sich ihre vollständige Unhaltbarkeit heraus. Man schob die eigene Gesinnung ganz unberechtigter Weise einem Höheren unter. In solchen Dingen verstand ich aber keinen Spaß, weniger um meinetwillen, als um meines Standes willen. Ohne weiteres reichte ich eine Beschwerde ein, als mir einer der Offiziere unziemlich begegnete, und erhielt durch den Obersten gründliche Genugtuung. Ich muß übrigens hinzufügen, daß die jüngeren Offiziere ausnahmslos für mich Partei ergriffen. Es waren nur einige ältere Herren, die sich in den ihnen unbequemen neuen Geist der Zeit nicht hineinfinden konnten oder wollten.

Auch die kollegialen Beziehungen gestalteten sich in Prenzlau besonders günstig. Hier bestand ein Verein, der tatsächlich alle Ärzte des Ortes ohne Ausnahme, militärische und bürgerliche, in sich schloß. Der Nestor, ein achtzigjähriger Herr, fehlte in keiner Sitzung und nahm den regsten Anteil an allen

Vorgängen und Verhandlungen. Zogen die Reden oder Vorträge sich in die Länge, dann schlossen sich seine sonst sehr munter blickenden Augen, das Haupt sank auf die Brust herab und er entschlummerte sanft. So wie aber der Redner innehielt, erwachte der Schläfer und wurde sehr ungehalten, wenn man scherzhafte Andeutungen wagte. Pünktlich um elf Uhr erschien ein dienstbarer Geist, um den widerstrebenden Alten nach Hause zu geleiten. Es bedurfte aber stets großer Überredungskünste, ehe er sich diesen häuslichen Eingriffen der besorgten Gattin fügte.

Damals wurde das Verbot der Kurpfuscherei aufgehoben und andererseits der Zwang zur ärztlichen Hülfeleistung abgeschafft. In unserem Arztkreise herrschte nur eine Stimme der Genugtuung über die Aufhebung dieses Zwanges.

Früher, so äußerte sich Kollege G., als wir die Verpflichtung hatten, jedem Rufe Folge zu leisten, waren wir so gut wie vogelfrei.

Ein roher Patron, dem wir wegen ungehörigen Betragens die Türe wiesen, konnte uns ohne weiteres wegen versagter Hülfe anklagen. Im besten Falle hatte man Scherereien und Ärger davon. Jetzt muß jedermann höflich um unseren ärztlichen Besuch bitten, sonst kommen wir nicht. Das wird den Stand heben.

Weniger einig waren die Ansichten über die Freigabe des Kurirens. Einige meinten, daß der

ärztliche Stand dadurch schwere Schädigung erleiden werde, andere behaupteten das Gegenteil.

Kurpfuscherei wird es immer geben, sagte G. Verbietet man sie, so treibt sie im Dunkeln ihr trübes Handwerk. Keine Bestrafung kann das ändern. Im Gegenteile, diese schafft häufig dem Bestraften in den Augen der Menge eine Märtyrerkrone.

Es wird aber immer schaden, meinte L., wenn der Stat schlechte Handlungen ungeahndet läßt. Die Menge verliert dann leicht den Maßstab für Recht und Unrecht. Der Schuldige muß wenigstens immer fürchten, daß er zur Rechenschaft gezogen werden wird. Die gebildeten Kreise werden bestrafte, anrüchige Leute sicherlich meiden.

Die Erfahrung, rief G., lehrt vielfach das Gegenteil. Ist nicht jener berüchtigte Wunderdoktor in Braunschweig von den vornehmsten Leuten aufgesucht, von höchster Stelle geschützt worden? Wer die Schwächen der Menschheit ausnützt, die Neigung zu Aberglauben und Wundern begünstigt, wird Zulauf haben und Schätze sammeln.

Meiner Meinung nach, warf L. ein, hätte man den Ärztezwang aufheben, die Kurpfuscherei aber unter Strafe lassen sollen.

Das wäre sicherlich das Beste gewesen, pflichtete G. bei, nur hätte die Aufhebung des Ärztezwanges ohne gleichzeitige Bewilligung der Freiheit zu kuriren, niemals die Mehrheit im Reichstage erhalten.

Das haben mir verschiedene Abgeordnete ohne Umschweife gesagt.

Auch an unserer Offizierstafelrunde wurden diese Ereignisse Gegenstand der Besprechung.

Was, rief Hauptmann v. B., wenn mir ein Unglück passirt, und ich schicke zu Ihnen, da können Sie von jetzt ab ohne weiteres antworten: ich komme nicht?

Ohne weiteres nicht Herr Hauptmann, erwiderte ich. Durch unbegründete Weigerung würde ich mir eine Stellung schaffen, die mich in der Öffentlichkeit bald in Verruf bringen müßte. Welcher Arzt, der auf Ausübung der Praxis angewiesen ist, wird ohne zwingenden Grund in der Not seine Hülfe versagen. Aber der bisher geltende Zwang war eine unberechtigte Härte, die uns der Willkür jedes Lumpen Preis gab.

Es kann doch aber, erwiderte v. L., auf diese Weise vorkommen, daß ich Nachts vergeblich zu fünf oder sechs Ärzten schicke, trotzdem die höchste Not vorliegt.

Schwerlich, wenn sie einen Hausarzt haben, und das ist doch wünschenswert.

Es kann sich aber nicht jedermann einen Hausarzt halten, warf v. L. ein.

Das gebe ich zu. Nur sagen Sie mir, wie kommt ein nicht beamteter Mann dazu, zwangweise dem Erstenbesten seine Dienste leihen zu müssen. Wenn das öffentliche Wohl solche Dienstleistung

fordert, dann mag der Stat zu diesem Zwecke Ärzte anstellen oder Einrichtungen treffen, vielleicht auch die Stadtbehörde, oder die Vereinstätigkeit. Einen Stand zwangweise und obendrein oft ohne Entgelt dazu heranzuziehen, ist unbillig.

Allgemeine Zustimmung fand ich nicht.

Neu-Ruppin. Frohe Botschaft.

Der Sommer war wieder einmal dahingegangen, und die Zeit der Herbstübungen nahte, als ich Befehl erhielt, nach Havelberg zur Vertretung des dortigen erkrankten Stabsarztes zu gehen. Doch dauerte mein Aufenthalt in dieser altehrwürdigen Stadt nur einige Tage, da ich das Bataillon zu den bevorstehenden Regiments- und Brigadeübungen nach Neu-Ruppin begleiten mußte.

Dieses märkische Städtchen war mir bisher nur durch die weltberühmten Bilderbogen von Gustav Kühn dem Namen nach bekannt geworden. Wie oft hatten wir nicht als Kinder die schönen bunten Bilderbogen bewundert. Gedruckt bei Gustav Kühn in Neu-Ruppin, diese Worte hafteten unvergeßlich im Gedächtnisse, und ich war begierig, den Sitz dieses Kulturträgers kennen zu lernen. Denn seine Erzeugnisse gehen bis an die äußersten Grenzen menschlicher Ansiedelungen. Das Städtchen liegt an einem

See, den schön bewaldete Hügel rings umgeben. Wenn der Himmel bewölkt ist, dann machen diese märkischen Seen mit dem bleigrauen Wasserspiegel, umsäumt von Schilf und Binsen und mit den düsteren Tannen der nächsten Umgebung einen recht schwermütigen Eindruck.

Doch ich traf es günstig. Denn meist lag die Landschaft in sonnigem Glanze da, und der klare, durchsichtige, stille Wasserspiegel lud förmlich zum Segeln ein. Indeß dieser Stille ist nicht zu trauen. Das hatte ich schon in Prenzlau bei meinen zahlreichen Wasserpartien erfahren müssen. Hier sollte ich die Tücken märkischer Seen ganz besonders kennen lernen. Wir segelten unserer zwei bei herrlichem Sonnenscheine und angenehmer Brise ab. Aber kaum waren wir auf die Mitte hinausgekommen, da ballten sich Wolken zusammen, der Donner begann zu grollen, Blitze zuckten und heftige Windstöße brachten uns in die größte Gefahr. Die Segel einzuziehen, war ganz unmöglich, und doch mußten wir jeden Augenblick gewärtig sein, daß der nächste Windstoß das arg auf der Seite liegende Bot zum Kentern bringen werde. Mein Genosse, ein sehr kräftiger Herr von den Vierundzwanzigern, benutzte eine Windpause, um den Mast mit dem daran hängenden Segelwerke herauszuziehen und über Bord zu werfen. Aber ehe er damit zu Stande kam, warf ein neuer Windstoß das Bot um und wir mußten schwimmend das ziemlich ferne Ufer gewinnen.

Schaden verursachte uns dieser Unfall weiter nicht, aber Spott heimsten wir genügend ein und boten für mehrere Tage den Ruppinern erfreulichen Unterhaltungsstoff.

Trotz dieses nicht grade verheißungsvollen Anfanges gestaltete sich mein Kommando im Städtchen sehr angenehm.

Neu-Ruppin ist mit Zirkel und Maß angelegt und es scheint, als sei dabei die Entwickelung einer Weltstadt erhofft worden. Die riesigen Plätze, auf denen fröhliches Gras zwischen den Steinen wächst, die schnurgraden, sehr breiten Straßen stehen in merkwürdigem Gegensatze zu dem geringen Verkehre. Es ist, als habe man einen Zwerg in ein Riesengewand gesteckt, mit dem er nichts anzufangen weiß. Man sieht auf den ersten Blick, daß die jetzige Stadt die Schöpfung eines Mächtigen ist.

Das trifft denn auch zu. Die alte Stadt, berühmt als einstiger Garnisonsort des Kronprinzen Friedrich, wo er als Oberst sein Regiment fleißig drillte, aber auch mit seinen Genossen manchen tollen Streich ausführte, brannte gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts gänzlich nieder. Friedrich Wilhelm II. baute sie neu auf und gab ihr die jetzige Gestalt.

Zum Danke dafür errichtete ihm die Stadt ein Standbild, das einzige, so viel ich weiß, das von diesem Fürsten vorhanden ist. Die Bewohner sind gemütliche, behäbige Leute, stolz auf die alten

Erinnerungen, da Kronprinz Friedrich bei ihnen Hof hielt, stolz auf ihren Landsmann Gustav Kühn und stolz auf ihre Vierundzwanziger und deren Chef weiland Herzog Friedrich Franz II. Diese Militärfreundlichkeit fand ich in allen Schichten der Bevölkerung. Das Leben und Weben der Stadt schien sich um nichts weiter, als um das Wohlergehen ihrer blauen Kinder zu drehen. Es sind alles so nette Leute, man muß sie gern haben, sagte man mir.

Daß unter solchen Umständen die großen Herbstübungen auch in der Bevölkerung mit besonderem Interesse verfolgt wurden, versteht sich von selbst.

Das Schwesterregiment hatte sich aus Prenzlau und Angermünde eingefunden, ebenso der Brigadegeneral v. L. Ein frisches, fröhliches militärisches Treiben herrschte in den sonst so stillen Straßen der Stadt und den umliegenden Ortschaften.

v. L., ein Mann von hohem Wuchse und stattlichem Aussehen, bekannt wegen seiner derben, sarkastischen Bemerkungen und wegen seines schneidigen Auftretens, galt überall für einen Soldaten ohne Furcht und Tadel, dem noch eine große Zukunft bevorstehe. Daß er bei der Vorstellung seiner Brigade gut abschneiden müsse, nahm man als ausgemacht hin. Dennoch sollte es zur allgemeinen Überraschung anders kommen. War das Gelände schuld oder hatte v. L., wie man später behauptete, schon Wind bekommen, daß seiner der blaue Brief harre, kurz und gut, es klappte nicht. Exzellenz v. S.,

als tapferer Kriegsmann bekannt, aber als rücksichtsloser Kritiker gefürchtet, ließ denn auch nach Schluß der Übung ein vernichtendes Urteil los. Der General v. L. blieb die Antwort nicht schuldig und entgegnete auf die Ausstellungen des Divisionärs in seiner schneidigen Weise.

Die Szene nahm einen gradezu dramatischen Karakter an, als v. L. zum Schlusse erregt ausrief: im Übrigen, Exzellenz, weiß ich Bescheid und empfehle mich. Er warf sein Pferd herum und sprengte davon.

Fast allgemein war die Bestürzung unter den der Kritik beiwohnenden Offizieren. Selbst v. S., den nichts so leicht aus der Fassung brachte, schien über diesen Ausgang verdrießlich. Schweigsam und ernst ritt er zur Stadt zurück. Auch hier wußte man bald, daß nicht alles nach Wunsch gegangen sei, und die abenteuerlichsten Gerüchte liefen um.

Als wir Offiziere uns zu dem üblichen Mahle in dem weiten Eßsale des Kasinos versammelten, wo alles zum fröhlichen Empfange bereit war, und die Musik nur auf das Zeichen harrte, um lustige Weisen erschallen zu lassen, da fehlte eins, das unerläßlich ist: die Feststimmung. Wie ein Alp lag es auf jedermanns Brust. Die Unterhaltung wurde leise und abgerissen geführt. Wird v. L. kommen? lautete die Frage, die auf aller Lippen lag. Längst waren wir vollzählig, Exzellenz v. S. an der Spitze. Man wartete und wartete. Endlich sendete v. S.

seinen Adjutanten zum General. Er sollte ihm gute Worte geben, damit er am Essen Teil nähme. Aber der verwundete Löwe antwortete auf die Vorstellungen: Sagen Sie Seiner Exzellenz, ich bin so krank, daß ich zum Essen nicht kommen kann. Gleich darauf ließ er sein Pferd satteln und ritt spornstreichs nach Brandenburg davon.

Unser Mahl verlief unter solchen Umständen nicht allzu fröhlich. Das so unverhofft heraufgezogene Unwetter gab Stoff zu ernsten Gedanken. Des Soldaten Los, seufzte Hauptmann v. L. ist unsicher. Man weiß am Morgen nie, was die nächste Stunde bringen wird. Die Sonne scheint, es herrscht behagliche friedliche Stille. Da bricht aus einer Ecke ein Sturm los und bläst Leute fort, die man felsenfest im Sattel wähnte.

Am andern Tage schon ging es nach Havelberg zurück. Mein Kommando war zu Ende, und ich schickte mich zur Reise nach Prenzlau an, als mir der Befehl zuging mich in Berlin beim Generalarzte W. unseres Korps zu melden. Was hatte das zu bebedeuten? Viel Gutes sicherlich nicht. In Hangen und Bangen reiste ich nach Berlin und begab mich zum Assistenzarzte K. dem Adjutanten des Generalarztes, um näheres zu erfahren.

Ich bin auf acht Wochen beurlaubt und Sie sollen mich vertreten, antwortete K. auf meine Fragen. Ich denke das wird Ihnen recht sein, fügte er lachend hinzu.

Ich faßte K. um und tanzte mit dem Widerstrebenden in der Stube umher.

Wem habe ich das zu verdanken, rief ich, meinem Oberstabsarzte sicherlich nicht.

Indirekt vielleicht doch, erwiderte K. Der Generalarzt will Sie persönlich kennen lernen.

Also hat mein Vorgesetzter ungünstig über mich berichtet? fragte ich.

Wer sagt das? antwortete K. Jedenfalls haben Sie hier gute Freunde, wie Sie sehen.

Am anderen Morgen meldete ich mich beim Generalarzte W., einem ernst ausschauenden wortkargen Manne. In seinen mich musternden Blicken las ich Gerechtigkeit und Wohlwollen, zwei Dinge, die für jeden Untergebenen in jeder Lebenslage schon Wohltaten sind.

Treten Sie den Dienst nur gleich an, damit K. abreisen kann, sagte er. Ich selbst werde nach Prenzlau schreiben und ihre Abkommandirung melden.

Diese unverhoffte Wendung meines Geschickes kam mir zuerst wie ein Traum vor. Statt in dem finsteren Lazarete zu Prenzlau, sollte ich nun als Adjutant des Generalarztes in meinem lieben Berlin wohnen und arbeiten? Nur nicht zu üppig, rief da plötzlich eine warnende Stimme in mir. Du bist zur Vertretung auf acht Wochen kommandirt, weiter nichts. Wenn es nun so kommt, wie damals in Potsdam? Da hattest Du auch große Rosinen im Sacke und meintest Berlin oder Potsdam könne Dir

nicht entgehen. Das Ende vom Liede aber war Posen. Der Generalarzt will Dich kennen lernen. Wenn die Prüfung nun ungünstig ausfällt? Sieghaft schlug ich diese Zweifel nieder. Sie kann und darf nicht ungünstig ausfallen. Alle Kräfte will ich zusammen nehmen. Hoffen und Vertrauen, wie ich sie in diesem Maße seit langer Zeit nicht mehr besessen, kehrten zurück. Dazu gesellte sich ein Gefühl inniger Dankbarkeit für das mir so plötzlich widerfahrene Glück. Mir war froh und feierlich zu Mute. Ich gewann die Überzeugung, daß ich an einem bedeutenden Wendepunkte angelangt sei und daß es nun nicht mehr rückwärts gehen werde. In dieser Stimmung ging ich zum ersten Male wieder nach langer Zeit Abends in ein Konzert, und als die herrlichen Klänge der gewaltigen Cmoll-Symphonie den Sal durchbrausten, da konnte ich die Tränen kaum zurückhalten. Dank gegen ein gütiges Geschick erfüllte meine Sele, aber auch Dank gegen den großen Meister der in so wunderbarer Weise alle Empfindungen der menschlichen Sele vom tiefsten Leid bis zur höchsten Lust in Tönen wiedergegeben hat.

Der nun beginnende Dienst beim Generalarzte war viel angenehmer und leichter, als ich geglaubt hatte. Früh Morgens erschien ich bei ihm und hielt Vortrag über die eingegangenen Briefschaften. Er gab mir seine Anweisungen und vollzog die nötigen Unterschriften. Dann ging ich zur Kanzlei und besorgte die schriftlichen Arbeiten.

Dadurch bekam ich in kurzer Zeit einen Einblick in das gesammte ärztliche Getriebe eines Armee-Korps. Es ist ein Anderes, als surrendes Rädchen in einem großen Arbeitskreise mitzuwirken, und ein Anderes, als Gehülfe bei dem Leiter des Ganzen zu stehen und ihm zu helfen, daß alles in dem richtigen Gange bleibe. Wo Stockungen hervortreten, müssen sie gehoben werden. Verbesserungen sind notwendig, neue Einrichtungen ins Werk zu setzen. Der belebende führende Geist des Leiters muß überall walten, ohne gerade besonders hervorzutreten. Jedenfalls behagte mir die jetzige Tätigkeit bei weitem mehr als die frühere, und ich war mit Lust und Liebe bei der Sache.

Anstrengend konnte man den Dienst nicht nennen. Um 3 Uhr waren meist alle Eingänge erledigt. Selten, daß irgend eine dringende Sache einmal besondere Anforderungen stellte. Der Generalarzt zeigte sich sehr nachsichtig, wenn ich in der ersten Zeit die nötige Kenntniß der Dinge vermissen ließ. Nie bekam ich ein unmutiges Wort zu hören, und der Dienst wickelte sich in der angenehmsten Weise ab.

Unter die Masse der täglich eingegangenen Briefe war einst ein fremder geraten, den der Briefträger irrtümlich mit den anderen zugleich abgeliefert hatte. Ich bemerkte erst beim Lesen, daß er nicht an uns, sondern an einen in der Nähe wohnenden Gesandten gerichtet war. Als ich W. das Versehen mitteilte, sagte er lachend: Na ein Statsgeheimniß wird ja

wohl nicht darin stehen. Immerhin ist es gut, wenn Sie persönlich zu dem Herrn gehen und um Entschuldigung bitten.

Das geschah denn auch. Der Herr Gesandte hörte meine Rede lächelnd an, nahm den erbrochenen Brief und sagte höflich: Das ist mir auch schon passirt.

So verflossen mehrere Wochen. Da erhielt ich eines Tages die Aufforderung, mich auf der Medizinalabteilung beim Generalarzte K. zu melden. Als ich W. davon Mitteilung machte, sagte er, es wird sich wohl um ihre Beförderung zum Stabsarzte handeln. Er hatte Recht.

So weit es dienstlich zulässig ist, sagte K. gemessen, sollen ihre Wünsche berücksichtigt werden.

Dann zählte er eine Reihe offener oder frei werdender Stellen auf. Ich empfand keinen kleinen Schrecken, als ich da Namen, wie: Kosel, Küstrin, Köslin u. s. w., zu hören bekam. In der ganzen Reihe von Orten vermißte ich den einzig genehmen: Berlin.

Nun wählen Sie, fuhr K. fort. Meiner Überzeugung nach sind Metz oder Harburg die besten Stellen.

Metz oder Harburg. Ich fiel aus allen meinen Himmeln. Wo blieb Berlin, wo das Friedrich-Wilhelms-Institut? Wie vom Donner gerührt stand ich da.

Na, entscheiden Sie sich, drängte K. und sah mich ungeduldig an.

Herr Generalarzt, fragte ich endlich, gibt es denn gar keine Möglichkeit, daß ich nach Berlin komme?

Nein, sagte er fast streng, gar keine. Beim Truppenteile ist keine Stelle frei.

Aber beim Friedrich-Wilhelms-Institute? wagte ich ihn zu unterbrechen.

Es läßt sich nicht machen, erwiderte er achselzuckend. Zu viele sehr geeignete Bewerber sind schon vorgemerkt. Gehörten Sie einem anderen Jahrgange an, wäre es möglich, so nicht.

Es ist keine Laune, Herr Generalarzt, nahm ich, als er schwieg, wieder das Wort, die mich Berlin so sehr begehren heißt, sondern die sichere Aussicht, mir in kurzer Zeit eine ergiebige Privatpraxis schaffen zu können. Danach sehne ich mich neben meiner militärärztlichen Tätigkeit.

Das mag sein, erwiderte er. Aber wenn wir alle derartige Wünsche berücksichtigen sollten, kämen wir nie zu Ende. Also, Metz oder Harburg, entscheiden Sie sich.

Ich kenne weder Metz noch Harburg, sagte ich ziemlich kleinlaut. Würden Sie nicht die Güte haben mir einige Tage zur Entscheidung zu gönnen. Ich möchte mich doch über die Verhältnisse der beiden Plätze unterrichten.

Meinetwegen, sagte er nach kurzer Überlegung, bis übermorgen Vormittag gebe ich Ihnen Zeit. Länger geht es nicht.

Trübselig schlich ich von dannen. Das sollte also das Ende meiner glänzenden Hoffnungen sein. Metz oder Harburg.

W. fragte am nächsten Morgen. Was hat man Ihnen auf der Abteilung gesagt?

Zwischen Metz und Harburg soll ich wählen.

So, erwiderte W. Ich glaubte sie würden hier bleiben können. Wenns aber mal nicht anders ist, so wählen Sie Harburg, da wird es Ihnen gefallen und Privat-Praxis ist auch zu bekommen. Ich habe dort viele Beziehungen und werde Ihnen Empfehlungen mitgeben.

Ich konnte natürlich für solche liebenswürdige Fürsorge nur danken, aber zufrieden machte sie mich nicht.

In der Not suchte ich meinen Gönner, den alten Gerichtsdirektor Z. auf. Er habe die Gicht, hieß es und sei für niemanden zu sprechen. Aber plötzlich tat sich die Tür auf und er kam, schwer auf einen Stock sich stützend, langsam angehumpelt. Ich erzählte ihm die Sachlage. Der Chef und K. wollen Ihnen wohl, sagte er. Verscherzen Sie dies Wohlwollen nicht, indem Sie den Bogen überspannen. Was nicht geht, geht nicht. Wählen Sie Harburg. Sind Sie eine Zeit hindurch dort gewesen, dann wollen wir weiter sehen.

Ungefähr dasselbe sagte unser Hausarzt, den ich ebenfalls um Rat fragte.

Na dann also Harburg, weil es sein muß, brummte ich verdrossen in mich hinein, als ich am nächsten Morgen bei K. eintrat.

Nun, fragte er, haben Sie gewählt?

Da weiß ich nun wirklich nicht, was mir plötzlich durch den Kopf fuhr. Eben hatte ich noch das Wort Harburg auf der Zunge gehabt und jetzt sprach ich es nicht aus, sondern stand stumm wie ein Fisch da.

K. sah mich groß an. Haben Sie mit ihrem Vorgesetzten gesprochen, fragte er.

Ja, erwiderte ich. Er hat mir zu Harburg geraten.

Nun also.

Der Entschluß Herr Generalarzt wird mir zu schwer.

Ich sehe schon, rief er halb ärgerlich, halb lachend, Sie kommen zu keiner Entscheidung, da muß ich wohl die Entscheidung in die Hand nehmen. Damit war ich entlassen.

Wenn Dir jetzt Kosel oder Küstrin blüht, darfs Dich nicht wundern, sagte ich mir und ging niedergeschlagen an meinen Dienst.

Mehrere Tage waren vergangen, als W. mich eines Morgens besonders freundlich empfing.

Ich kann Ihnen eine gute Nachricht mitteilen, sagte er, als ich meinen Vortrag beendet hatte. Sie bleiben in Berlin und kommen an das Institut.

Vor freudiger Überraschung hätte ich beinahe meine sämmtlichen Akten fallen lassen. Erst allmälich sammelte ich mich so weit, um herzlich zu danken. Denn ich wisse sehr wohl, daß nur seine Fürsprache diese günstige Wendung herbeigeführt haben könne. Das lehnte aber W. ganz entschieden ab.

Mein nächster Gang war zur Abteilung. K. blinzelte vergnügt hinter seiner Brille hervor und sagte: Was sollte ich machen. Da ich für Sie wählte, mußte ich schon gut wählen. Aber Dank sind Sie dem Chef schuldig, nicht mir. Er hat bestimmt, ich habe nur vorgeschlagen. Gehen Sie sogleich zu ihm hinein, er wünscht Sie zu sprechen.

Der alte Herr war sehr freundlich. Ich habe ihren Wunsch erfüllt, sagte er, aber nicht ohne Bedenken. Die militärischen Vorgesetzten geben Ihnen ausnahmslos gute Zeugnisse. Darauf lege ich großen Wert. Anders liegt die Sache in ärztlicher Beziehung. Hier stehen sich verschiedene Ansichten gegenüber. Von beachtenswerter Seite sind Bedenken geäußert worden. Es scheint, als wenn Sie sich, mehr als gut ist, mit Dingen beschäftigen, die außerhalb ihres Berufes liegen. Der Arzt muß aber fortwährend weiter studiren, wenn er nicht zurückbleiben will. Indem Sie als Stabsarzt an das Institut berufen werden, erhalten Sie eine Vertrauensstellung. Zeigen Sie sich ihrer würdig und geben Sie mir keinen Anlaß, meinen Entschluß zu bereuen. Bringen Sie die Stimme derer, die an

Ihnen gezweifelt haben, durch tüchtige Leistungen zum Schweigen und geben Sie denen Recht, die für Sie eingetreten sind. Ihr zukünftiger Vorgesetzter ist ein strenger, aber gerechter Mann. Suchen Sie seine Zufriedenheit zu gewinnen und mein ferneres Wohlwollen wird Ihnen nicht fehlen, das verspreche ich Ihnen. Er gab mir die Hand, nickte freundlich und entließ mich.

Wie ein Vater hatte der ehrwürdige Chef zu mir gesprochen und seine Worte gingen mir tief in das Herz. Welche Güte mußte ihm innewohnen, daß er mir, dem unbedeutenden Assistenzarzte, so viel Anteilnahme schenkte.

Mit K. war es ebenso. Man sah es ihm an, wie es ihn freute, mir eine Freude gemacht zu haben.

Am Friedrich-Wilhelms-Institute.

Böger.

In das mächtige Gebäude an der weidendammer Brücke, wo ich als flotter Studio täglich ein- und ausgegangen war, hielt ich als wohlbestallter Stabsarzt jetzt meinen Einzug.

Äußerlich hatte sich nicht viel geändert. Ich fand dieselben großen Stuben mit den schlecht schließenden Fenstern, die finsteren, engen, endlosen Flurgänge, das altmodische Tor mit dem großen

Schlosse, denselben treuherzigen Türhüter, Vater Puhlmann.

Der Hof mit dem sich anschließenden verwilderten Garten und dem ehernen Denkmale Görckes im Vordergrunde, Wiebelofen von der spottlustigen Jugend genannt; die wenig anmutigen Nebengebäude im Hintergrunde; das Alles trug noch sein altes Gepräge.

Aber am Nordrande des weiten Grundstückes, unmittelbar an der Spree, hatte sich eine große Wandelung vollzogen. An der Stelle einer alten Baracke erhob sich ein freundlicher Neubau, das sogenannte Lehrgebäude.

Zu dem finsteren Grau des großen Hauptgebäudes bildete dieser neuzeitliche, hellgelbe Backsteinbau einen scharfen Gegensatz und hob sich vorteilhaft von der Umgebung ab. Noch war er nicht ganz fertig. Aber er schritt rasch seiner Vollendung entgegen und sollte dann den Sammlungen der Anstalt, die bisher recht kümmerlich im alten Gebäude untergebracht waren, gute Unterkunft gewähren. Im ersten Stocke befand sich der neue prächtige Festsal. Die im Hauptgebäude frei werdenden Räume sollten zu Wohnungen für Studirende umgeschaffen werden, denn ihre Zahl war in Folge der Heeresvergrößerung beträchtlich gewachsen; dementsprechend natürlich auch die Zahl der Stabsärzte.

Hatte sich äußerlich wenig geändert, so war dagegen der Geist in der Leitung des Ganzen ein

gänzlich anderer geworden. Das brachten schon die großen politischen Wandelungen des Jahres 1866 mit sich. Dem gemütlichen Schlendriane unter Vater Elsholtz oder Papchen, wie wir ihn nannten, war ein schnelles Ende bereitet worden. Papchens Nachfolger, Löffler, hatte auf allen Gebieten frisches Leben und Streben geweckt. Trotz strenger Haltung im Dienste gewann er sich durch seine geniale Tätigkeit und sein leutseliges Wesen die Herzen der Ärzte und Studirenden. Grade als die Früchte seines rastlosen Schaffens zu reifen begannen, raffte ihn ein früher Tod dahin. Er hatte die Reorganisation des Institutes durchgeführt, den Studienplan wesentlich erweitert und verbessert. Die Studirenden verdankten ihm die Trennung der Schlaf- und Wohnräume, bessere Ausstattung und manche andere nützliche Neuerung.

An seine Stelle war Generalarzt Böger getreten, ein ernster, strenger Karakter, erfüllt von tiefem Pflichtgefühle, großartigem Wissen und unbeugsamer Willenskraft. Er stellte hohe Anforderungen an seine Untergebenen, die höchsten aber an sich selbst. In seinem Wesen lag etwas ruhe- und rastloses, als fürchte er das große vorgesteckte Ziel nicht erreichen zu können. Vielleicht war es die Vorahnung seines nahen Todes.

Schon sein Äußeres wirkte imponirend. Eine lange, hagere Gestalt mit stark ausgeprägten regelmäßigen Gesichtszügen. Unter der hohen,

gedankenvollen Stirne schauten tiefernste, sinnende Augen hervor. Mund und Kinn verkündeten in strengen Linien starken Sinn und festen Willen. Nie habe ich ihn lachen sehen. Seine Rede war klar, auf das Ziel los gehend, kurz und bündig, sein Benehmen ernst und gemessen, aber nicht abstoßend. Was Wunder, daß die leitenden Ärzte, sowie die Studirenden eine gewisse Scheu vor ihm empfanden, daß man glaubte, ihn fürchten zu müssen. Dennoch waren die Grundzüge seines Wesens Gerechtigkeit und Billigkeit. Den Ansprüchen der ihm anvertrauten Jugend auf möglichst freie Entwicklung verschloß er sich nicht. Wo er aber Unfähigkeit oder bösen Willen vorfand, gab es keine Gnade. Denn die Anstalt auf eine hohe Stufe der Vervollkommnung zu bringen, war sein unablässiges Bemühen. Wer ihn darin störte, mußte weichen.

Trotz der hohen breitschultrigen Gestalt sah er kränklich aus und wenn ich des Morgens zu ihm kam, um ihm Vortrag zu halten, hustete er immer stark. Seit langen Jahren Witwer, lebte er in den weiten Räumen der Direktorialwohnung ganz allein mit seinem Diener. Denn die einzige Tochter wurde fern bei Verwandten erzogen. Er benutzte eigentlich nur drei Räume. Ein kleines einfenstriges Zimmer zum Schlafen, daneben ein größeres als Arbeits- und Empfangszimmer und ein salartiges als Warteraum. Die Einrichtung war äußerst einfach, man konnte sagen spartanisch. Nur das

Wartezimmer bot einige wertvolle Brustbilder in prachtvollen Rahmen und einige Bildwerke, darunter eins der verstorbenen Königin Elisabeth und eine Viktoria des Bildhauers Drake; Geschenke, ihm gewidmet aus Dankbarkeit. Denn Böger war nicht nur Leibarzt des Königs Friedrich Wilhelm IV gewesen, und jetzt in gleicher Stellung beim Könige Wilhelm, sondern er hatte auch eine sehr ausgedehnte, beratende Praxis in der Öffentlichkeit.

Einfach und anspruchslos in seinem Äußeren, nicht abgelenkt durch Familienverpflichtungen, ging Böger ganz im Dienste auf und verlangte das auch von den ihm unterstellten Stabsärzten. Alle vierzehn Tage fanden Prüfungen der einzelnen Abteilungen der Studirenden in seiner Gegenwart statt. Solche Prüfungen waren ja auch zu unserer Studienzeit unter Papchens Vorsitze abgehalten worden. Aber der Unterschied zwischen damals und jetzt sprang in die Augen. Zu unserer Zeit fragte der Stabsarzt wie und was er wollte und in einer Stunde war die ganze Sache erledigt. Nie wäre es Papchen eingefallen, den Stabsarzt zu unterbrechen, selbst Fragen zu stellen und bestimmte Gebiete zur Durchnahme zu verlangen. Aber er, so wie sämmtliche Stabsärzte, erschienen in großer Uniform und auch alle Studirenden sollten bei dem feierlichen Akte zugegen sein. Die Sache war sehr ernst und würdevoll in der Form, aber ziemlich belanglos für den eigentlichen Zweck.

Ganz anders bei Böger. Um sechs Uhr Abends erschien er auf dem Plane und zwar in bürgerlicher Kleidung. Die zu prüfende Abteilung mit ihrem Stabsarzte erwartete ihn. Die übrigen Kollegen mußten ebenfalls zugegen sein. Weitere Zuhörer aber gab es nicht. Ich entsinne mich noch sehr genau der ersten Vorführung und will sie als karakteristisch für Bögers Art, kurz schildern.

Der Stabsarzt hatte mit den Zöglingen seiner Abteilung Liebreichs Vorlesung über Arzneimittel gehört, die Repetitionen geleitet und sollte nun Rechenschaft ablegen. Daß die Sache nicht glatt gehen würde, hatte ich mir gleich gedacht. Denn Liebreich, erst vor kurzem als Nachfolger Mitscherlichs auf den Lehrstuhl berufen, brach vollständig mit dem üblichen Lehrgange. Während Mitscherlich sein nach den Wirkungen in unzählige Klassen und Unterklassen aufgebautes System in entsetzlicher Breite vorgetragen hatte, warf Liebreich diese Einteilung über den Haufen, oder beachtete sie vielmehr gar nicht. Er behandelte die ganze Materie gruppenweise also: Opium und seine Präparate oder Quecksilber usw. Das wäre an und für sich kein Unglück gewesen, wenn L. nur auf die alten Ausdrücke der früheren Einteilungsweise hingewiesen hätte. Denn sie wurden in den Lehrbüchern und in den Kliniken fortwährend angewendet, so daß ohne ihre Kenntniß dem Hörer vieles unklar blieb. Sein Vortrag beschränkte sich im Wesentlichen auf die genaue Darlegung der

chemischen und physikalischen Eigenschaften. Der Kollege mußte sich bei den Repetitionen natürlich an L.'s Vorträge halten, wenn bei den jungen Leuten nicht Verwirrung entstehen sollte. Andererseits suchte er, soweit wie irgend möglich, die alten Namen und die alten Formen einzuflechten. Daß Böger, der ganz in der mitscherlichschen Schule aufgewachsen war, verwundert sein würde, wenn nach Liebreichs Art geprüft wurde, stand zu erwarten, ließ sich aber nicht ändern.

Der Stabsarzt begann also seine Schutzbefohlenen über das Quecksilber und dessen Präparate auszuforschen. Seine Abteilung bestand fast ausnahmslos aus strebsamen, fleißigen jungen Leuten und die Antworten waren gut. Eine halbe Stunde etwa ließ Böger ihn gewähren, dann sagte er plötzlich: die Beschaffenheit der Quecksilberpräparate ist den Herren bekannt, das sehe ich. Wollen Sie aber nicht, Herr Stabsarzt, nunmehr ein Wenig auf die eigentliche Arzneimittellehre eingehen?

Da lag der Hase im Pfeffer. Es blieb nichts übrig, als B. aufzuklären, und nun ließ er kopfschüttelnd den Prüfer, abgesehen von einigen Zwischenfragen, gewähren. Nach fast dreistündiger Arbeit da dem Betreffenden fast die Zunge am Gaumen klebte, hieß es endlich: ich danke Ihnen, Herr Stabsarzt.

Als die Zöglinge das Zimmer verlassen hatten, da machte er denn seinem Unmute Luft. Das sei

doch keine Heilmittellehre für Mediziner. Das sei für angehende Chemiker und Physiker berechnet. Er ersuchte den Kollegen, zu L. zu gehen und ihn zu bitten, er möge in Zukunft die medizinisch-klinische Seite beachten. L. berücksichtigte die ihm vorgetragenen Wünsche nach Kräften, wenn er auch meinte, das müßten die Herren in den Kliniken lernen. Die alte Einteilung dagegen blieb abgetan.

Bei einer anderen Prüfung, ich glaube es handelte sich um die Organisation des Sanitätswesens, fragte der Prüfer wenig glücklich, sprang von einem zum anderen Gegenstande über, erschöpfte aber keinen. Böger unterbrach mehrmals und forderte Eingehen auf eine bestimmte Sache. Augenscheinlich war der Kollege nicht sonderlich beschlagen und konnte dem Wunsche nicht nachkommen. Da schloß Böger ohne weiteres die Sitzung und nun gab es nach Entfernung der Studirenden eine tüchtige Philippika. Ich muß doch sehr bitten, Herr Stabsarzt, daß Sie sich besser vorbereiten. Glauben Sie denn, die jungen Leute merken nicht, wo der Fehler liegt?

Einmal kam es auch vor, daß er dem Prüfenden zum Schlusse die Hand drückte und mit außergewöhnlicher Wärme sagte: das war sehr gut, Herr Stabsarzt, ich danke Ihnen. Davon erzählte man noch nach Jahren und den Glücklichen zeigte man sich mit dem Finger.

Unsere Wiederholungsstunden mit den Studirenden fanden meist in den Morgenstunden zwischen 7—8 Uhr statt. Da war es denn nichts Seltenes, daß sich plötzlich die Tür auftat und Böger eintrat. Er setzte sich in eine Ecke und hörte zu. Ließ die Zahl der Anwesenden aber zu wünschen übrig, dann richtete er ermahnende Worte an sie, die ihnen gebotene günstige Gelegenheit ja recht auszunützen und nicht ohne Not zu fehlen.

Mir fiel auf Bögers Befehl die Pflicht zu, die vorhandene, sehr umfangreiche Arzneimittel-Sammlung zu ordnen. Dabei überzeugte ich mich bald, daß die in ungeheuren alten Schränken und Kasten aufgespeicherten Präparate vielfach verdorben und veraltet waren, neuere meist aber ganz fehlten. Das Lehrgebäude an der Spree war fertig gestellt, passende neue Schränke standen bereit. Vor dem Umzuge galt es eine gründliche Musterung vorzunehmen. Es war interessant, das seit Jahrzehnten zusammengetragene Material einer ganzen Wissenschaft im Zusammenhange vor sich auszubreiten und auch der neuen Zeit womöglich durch die nötigen Anschaffungen zu ihrem Rechte zu verhelfen.

Da teilte mir Böger eines Tages mit, unser Chef wünsche die Sammlung der Arzneimittel in Augenschein zu nehmen, und zwar in acht Tagen. Es würde doch gut sein, wenn bis dahin alles geordnet und in den neuen Schränken des Lehrgebäudes aufgestellt sei. Das war eine kläglich

kurze Frist. Fünf bis sechs Wochen hatte ich mir gesetzt. Aber sollte ich erklären es geht nicht und vor dem Chef schlecht bestehen? Um keinen Preis. Also hieß es sich zu tummeln.

Mein Schlaf- und Wohnzimmer glich in den nächsten Tagen einem Apotekerschuppen. An der Erde lagen in langen Reihen, allmälich nach Klassen eingeteilt: Büchsen, Kruken, Gläser, Schachteln, angefüllt mit allen erdenklichen Stoffen. Tische, Stühle, Fensterbrüstnngen trugen hervorragende Mittel längst vergangener Zeiten. Ihnen wurde ganz besondere Aufmerksamkeit zu Teil. Gerüche entwickelten sich da, die wochenlang meine Zimmer durchräucherten. Tag und Nacht saß ich zwischen Büchsen und Gläsern, ordnend, ausmerzend, aufzeichnend.

Glücklich prangte denn auch die Sammlung zum festgesetzten Tage in neuer Gewandung, und ich stand mit dem Verzeichnisse in der Hand im Zimmer und warf noch einen letzten prüfenden Blick auf mein Werk. Schon heimste ich in Gedanken die Anerkennung des Chefs ein, da hieß es: die Besichtigung wird verschoben, der Chef ist verhindert. Böger kam allein und prüfte mit einer Sachkenntniß und Genauigkeit die Einzelheiten, daß ich erstaunte.

So wie mir, ging es jedem Andern. Man gewann die Überzeugung, daß er die vielen einzelnen Zweige der medizinischen Wissenschaften mit großer

Sicherheit beherrschte. Es läßt sich nicht leugnen, daß Böger alle Kräfte scharf anspannte, aber trotzdem fühlte ich mich in meiner Stellung sehr wohl. War es nicht, als wären wir um zehn Jahre verjüngt worden? Wie damals gingen wir in die Hörsäle, besuchten die Kliniken, lauschten den Vorträgen der alten Lehrer. Als Student hatte ich bei Langenbeck hoch vom Olymp herab den Operationen zuschauen müssen. Da war denn meist vor Assistentenköpfen, Praktikanten und Wärtern so gut wie nichts zu sehen gewesen. Jetzt durfte ich täglich aus nächster Nähe dem Meister zusehen. Ich konnte mich sogar zur größeren Bequemlichkeit auf das unter dem großen Fenster stehende, geschichtliche, schwarze Sofa niederlassen. Bei Frerichs saß ich jetzt vorn im Kreise der alten Herren und ebenso bei Virchow.

Was waren das für herrliche Wiederholungsstunden, die man auf Statskosten noch einmal bei den medizinischen Größen genoß. Jede Klinik stand uns offen, jeder Professor kam uns mit Wohlwollen entgegen. Das Institut glich einem Talisman, der dem Besitzer alle Pforten öffnete. Wir wurden nochmals Lernende im edelsten Sinne des Wortes. Gleichzeitig waren wir aber auch Erzieher und Leiter der uns anvertrauten Zöglinge. Da wir uns einst in gleicher Lage befunden hatten, so fiel es leicht, sich in ihre Empfindungen hineinzudenken, ihnen zu helfen und zu raten, wo es nötig wurde.

Die neue Entwicklung der Dinge hatte alten Ballast fortgeschafft. Eine Vorprüfung gab es nicht mehr. Dafür stellten die Aufnahmebedingungen höhere Anforderungen. Eine der wichtigsten Neuerungen bestand darin, daß jetzt jeder Zögling vor Beginn seiner Studien ein halbes Jahr mit der Waffe dienen mußte. Dadurch erlangte er von vorneherein militärische Haltung und Dienstkenntnisse, die uns als Studirenden versagt geblieben waren, und die wir uns später mit schweren Mühen hatten aneignen müssen.

Die Ausbildung ließ zu unserer Zeit in manchen Fächern zu wünschen übrig. Jetzt war sie gradezu vorzüglich. Die Zahl der eigentlichen Bewohner der Anstalt (Pepins) betrug früher nur neun für jedes Halbjahr, jetzt war sie fast unbeschränkt. Dadurch kam es, daß zu meiner Studienzeit die Zahl der Akademiker*) die der Pepins stets weit überragte. Jetzt verhielt es sich umgekehrt. Die mir unterstellte Abteilung zählte sechzehn Pepins und nur einen Akademiker. Ich kann wohl sagen, es waren ausnahmslos prächtige junge Leute, einige auch hervorragend befähigt. Sie trieben ihr Studium mit Lust und Liebe und machten mir mein Amt leicht.

Die Feste der Stimmritze zur Stiftungsfeier, zu Weihnachten und zu Fastnacht, vereinigten uns wie vor zehn Jahren. Nur saßen wir jetzt mit Böger

*) Die Akademiker hatten dem State vier Jahre zu dienen, die Pepins acht Jahre.

an der Ehrentafel, während wir damals unter den Mimen, Sängern und Dichtern eifrig mitgewirkt hatten. Wir feierten aber auch mit vielen ehemaligen Genossen ein frohes Wiedersehen. Denn nach Beendigung der Statsprüfungen waren wir bis in die fernsten Teile Deutschlands versprengt worden. Jetzt sah man hier nach zehn Jahren manchen der alten Freunde wieder, und trotz der angestrengten Tätigkeit blieb auch der Erholung noch Zeit genug. So nahmen wir meist gemeinsam unser Mittagessen im schweizer Kaffe in der Doroteenstraße ein. Alte freundliche Erinnerungen hafteten an dieser Stätte. Sie war ein Sammelpunkt der Studirenden und Ärzte gewesen und geblieben. Wie manche gute alte Geschichte wurde wieder lebendig, wie manches Genossen gedacht, der längst nicht mehr unter den Lebenden weilte.

Nach dem Essen gab es wieder reichlich zu tun. Abends trug das berliner Leben den Einzelnen je nach seinen Neigungen und Beziehungen mit sich fort. Aber auch da spendete uns das Institut Annehmlichkeiten und Vorteile, die dem Kunstliebhaber zu den schönsten Erholungen wurden. Denn fast allabendlich standen uns mehrere Einlaßkarten zu den königlichen Teatern zur Verfügung. Man hatte da weiter keine Verpflichtung, wie die Uniform anzulegen und als vornehmer Herr im ersten Range zu sitzen.

Außerdem hatte jeder von uns von Zeit zu Zeit, wenn die Reihe an ihn kam, als Teaterarzt seinen

bestimmten Platz im Parquet inne, hier natürlich im bürgerlichen Kleide. Sehnsüchtig harrte er darauf, es möge doch etwas vorfallen, damit er hinter die Kulissen gerufen werde.

So gab es den Tag über tüchtige Arbeit, Abends anregende Erholung. Es war eine köstliche, unvergeßliche Zeit.

In der Praxis.

Die angespannte Tätigkeit auf dem Institute hatte mich während der ersten Monate so in Anspruch genommen, daß für andere Dinge wenig Zeit übrig blieb. Auch meine Verwandten, Freunde und Bekannten hatte ich selten aufgesucht. Der Oheim weilte überhaupt nicht mehr in Berlin. Er hatte seinen Abschied erbeten und sich in dem kleinen waldumrauschten Annaburg ein Häuschen mit großem Garten gekauft. Es war immer sein Lieblingsgedanke gewesen, den Abend seines Lebens in ländlicher Stille zuzubringen. Ich glaubte dagegen Bedenken äußern zu müssen, indem ich anführte, das rege berliner Leben werde ihm fehlen. Aber da war er ärgerlich geworden. Ob ich glaube, daß er sich nicht zu beschäftigen verstehe, Langeweile kenne er nicht, dazu habe er zu viel gute Bücher. Am Meisten freue er sich auf die Arbeit

im Garten, da werde er so recht nach Herzenslust schaffen können. Die Muhme liebte ländliches Leben, und so hatte der Plan des Oheimes ihre warme Befürwortung gefunden. Als nun auch noch der alte Hausarzt die Sache unterstützte mit dem Ausspruche, der Oheim werde ferngesund werden, wenn er tüchtig im Garten arbeite, da gab es kein Zögern mehr.

Durch einen Annaburger erfuhr er, daß dort grade ein passendes Grundstück zu haben sei und so ward der Handel schnell geschlossen. Die Übersiedelung folgte auf dem Fuße, und ich erhielt Briefe voll Glückseligkeit über das wunderschöne Leben in ländlicher Zurückgezogenheit. Die Aufforderung folgte, recht bald das neue Heim in Augenschein zu nehmen. Ich benutzte dazu die Weihnachtsferien. Die öde, flache Landschaft gefiel mir wenig und ich begriff nicht, warum der Oheim statt im schönen Türingen oder am Reine, hier seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte.

Der Flecken selbst, machte keinen unfreundlichen Eindruck. Kleine, nette Häuser, mit Gärten, die freilich jetzt mit dichtem Schne bedeckt waren. Am Eingange der Hauptstraße prangte ein altes Schloß, jetzt Sitz einer Unteroffiziersschule. Sie trug viel dazu bei, dem Örtchen einiges Leben einzuhauchen. Des Oheimes Haus lag ziemlich am Ende der Straße und sah recht schmuck aus. Auch die Innenräume ließen an Behaglichkeit nichts zu

wünschen übrig. Ich nahm unter Führung des Oheimes alles in Augenschein. Er machte mich mit besonderem Wohlgefallen auf die Dicke der Mauern und die durchweg gute Bauart aufmerksam. Aber sein besonderer Stolz war der Kellerraum, ein riesiges Tonnengewölbe, das mich an mein Fort in Posen erinnerte. Das ist für die Ewigkeit gebaut, rief er, da sollten sich die berliner Baumeister ein Beispiel daran nehmen.

Wozu aber, fragte ich, in einem einfachen Wohnhause diese bombensicheren Räume?

Wozu? rief der Oheim, das fragst Du noch. Ist es nicht im Sommer eine Wohltat, derartig kühle Räume zu haben. So bauten unsere Vorfahren und sie hatten Recht. Heute freilich findet man das fast lächerlich.

Das berliner Leben schien der Oheim ganz vergessen zu haben und schwärmte für die Reize des eigenen Herdes und die ländliche Beschaulichkeit. Ob diese augenblickliche Begeisterung von Dauer sein werde, darüber hegte ich nach meinen bisherigen Erfahrungen leise Zweifel. Dagegen sah ich auf den ersten Blick, daß die Muhme sich in ihrem richtigen Fahrwasser befand. Sie fühlte sich zufrieden und war glücklich im eigenen Besitztume nach Gutdünken schalten und walten zu können.

Die Feiertage flossen in behaglicher Stille dahin, und ich wünschte mir nichts Besseres. Es war ja nach Jahren zum ersten Male, daß ich wieder,

wie in der Kinderzeit, den heiligen Abend in der Mitte meiner Erzieher unter dem grünen Tannenbaume zubringen durfte. Die Vergangenheit lag hinter mir wie ein Traum, der lichte und dunkle Bilder gebracht hat; dunkle mehr als lichte, vielleicht. Jetzt aber in der Erinnerung würdigte ich das. Denn wem die Jugend gar zu leicht dahingegangen, der ist selten dem schweren Kampfe des Lebens genügend gewachsen, er sei denn mit ganz außerordentlichen Gaben ausgerüstet. Wendete ich aber den Blick auf die Zukunft, so hatte ich wahrlich allen Grund zur Zufriedenheit. War nicht mein innigster Wunsch erfüllt? Ich befand mich in Berlin, konnte und wollte fleißig meine Zeit zum Ausfüllen mancher Lücken benutzen, Privatpraxis treiben und zu diesem Behufe sofort nach meiner Rückkehr den alten Hausarzt aufsuchen.

Unmittelbar nach den Festtagen erkrankte die Muhme an heftigen Blutungen, die sie in kurzer Zeit auf das Äußerste erschöpften. Meine Verordnungen brachten geringe oder gar keine Besserung, und ich sah mit Schrecken, daß der Zustand immer bedenklicher wurde. Da kam es mir denn so recht zu Bewußtsein, wie unerfahren ich noch in der Ausübung der ärztlichen Kunst sei. Ich hatte im Laufe der Jahre wohl gelernt mich mit Grenadieren abzufinden, aber von der Behandlung der Frauen und Kinder verstand ich wenig. Ratlos

lief ich umher, während der Oheim weder eine Gefahr für die Muhme, noch meine innere Verfassung zu ahnen schien. Endlich sagte ich ihm eines Abends, als der Zustand sich nach kurzer Besserung wieder verschlimmerte, gradezu, daß ich die Verantwortung nicht länger allein tragen wolle. Ich erbot mich sofort, nach Berlin zu fahren und unsern alten Hausarzt um Rat zu fragen oder lieber mitzubringen.

Steht es denn so schlecht, sagte der Oheim erschreckt.

Ich fürchte das Schlimmste, erwiderte ich kleinlaut.

Natürlich ließ er mich fahren.

G., der Hausarzt, war wenig erbaut, als ich ihm den Grund meines Kommens auseinandersetzte. Also dergleichen muß erst passiren um Dich zu mir zu bringen. Wochenlang bist Du in Berlin und läßest Dich nicht sehen.

Ich entschuldigte mich so gut ich konnte und es gelang mir unschwer seinen Unmut zu besänftigen. Dann mußte ich ihm sehr ausführlich den Zustand der Muhme, sowie meine Verordnungen angeben.

Gut, sagte er, ganz gut, nur wird die Dosis des Mittels verdoppelt werden müssen. Mein Mitkommen ist ganz überflüssig und würde die Muhme nur unnötig erschrecken. Gefahr liegt nicht vor. Du mußt Dir vor allen Dingen mehr Ruhe und Geduld anschaffen. Nichts Schlimmeres

kann dem Arzte zustoßen, als wenn er in ernster Stunde den Kopf verliert und seine Umgebung dessen inne wird.

Na übrigens, fügte er hinzu, als ich über diese Strafpredigt wenig erbaut, ein verdrießliches Gesicht machte, mit der Behandlung naher Verwandter hat es besondere Schwierigkeiten, und ich kann Dir dein Tun nicht verdenken.

Ich machte mich auf den Rückweg nicht ohne mir zu geloben, der Kinder- und Frauenklinik von jetzt ab besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Besaßen wir doch in Henoch und Schröder zwei ganz ausgezeichnete Vertreter dieser Fächer an unserer Hochschule.

Das Befinden der Muhme besserte sich schnell und in wenigen Tagen konnte ich beruhigt Annaburg verlassen, um meine Tätigkeit am Institute wieder aufzunehmen. Sobald es meine Zeit gestattete suchte ich G. auf. Ich traf ihn, wie er grade in den Wagen steigen wollte, um seine Krankenbesuche zu beginnen. Um Gotteswillen, wie sehen Sie aus, rief ich erschreckt, als ich ihn anschaute. Blaß und abgemagert, kurzatmig, von heftigen Hustenanfällen heimgesucht, machte er den Eindruck eines schwer Erkrankten.

In der Tat, ich fühle mich recht elend, sagte er mit matter Stimme, aber was soll man machen, die Kranken warten.

Um keinen Preis lasse ich Sie fahren, rief ich. Sie sind ja schwerkrank und müssen ins Bett.

Er fügte sich endlich meinen Bitten und denen seiner Töchter. Sie hatten vorher vergeblich ihre Überredungskünste angewendet. Jetzt ließ er sich auch untersuchen und ich stellte eine heftige Brustfell- und Lungenentzündung fest. Dabei erfuhr ich, daß vor einem Jahre ein Blutsturz eingetreten sei, und daß seit dieser Zeit der Husten nie ganz aufgehört habe. Selbstverständlich erbot ich mich nicht nur zur Behandlung, sondern auch zur Vertretung bei den Kranken.

Wer hätte gedacht, sagte G. matt lächelnd, daß Du mich noch mal unter die Finger bekommen würdest.

Jetzt kann ich wenigstens einigermaßen den Dank abtragen, den ich Ihnen seit meiner Kinderzeit schuldig bin, erwiderte ich.

Bald saß ich im Wagen und machte meine erste ärztliche Rundreise, nicht ohne ein gewisses innerliches Zagen und doch voll Stolz darüber, daß ich jetzt endlich in die Reihe der wirklichen praktischen Ärzte eingerückt sei. Die nächste Kranke war Frau v. B., jene alte Dame, welche einst bei meinen ersten schüchternen Stellvertretungsbesuchen die Behandlung wegen meiner zu großen Jugend abgelehnt hatte. Jetzt wurde ich freundlich empfangen und sie sowohl wie ihre Nichte gehörten bald zu meinen dankbarsten Kranken.

Die Vertretung kostete mir viel Zeit, da ich noch wenig Übung hatte und G. eine sehr ausgedehnte Gefolgschaft besaß. Jede Stunde, die der Dienst im Institute frei ließ, mußte ausgenutzt werden. Nicht selten kam es vor, daß ich noch Abends in den Wagen stieg, um nach Tempelhof, Mariendorf, Heinersdorf zu fahren, bald zu einem der großen Besitzer, bald zu einfachen Bauersleuten. Denn G.'s Tätigkeit erstreckte sich weit in die Umgegend von Berlin, bis nach Großberen hin. Die Mitternacht war oft schon längst vorüber, wenn ich von meinen Fahrten zurückkehrte.

Die Notwendigkeit, täglich mit Jung und Alt, mit Männlein und Weiblein, mit Hoch und Niedrig umzugehen, brachte mich in kurzer Zeit in der Krankenbehandlung weiter, als die besten Unterweisungen und Ratschläge. Ich lernte ruhig beobachten, das Wesentliche von Unwesentlichen unterscheiden, urteilen, stets auch in den schlimmsten Fällen die Geistesgegenwart behalten. Unter keinen Umständen darf in dem Kranken oder dessen Angehörigen das Gefühl aufkommen, daß der Arzt unsicher sei, nicht recht wisse, was er zu tun habe. Die selischen Beziehungen zwischen dem Arzte und dem Kranken spielen eine große Rolle. Erstes Bestreben des Arztes muß es daher sein, das unbedingte Vertrauen seines Kranken zu erwerben. Ist das geglückt, dann hat er schon halb gewonnen.

Aber es ist das nicht immer leicht, erfordert viel Geduld, Nachsicht, Herzensgüte und Menschenkenntniß. Für den Anfänger ist nichts lästiger, als die verwirrenden Zwischenfragen des Kranken und seiner Umgebung über die Art der Krankheit, die Dauer, die Behandlung.

Ist die Sache sehr gefährlich, Herr Doktor? Ist es auch sicher, daß nicht noch ein anderes Gebilde erkrankt ist? Könnten wir nicht dieses Mittel versuchen? einem meiner Freunde hat es wunderbar geholfen. Das sind so einige der am Häufigsten vorkommenden Fragen. Der alte Arzt weiß sich da leicht zu helfen, entweder durch Derbheit, oder einen Scherz, oder Achselzucken, oder Schweigen. Der junge dagegen läßt sich leicht verleiten zu viel zu sprechen und zu versprechen. Kommt die Sache nachher anders, wie er gesagt, dann wird ihm das als schwerer Irrtum und mangelhaftes Wissen angekreidet.

Viel Nutzen brachten mir natürlich auch G.'s Ratschläge. Er gab mir stets in nuce ein Bild des zu besuchenden Kranken mit Bezug auf körperliche Beschaffenheit, Karakter, Lebensweise und sonstige in Frage kommende Dinge. Ohne diese Einführung hätte ich oftmals vor Rätseln gestanden oder wäre auf ganz falsche Fährte geraten. Denn die Angaben des Kranken sind nicht immer maßgebend. Oft sind sie geradezu geeignet den Arzt, der den Betreffenden noch nicht näher kennt, irre zu führen.

G.'s Wiederherstellung machte nur langsame Fortschritte. Der ganze Sommer ging darüber hin. Dennoch hätte ich um keinen Preis die mir zum Bedürfnisse gewordene Tätigkeit missen mögen. So schwer es mir manchmal wurde, ich führte die Vertretung durch. Als dann die großen Ferien im August begannen, in denen fast sämmtliche Studirende nach Hause reisten, da hatte ich gute Zeit und konnte in aller Behaglichkeit meine Kranken besuchen. G. ging zur gänzlichen Genesung acht Wochen auf Reisen und in dieser Zeit war ich nun auf mich allein angewiesen. Dadurch erst lernte ich auf eigenen Füßen stehen, selbstständig handeln, die dem Berufe anhaftende Verantwortlichkeit tragen.

Erfahrungen in der Praxis.

Die erste Beratung.

Heute zu Tage gehören Beratungen mehrerer Ärzte am Krankenbette und Zuziehung von Spezialisten zu den täglichen Vorkommnissen. Nicht ungewichtige Stimmen behaupten sogar, daß darin des Guten oft zu viel geleistet werde, zum Schaden des Berufes. Denn der Arzt verliere dabei leicht das Gefühl der Selbstständigkeit. Vor 30 Jahren war davon noch kaum die Rede. Eine Beratung

wurde fast immer sehr ernst aufgefaßt, und bedeutete meist, daß es Matthäi am Letzten sei.

Unter meinen zahlreichen Kranken machte mir besonders einer Sorge und Not, weniger durch die Krankheit selbst, als durch die begleitenden Umstände. Ich hatte mit G. ausführlich vor seiner Abreise den Fall besprochen. Es handelte sich um einen jungen Mann mit Bluthusten und Anlage zur Tuberkulose. Er hatte einen Anfall von Lungenentzündung überwunden und jetzt besserte sich sein Zustand täglich. Der lästige Husten ließ nach, Schlaf- und Eßlust kehrten zurück, das Körpergewicht nahm zu. In einigen Wochen sollte er zu seiner weiteren Erholung einen geeigneten Kurort in den Alpen aufsuchen. Freilich waren die Aussichten auf eine gänzliche Wiederherstellung wenig günstig. Denn da in der Familie Anlage zur Schwindsucht vorhanden war, so konnten bei Unvorsichtigkeiten Rückfälle eintreten, und der endliche Ausgang drohte dann doch, wenn auch vielleicht erst nach Jahren, tödtlich zu werden. Doch das waren Befürchtungen, die ich in mein Inneres verschloß. Vorläufig handelte es sich darum, die fortschreitende Besserung weiter zu führen und jeden schädlichen Zwischenfall fern zu halten.

Der Kranke selbst, in sehr günstigen Verhältnissen, mit seiner Mutter und zwei Schwestern zusammen lebend, war ein liebenswürdiger, geduldiger und den ärztlichen Vorschriften streng nachkommender

Herr. Ganz anders stand es mit der Umgebung. Die beiden Schwestern, junge, hübsche Mädchen, gehörten zu jenen Plagegeistern, die durch ihre übertriebene Fürsorge und Zärtlichkeit dem Kranken, sowie dem Arzte das Leben sauer machen. Ihnen ging die Sache nicht schnell genug. Wenn der Bruder an einem Tage ein wenig matter aussah, oder einen Bissen weniger aß, dann stießen sie in die Allarmtrompete. Es gehe nicht vorwärts; bei der sorgsamen Pflege sei das unbegreiflich; das habe einen Haken. Dann wurde der Bruder vorgenommen.

Geht es Dir wirklich ganz gut, lieber Hans, hieß es. Du siehst gar nicht gut aus. Du hustest wohl auch wieder mehr als sonst und hast gewiß Schmerzen in der Brust? Du willst es nur nicht sagen. So ungefähr lauteten die Fragen der besorgten Schwestern.

Wenn der Kranke dabei blieb, daß er sich recht wohl fühle und durchaus keine Besorgniß hege, zumal ja ärztlicherseits die täglich fortschreitende Genesung bestätigt werde, dann seufzten sie, zuckten mit den Achseln und meinten der Bruder sei zu vertrauensselig, jeder Arzt könne irren. Natürlich regten solche Szenen den Kranken auf. Eines Morgens fand ich ihn nachdenklich und ernst. Ob er denn wirklich schlecht aussehe? Ich solle ihm ehrlich die Wahrheit sagen. Er könne sie vertragen.

Ich versicherte ihm, daß gar kein Grund zu Befürchtungen vorliege, daß die Genesung befriedigend fortschreite, daß er in kurzer Zeit reisefähig sein werde und daß mir unerfindlich sei, woher seine trübe Stimmung stamme. Da kam es denn heraus, daß ihm die Schwestern täglich in den Ohren lägen, und seinen Zustand nicht schwarz genug malen könnten.

Ich wendete mich an die Mutter und bat, sie möge ihren Einfluß dahin geltend machen, daß der Kranke mit Andeutungen über sein Aussehen und seinen Zustand verschont werde. Wenn die Schwestern ihrem Bruder nützen wollten, möchten sie ihm heitere Sachen vorlesen, ihn von trüben Gedanken ablenken, nicht aber von seiner Krankheit mit ihm reden.

Das half gar nichts. Die Schwestern spielten die Gekränkten. Man verkenne ihre Besorgniß und Zärtlichkeit für den Bruder. Sie hätten nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht sich um ihn zu kümmern. Darin würden sie sich von niemandem hindern lassen. Die Mutter stand wie ein schwankendes Rohr ratlos zwischen den Parteien, keines Entschlusses fähig.

Um aus diesem unerquicklichen Zustande herauszukommen, schlug ich die Beratung mit einem hervorragenden Kollegen vor und überließ den Angehörigen die Wahl.

Sie fiel auf Josef Meyer. Er kam, untersuchte sehr genau und billigte meine Ansichten und Anordnungen. Daß er die Sachlage gründlich durchschaut

hatte, bewiesen seine Abschiedsworte: Im Übrigen meine Damen, lassen Sie den Kollegen machen und reden Sie nicht in die Behandlung hinein. Das war jedenfalls gut gemeint, aber nicht nach dem Geschmacke der liebenswürdigen Schwestern. Ich sollte bald Beweise ihrer ferneren Tätigkeit erhalten. Eines Tages, da ich zu ungewohnter Stunde in das Zimmer trete, finde ich einen würdig aussehenden alten Herrn eifrig beschäftigt den Kranken zu behorchen und zu beklopfen. Als ich meiner Verwunderung über diesen Vorgang Ausdruck gebe, erklärt man mir mit der unbefangensten Miene, der Herr Geheime Rat sei langjähriger Freund der Familie und außerdem Hausarzt der Mutter. Soeben von einer längeren Reise zurückgekehrt, habe er sich gern selbst vom Zustande des Kranken überzeugen wollen um der Mutter Bericht zu erstatten. Da er schon vor seiner Abreise eine Untersuchung vorgenommen habe, so sei er ohne Zweifel am Besten in der Lage, festzustellen, ob Besserung seitdem wirklich eingetreten sei.

Gleichzeitig bittet mich der alte Kollege wegen seines Vorgehens um Entschuldigung. Er sei sehr beschränkt in seiner Zeit, habe daher mein Kommen nicht abwarten können. Doch würde er auch ohne mein Dazwischentreten, mich getreulich von seinem Tun unterrichtet haben.

Ich bezeigte große Lust die Behandlung sofort niederzulegen. Nur die inständigen Bitten des

Kranken, der seinen Schwestern erklärte, er werde nichts tun, das nicht meine Billigung fände, und ferner die Überlegung, daß ich hier nicht in eigener Sache, sondern als Vertreter eines Anderen stehe, veranlaßte mich auszuharren.

Der Alte aber meinte zuversichtlich, er werde den Kollegen schon überzeugen und fuhr mit geheimnißvoller Miene fort: meine langjährigen Studien berechtigen mich zu dem Ausspruche: ich hoffe hier dem Kranken und auch der Wissenschaft einen Dienst zu leisten. Er nimmt mich unter den Arm, führt mich in ein anderes Zimmer und sucht mir klar zu machen, daß es sich hier um eine spezifische Krankheit die sogenannte Pneumonia syphilitica handele, deren Erforschung er sich zur Lebensaufgabe gemacht habe und deren Zeichen noch wenig bekannt seien. Er habe ein großes Material gesammelt, das demnächst in Buchform erscheinen und sicherlich Aufsehen erregen werde. Sie sehen, lieber Kollege, die Entdeckung ist neu und es trifft Sie kein Vorwurf, wenn Sie nach der alten Art behandelt haben. Nach Anhörung meiner Untersuchungsergebnisse werden Sie, dessen bin ich sicher, auf meine Seite treten.

Das war nun aber durchaus nicht der Fall. Ich erklärte vielmehr kurz und bündig, daß ich garnicht überzeugt sei und auf meiner Anschauung beharren müsse.

Da wir uns nicht einigen können, rief er zuletzt ärgerlich, schlage ich Ihnen eine Beratung vor und

zwar mit einem Manne, dessen Ruf Sie gewiß würdigen werden, nämlich mit Böger. Der kennt meine Untersuchungen und hat große Erfahrung in diesen Dingen.

Dagegen durfte ich mich nicht sträuben, wenn ich auch der Überzeugung war, daß die häufigen Untersuchungen, die Beratungen und die damit verbundenen Erregungen dem Kranken unmöglich nützlich sein könnten.

Böger kam und gewann aller Herzen durch sein einnehmendes Wesen. Ich erkannte meinen strengblickenden, unnahbaren Vorgesetzten am Krankenbette kaum wieder. Hier war er nicht nur Arzt, sondern auch Mensch im besten Sinne des Wortes. Dem Kranken gegenüber zeigte er eine Güte und Geduld, die mir an dem ernsten Manne fast rührend vorkamen. Aber sie erklärten mir auch die allgemeine Verehrung, die er als beratender Arzt genoß. Er sollte zwischen uns Beiden gewissermaßen den Schiedsrichter spielen. Hie Kreuth, hie Nenndorf hallten die Losungen. Denn der Alte hatte erklärt, solche Kranke schicke er so schnell wie möglich nach Nenndorf, dort machten sie eine ordentliche Kur durch, gebrauchten die Schwefelbäder und kämen geheilt zurück. Böger hörte unsere beiderseitigen Meinungen, untersuchte dann sehr sorgfältig und erklärte endlich, eine spezifische Erkrankung der Lungen könne er nicht anerkennen. Somit trat er also auf meine Seite. Aber der Alte war nicht gewillt, so schnell

das Schlachtfeld zu räumen. Er untersuchte die Nase und wies eine offene Stelle in der Nasenscheidewand nach. Aber diese Stelle hatte gar nichts Spezifisches und ich verwahrte mich ernstlich gegen seine daraus gezogenen Schlüsse.

Der Kollege ist ein ungläubiger Thomas, rief der Alte, ich werde ihm mal eine kleine Geschichte erzählen und er wird bekehrt sein. Dabei schaute er Böger verständnißvoll an.

Meinetwegen, sagte dieser, aber sie beweist für unsern Fall nichts.

Ich selbst, begann der Alte, bin einst in der Lage gewesen, in der sich heute unser Kranker befindet. Ich warf Blut aus, hustete, nahm sichtlich ab und mein Ende schien nahe. Alle Kollegen, die ich befragte, auch mein lieber Freund Böger, hatten mich aufgegeben, ich selbst gab mich nicht auf. Ich ging nach Nenndorf und kehrte sechs Wochen später geheilt zurück.

Es waren aber doch außer der Lungenerkrankung, Zeichen spezifischer Art vorhanden? fragte ich.

Immerhin nur zweifelhafte, erwiderte er.

Hier liegt alles anders erklärte ich. Der Kranke ist nicht aufgegeben, sondern befindet sich entschieden auf dem Wege der Besserung. Ferner fehlt jedes, auch das geringste spezifische Zeichen.

Auf Böger hatte der Befund in der Nase, wie es schien, doch einigen Eindruck gemacht. Er

sagte: non liquet*) und schlug ein Mittel vor, das in seiner Wirkung vielleicht einen Fingerzeig für die spätere Weiterbehandlung abgeben könne. Man müsse abwarten und in acht bis zehn Tagen noch einmal zusammenkommen. Gegen Nenndorf war er ganz entschieden, das erklärte er einige Tage später einem Bruder des Kranken, der ihn um seine Meinung befragte.

Leider sollte die geplante zweite Zusammenkunft nicht mehr stattfinden. Die großen Ferien hatten begonnen, Tage der Ruhe waren für Ärzte und Studirende eingetreten. Nur Böger ruhte nicht. Früh Morgens ging er in das Lehrgebäude und besichtigte einige neu fertiggestellte Schränke mit ihrem Inhalte. Für den nächsten Tag war eine zweite Besichtigung in Aussicht genommen. Aber Böger kam nicht. Er sei unpäßlich, hieß es, und müsse das Zimmer hüten. Am nächsten Tage ging ich Vormittags hinunter, um mich nach seinem Befinden zu erkundigen.

Befremdlicherweise fand ich die Flurtür nur angelehnt. Ich trat in das große Wartezimmer. Niemand war zugegen, und die Tür zum Studirzimmer stand offen. Auch hier niemand zu finden, rings umher Todtenstille. Die Tür zum Schlafzimmer war geschlossen. Leise klopfte ich an. Es erfolgte weder eine Antwort, noch kam jemand heraus. Ich klinkte die Tür auf und trat ein. Da lag ruhig und

*) Es ist nicht klar.

friedlich, als schlummere er nur, Böger todt in seinem Bette. Dieser im Leben rastlose Mann rastete nun für ewig von seinem Tagewerke. Die edeln Züge zeigten kaum eine Veränderung, nur freundlicher, milder waren sie geworden.

Eine schwere Lungenentzündung hatte ihn ergriffen und schnell dahin gerafft. Sein Adjutant, der Hausstabsarzt, war kurz zuvor abgereist und so mußte sein Vertreter E. die Behandlung übernehmen. Dieser mochte allein die Verantwortung nicht tragen und bat dringend einen der berühmten Praktiker zuziehen zu dürfen. Aber davon wollte Böger durchaus nichts hören. Der sonst so verschlossene Mann unterhielt sich lebhaft mit E., sprach vom Tode gegen den kein Kraut gewachsen sei und von dienstlichen Angelegenheiten. Schmerzen litt er fast gar nicht. Trotz der angewendeten Reizmittel nahm die Schwäche schnell zu und sanft schlummerte er hinüber.

An Anerkennung fehlte es seinem Wirken weder im Leben noch nach dem Tode. Eine zahlreiche Trauerversammlung hatte sich drei Tage später eingefunden, an der Spitze als Leidtragender der königlichen Familie, der Kronprinz des deutschen Reiches. Am Grabe sprach Generalarzt W. im Namen des Sanitätskorps ehrende Worte.

Bögers Hinscheiden verhinderte die geplante zweite Beratung, und der Alte wußte nunmehr seinen Willen bei der Familie durchzusetzen. Ich bekam

nach wenigen Tagen einen Brief, in dem mir der Kranke für meine Bemühungen herzlich dankte, und mitteilte, daß er auf Zureden seiner Schwestern nun doch nach Nenndorf gehe.

Dort fand er aber die erhoffte Genesung nicht, kehrte nach einigen Wochen todtkrank nach Berlin zurück und starb bald darauf. In mir aber setzte sich in Folge der ersten übeln Erfahrungen ein starker Widerwille gegen Beratungen fest und es hat lange gedauert, ehe ich ihn überwand.

In der Charité.

Schubert.

Man mochte über Bögers Bedeutung so hoch denken wie man wollte, eins ließ sich nicht leugnen. Von seinem verschlossenen, ernsten Wesen war ein Etwas auch auf den Geist in der Anstalt übergegangen. Es lag wie ein Alpdruck auf den jugendlichen Gemütern. Sie fürchteten Böger nicht grade, aber sie hatten Scheu vor ihm. Der Hausstabsarzt, sein Adjutant, schwächte diesen Eindruck nicht ab, sondern erhöhte ihn eher.

War Bögers Gesicht ernst zu nennen, so blickte S. geradezu finster in die Welt. Seine Stirn lag immer in Falten; langsam und gemessen schritt er dahin; er sprach wenig und so recht warm wurde man in seiner Gesellschaft nicht. Dabei war er aber

ein fähiger und umsichtiger Herr, der durch sein ernstes Wesen und die hohe, hagere Gestalt zu leitenden Stellen wie geschaffen schien. Er erwarb sich auch die besondere Anerkennung des Chefs, als er nach Bögers Tode mehrere Monate hindurch der Anstalt bis zur Ernennung eines Nachfolgers vorstand.

Mit dem Einzuge des neuen Leiters, des Generalarztes Schubert, gewannen wieder freundliche Geister die Oberhand. Schon daß er verheiratet war, wirkte wohltuend. Kam doch in die weiten Räume der Direktorialwohnung nun wieder frisches, fröhliches Leben hinein. Schubert liebte anregenden, geselligen Verkehr und zog uns Stabsärzte dazu heran. Von kleiner, untersetzter Gestalt, mit einem schmalen, blassen Gesichte, aus dem die geistvollen Augen prüfend hervorschauten, legte er große Sorgfalt auf sein Äußeres. Wir sahen ihn im Dienste nie anders wie in Uniform, ganz im Gegensatze zu Böger. Vielleicht veranlaßte seine Kleinheit ihn dazu. Denn es läßt sich nicht leugnen, die Uniform verleiht auch dem Kleinen Würde und Ansehen, wenn er sie richtig zu tragen weiß. Das aber verstand Schubert. Der im bürgerlichen Kleide gänzlich unscheinbare Mann war kaum wiederzukennen, wenn er die Uniform trug. Verbindlich und höflich im dienstlichen Verkehre, zeigte er sich im geselligen Umgange und bei näherer Bekanntschaft geradezu liebenswürdig. Sorgfältige Haltung verlangte er äußerlich wie innerlich,

auch von den Untergebenen. Wo er sie vermißte, konnte er hart werden, ja vielleicht sogar unbillig, wenn auch unbewußt. Jedenfalls ließ er sich in solchen Fällen nie durch persönliche Gehässigkeit leiten, sondern von der Besorgniß, die ihm anvertraute Bildungsstätte könne Schaden leiden. Sie zu einer Musteranstalt zu machen, danach hat er sein Leben lang mit Einsetzung aller seiner Kräfte gestrebt.

Das äußere Ansehen des mächtigen, grauen Hauptgebäudes änderte sich unter ihm bald vorteilhaft. Die uralten, wackligen Fensterrahmen mit den schlechten Scheiben verschwanden, das morsche Haupttor mit dem vorweltlichen Schlosse machte einem zeitgemäßeren Platz. Die Außenseite des Hauses, der Flur, die Gänge verloren durch einen neuen Anstrich ihr dunkles, schmutziges Gepräge. Dem ganz verwilderten Garten wurde wohltuende Aufmerksamkeit geschenkt. Bald konnte er als ein Schmuckkästchen gelten, denn Schubert hatte besonderes Interesse für Pflanzen und Blumen. In seinem Arbeitzimmer erfreuten den Besucher ein Par herrlich gehaltene Fächerpalmen.

Auch die Handhabung der Leitung verlor von ihrer äußerlichen Strenge und Schärfe. Die Prüfungen fanden seltener statt und dauerten nicht so lange. Auch ließ Schubert dem Prüfenden vollständig freie Hand. Er beschränkte sich darauf, nachträglich eine milde Kritik zu üben und leitende Grundsätze aufzustellen. Dabei sprach er es uns gegenüber

offen aus, daß er sich in die einzelnen Spezialfächer erst wieder einarbeiten müsse und gab seiner Bewunderung über Bögers umfangreiches Wissen oftmals Ausdruck.

Der ist durch seine Tätigkeit als behandelnder und beratender Arzt immer mit der Wissenschaft in inniger Berührung geblieben, während ich zwischen den Akten zum Teoretiker geworden bin, äußerte er einst.

Bei Böger hatte man das Gefühl, daß er uns nur als Räder eines großen Getriebes betrachte, über dessen pünktliches und sicheres Arbeiten er als verantwortlicher Werkmeister zu wachen habe. Die einzelnen Räder interessirten ihn nur so weit, wie sie ihrer Aufgabe sich gewachsen oder nicht gewachsen zeigten. Schubert wußte außer dem gestrengen Werkmeister auch den Menschenfreund hervorzukehren. Seine Liebenswürdigkeit gewann ihm die Herzen ohne dem Dienste zu schaden. Denn man wußte ganz genau, daß der kleine höfliche Herr auch sehr derb und tatkräftig werden konnte, wenn es die Verhältnisse forderten.

Die Zeit rückte indeß heran, da ich mich zur Übersiedelung in die Charite bereit halten mußte. Unser Aufenthalt am Institute dauerte gewöhnlich 3 Jahre, nach deren Ablauf wir wieder zum Truppenteile zurück kehrten. Die eine Hälfte dieses Zeitraumes brachten wir im Institute zu, die andere gehörte der Charite, wo wir als Beistände der leitenden

Ärzte praktische Tätigkeit im Krankendienste ausübten. Daß diese Zeit für uns und unsere Zukunft von unschätzbarem Werte sein mußte, leuchtet ohne weiteres ein und jeder freute sich darauf. Ich war jetzt im Institute der Älteste. Bei der nächsten Versetzung aus der Charite mußte ich eintreten. Es fragte sich, welche von den zahlreichen Abteilungen mir blühen würde. Sie waren mir alle genehm, mit einer einzigen Ausnahme, der, für venerische- und Hautkrankheiten. Glücklicherweise schien gar keine Aussicht vorhanden zu sein, daß sie mir zufallen konnte, denn der betreffende Kollege hatte sie noch gar nicht lange inne, wohingegen auf mehreren anderen, Veränderungen in naher Aussicht standen.

Da ließ mich Schubert eines Tages zu sich bitten und teilte mir mit, B. von der Station für Hautkrankheiten sei auf seinen Wunsch zum Truppenteile nach Homburg versetzt und ich solle sein Nachfolger werden. Meine Bestürzung war nicht gering und wenn ich mir auch Mühe gab, sie zu verbergen, so entging sie Schuberts klugem Blicke doch nicht.

Ich weiß, sagte er, diese Station stellt besondere Anforderungen, weil sie ein eigenartiges Material hat. Dafür bietet sie aber auch der ärztlichen Tätigkeit den weitesten Spielraum. Eins aber rate ich Ihnen mit Bezug auf die Abteilung der Weiber, wo sie nicht nur Arzt sondern auch Richter sein werden, handeln sie gerecht, aber streng. Gutmütigkeit und Schwäche sind da nicht am Platze. Mancher

ihrer Vorgänger hat es damit versehen. Ich hoffe, daß Sie diese Klippen vermeiden werden. Viel Glück mit auf den Weg.

Schon am nächsten Tage trat ich mein neues Amt an. Die Charite war mir ja nicht unbekannt. Als Student hatte ich ihre weiten Krankensäle oft durchmessen. Aber heimisch in ihr wurde ich erst jetzt, da ich meine Wohnung dort nehmen mußte. Und diese Wohnung war nicht übel ihrer Lage nach, ganz im Gegensatze zu den meisten meiner früheren Dienstwohnungen. Sie bestand aus zwei einfachen, einfenstrigen Räumen. Ein Bett, ein Stuhl und ein Waschtisch bildeten die Ausstattung. Aber sie lag im Erdgeschosse an der Ecke des Hauptgebäudes, mit der Aussicht auf die mächtigen Bäume des Charite-Gartens, so zu sagen rings von Grün umgeben.

Die Charite hat überhaupt, trotzdem sie eine Stadt der Kranken und Elenden im wahrsten Sinne des Wortes darstellt, niemals einen düstern, abstoßenden Eindruck auf mich gemacht. Die mächtigen, durch ihre bauliche Wucht auffallenden Gebäude, wiesen meist weite Krankensäle mit hohen Fenstern auf, die Luft und Licht reichlich einließen. Die Hauptsache aber war, daß sie über einen ungeheuren Flächenraum hingebreitet lagen, der sehr glücklich mit Bäumen und gärtnerischen Anlagen versehen, die einzelnen Baulichkeiten einrahmte und von einander trennte.

Wenn jetzt ein Umbau begonnen wird, der den neuesten Ansichten über Gesundheitslehre und Krankenbehandlung Rechnung trägt, so entspricht das bei dem größten Krankenhause Deutschlands nur einem dringenden Bedürfnisse. Für damalige Zeiten mußte, besonders wenn man das Alter der Hauptanlagen in Betracht zog, die Charite trotz mancher Mängel im Einzelnen, für eine großartige und zweckentsprechende Schöpfung gelten. Sie bildete inmitten der Weltstadt eine kleine Welt für sich. Denn außer 1200—1300 Kranken beherbergte sie ein Her von Ärzten, Beamten und Wärtern. Daß die Leitung und Beaufsichtigung eines solchen eigenartigen Gemeinwesens mit großen Schwierigkeiten verknüpft war, ist einleuchtend und so standen denn jetzt zwei Männer an der Spitze, ein Rechtskundiger Geheimer Rat S. und ein Militärarzt, Generalarzt M. Mehrere Jahre hindurch hatte nur ein Verwaltungsbeamter die gesammte Leitung in Händen gehabt. Aber wenn dieser auch mit seltenen Fähigkeiten ausgestattet war, die ärztlichen Interessen verlangten doch besondere Berücksichtigung. Die Charite war ja nicht nur Krankenhaus, sie sollte auch die größte Lehranstalt Deutschlands für die angehenden Ärzte sein. Nicht genug damit, bot sie den jungen Militärärzten besondere Vorrechte und Vorteile für ihre Ausbildung. So vorteilhaft dies für die Betreffenden und die gesundheitlichen Verhältnisse des Heres war, so wurde es doch von anderer Seite als ungerechte Bevorzugung dargestellt

und bekämpft. Schon aus diesem Grunde fand es nicht allseitigen Beifall, daß die ärztliche Leitung einem Militärarzte anvertraut wurde. Aber M. verstand es, diese Stimmen zum Schweigen zu bringen und sich reichliche Anerkennung zu erwerben. Sein Wirken machte sich bald vorteilhaft bemerkbar. Er rief die Gesellschaft der Chariteärzte ins Leben und gab den Einzelnen nicht nur Gelegenheit sich persönlich näher zu treten, sondern auch ihre ärztlichen Erfahrungen unter einander auszutauschen. Er gab ferner die Charite-Annalen heraus, in denen er alljährlich eine fesselnde Übersicht über die Krankenbewegung lieferte und bald einen Kreis hervorragender Mitarbeiter um sich schuf.

Persönlich hatten wir Stabsärzte eigentlich selten mit ihm zu tun, so lange nichts Besonderes vorfiel. Nur im Sommer kam er öfters Abends in den Garten, um seine Pfeife zu rauchen und mit dem Einen oder Anderen von uns zu plaudern. Wer ruhig seine Schuldigkeit tat und zu Klagen keinen Anlaß gab, merkte nicht viel von seiner Herrschaft. Widerspruch aber und Beschwerden konnte er nicht vertragen. Einer meiner Vorgänger, R., sehr begabt und bei den Kollegen beliebt, hatte einst die Kühnheit begangen, sich mit einem Teller Suppe in der Hand zu ihm zu begeben und über die schlechte Beschaffenheit des Mittagessens handgreifliche Klage zu führen. Es muß hinzugefügt werden, daß dies unter Zustimmung und Aufforderung der anderen

Stabsärzte geschehen war. Darüber geriet M. außer sich.

Wenn Ihnen das Essen hier nicht gefällt, so ist leicht zu helfen, rief er ärgerlich. Sie fliegen hinaus. Und als R. sich darauf berief, daß er unter Zustimmung der anderen Kollegen gekommen sei, fuhr er fort: wem es von den Herren nicht paßt, der braucht es nur zu sagen, ich bekomme zehn Andere als Ersatz. R. wurde wirklich sofort abberufen, trotzdem der Leiter seiner Abteilung nicht nur zu M., sondern auch zum Chef ging und alles daran setzte, um die Maßregel rückgängig zu machen.

Geheimer Rat S., ein ausgezeichneter Verwaltungsbeamter, wohlwollend und höflich gegen jedermann, paßte als Genosse vortrefflich zu dem strammen soldatischen M. Der beste Beweis dafür ist, daß sie viele Jahre einträchtiglich nebeneinander ihr schweres Amt versehen haben. Mit S. hatte ich einmal einen kleinen Zwischenfall, der aber sehr friedlich ablief. Als Hüter und Schützer des Charitematerials rügte er es, daß in den Handtüchern der Abteilung so viele schwarze Flecke, von Höllenstein herrührend, zu verzeichnen seien und legte mir als Beweis eine ganz erbauliche Sammlung vor. Ich entgegnete, daß bei uns der Höllenstein wie das tägliche Brod gehandhabt werde und daß bei der gewaltigen Krankenzahl eine schnelle Abfertigung unerläßlich sei. Dabei sei die Wäsche wohl etwas

zu wenig beachtet worden. Doch solle in Zukunft Abhülfe eintreten.

Ich begreife überhaupt nicht, sagte er, wie Sie die ungeheure Krankenzahl ihrer Abteilung bewältigen können.

Die Arbeit ist nicht so groß, erwiderte ich, wie es auf den ersten Blick erscheint. Dutzende von Fällen erfordern, wenn einmal die Art der Krankheit festgestellt und die Verordnung gegeben ist, nur zeitweise Kontrole. Ferner stehen mir ja drei Unterärzte helfend zur Seite.

Das sagte ich, als ich schon mehrere Wochen tätig gewesen war und mich eingearbeitet hatte. Am ersten Tage schien es mir wirklich als gehe die Arbeit über die Kraft eines Einzelnen. Der Rundgang durch die endlose Reihe der Krankensäle, besetzt von Männlein und Weiblein, wirkte wahrhaft sinnverwirrend.

Kollege B. führte mich ein, zum letzten Male sein bisheriges Arbeitsfeld durchschreitend. Er sollte mich auf diesen und jenen Fall aufmerksam machen und mir so viel wie möglich die Geheimnisse dieser merkwürdigen Abteilung erschließen. Zu diesem Zwecke begaben wir uns zur sogenannten neuen Charite, welche am Ende des Gartens belegen, ein stattliches Gebäude mit zwei vorspringenden Flügeln bildet. Der dadurch entstehende geräumige Hof ist durch ein eisernes Torgitter von dem Garten getrennt. Die Fenster haben alle starke

Verrahmungen mit ganz kleinen Scheiben. Das gibt dem Gebäude schon ein besonderes Aussehen und deutet besondere Zwecke an. Hier befanden sich denn auch im Erdgeschosse und ersten Stocke die Geistes- und Nervenkranken, im zweiten und dritten Stock die Angehörigen meines zukünftigen Arbeitsfeldes.

Im Vorzimmer empfing uns der Herr Inspektor, eine hohe, kriegstüchtige Gestalt, wohl geeignet schon durch sein Äußeres heilsame Scheu einzuflößen. Sobald er sich sehen ließ, herrschte denn auch überall die schönste Ordnung, die größte Ruhe. Anders sah es freilich oft aus, wenn er den Rücken gewendet hatte. Hier harrten unserer auch drei Unterärzte, in Zukunft meine treuen Helfer und eine sehr gewichtige Persönlichkeit, der Wärter B., mit dem Verband- und Instrumentenkasten. Er befand sich schon seit vielen Jahren in seiner Stellung und war daher mit allen Verhältnissen gründlich vertraut. Dabei zeichnete er sich durch Zuverlässigkeit aus und war auf der Abteilung trotz seines bärbeißigen Äußeren nicht unbeliebt. Man nannte ihn Papa B.

So begannen wir denn unseren Rundgang. Das erste Zimmer, welches wir betraten, war nur klein, zu zwei Betten berechnet, und beherbergte augenblicklich einen Geisteskranken. Schwermütig, das Haupt in die Hand gestützt, saß er da, uns kaum beachtend. Dann kam eine ganze Reihe von Sälen mit je 15—20 Kranken belegt. Sämmtliche kleine Berufsarten waren da vertreten: Handwerker, Kellner,

Droschkenkutscher, Handelbeflissene, aber auch zahlreiche Stromer und zweifelhafte Ehrenmänner, denen man nicht gern allein in einer einsamen Gegend begegnet wäre. Hier freilich, ordentlich gebadet, gekämmt und angezogen, spielten sie eine erträgliche Figur und konnten ihrer blau und weiß gestreiften Charitetracht nicht dankbar genug dafür sein. Macht diese Kleidung doch alle gleich in ihrem Äußeren und zwingt sie, sich als gleichwertige Angehörige einer Gemeinde anzusehen. Hier ist die Gleichheit wirklich einmal durchgeführt, mit der Brüderlichkeit aber haperte es nach den Berichten des Inspektors bedenklich und von Freiheit durfte im eigenen Interesse der Insassen nicht viel die Rede sein.

Die Leichtkranken standen bei unserem Eintritte an ihrer Lagerstelle Schildwache, je nach ihrer Vergangenheit, mit mehr oder weniger soldatischem Geschicke. Die Schwerkranken lagen natürlich in ihren Betten und sie nahmen unsere Aufmerksamkeit ganz besonders in Anspruch. Daß wir es mit Berlinern vom reinsten Wasser zu tun hatten, merkte man an den oft treffenden, oft witzigen, oft auch ziemlichen unverschämten Antworten. Herr Stabsarzt, sagte unmutig ein vierschrötiger Bengel und pflanzte sich patzig vor uns hin, ich will jetzt aber heraus, ich kann mich ja draußen weiter behandeln lassen.

Nein, antwortete B. bestimmt, das geht nicht.

Herr Stabsarzt, begann der Kranke nochmals, wenn Sie mich nicht entlassen, dann, dann —

Na, was dann? fragte B. ruhig.

Na, dann bleibe ich eben noch hier, fuhr der Schlagetodt fort und drückte sich unter dem Gelächter aller, nach hinten.

Ähnliche Szenen wiederholten sich nicht selten und brachten einige Abwechslung in unsere ziemlich einförmige aber langwierige Arbeit. Endlich nach zweistündigem Verweilen waren wir zu Ende und nun ging es zur Abteilung der Weiber. Hier erst begann mein zukünftiges Reich mir fürchterlich zu werden.

Was beim Manne nicht schön ist, wird beim Weibe widerwärtig und welche Mischung von Weibern sollte ich beisammen finden. Hier noch mehr als bei den Männern zeigte sich die blauweiß gestreifte Charitekleidung als eine Wohltat. Hätte man die Dirne in seidenen Kleidern und prächtiger Wäsche neben der armen Arbeiterin mit den dürftigen Lappen sehen müssen, es wäre unleidlich gewesen.

Endlos dehnte sich die Reihe der Krankenzimmer. Geistiges, leibliches und sittliches Elend zeigte sich auf einem Punkte vereinigt, wie ich mir das bisher nicht hatte träumen lassen. Bett an Bett lagen sie da nebeneinander die Priesterinnen der Venus vulgivaga, die Parias, die aus der Gesellschaft Ausgestoßenen. Häßliche alte Vetteln, die Stammhalterinnen der Abteilung, manche zum zwölften bis fünfzehnten Male diese Stätte bevölkernd; dann wieder üppige Mädchen, noch jung, kräftig und doch schnell dem Verfalle

entgegen gehend; schmächtige, bleichsüchtige Dinger, kaum dem Kindesalter entwachsen und noch vor der Reife angenagt vom Wurme des Lasters.

Manche von ihnen tragen im Gesichte, in ihren Bewegungen, in ihren Worten schon den Stempel der Verkommenheit an sich. Andere sind in ihrem Benehmen und Äußeren freundlich und bescheiden. Wieder andere verhalten sich schweigend, ergeben in ihr Geschick. Noch andere sind reizbar, weinen ohne Anlaß, jammern und klagen. Alle sind sich bewußt, daß sie zu den Ausgestoßenen gehören, daß sie in einem Sumpfe leben, aus dem es kein Entkommen gibt. Die Meisten gehen früh zu Grunde. Eine Minderzahl paßt sich durch Abstumpfung und Gewöhnung den Verhältnissen an. Sie wird alt und grau und fristet ihr Dasein im Grunde der menschlichen Gesellschaft. Aber glaube nur niemand, daß diesen Unglücklichen Herz und Empfindung abhanden gekommen sind. Hinter dem Trotze des Benehmens, der Frechheit der Worte, verbirgt sich oft nur Verzweiflung und Scham über die entsetzliche Lage. Hört man die traurigen Geschichten ihres Vorlebens, da wird man von tiefem Mitleide ergriffen. Mangel an Erziehung, Unkenntniß, Krankheit, Not, Verführung sind die treibenden Kräfte, welche sie Schritt für Schritt in das Verderben gestürzt haben. Unendlich mannigfache Ursachen lassen sich aufzählen. Aber immer kehrt die Tatsache wieder, daß ihre eigene Schuld gemildert wird durch die Schuld der

Verführer, die da glauben ihr Gewissen mit dem elenden Spruche zum Schweigen bringen zu können: tue ich es nicht, so tut es ein Anderer.

Aber nicht nur Dirnen sind hier anzutreffen. Dort jenes arme Dienstmädchen stammt aus der Provinz. Sie hat die Sehnsucht nach der Großstadt teuer bezahlen müssen. Ihr schnell gewonnener Bräutigam hat ihr nicht nur sämmtliche Ersparnisse abgenommen, sondern sie auch noch hierher gebracht.

Dort jene bleiche, abgehärmte Frau ist das Weib eines Handwerkers. Anfangs ging alles gut, das Geschäft kam vorwärts, ihr Mann war fleißig und nüchtern. Da lernte er eine Person kennen, die ihn derartig umstrickte, daß er Weib, Kind, Geschäft vernachlässigte und unglücklich machte.

Jenes Weib mit dem Madonnengesichte, eine einfache Waschfrau, hat jahrelang ihren Mann, einen Trunkenbold schlimmster Art, nebst den Kindern durch ihrer Hände Arbeit ernährt. Er nahm das sauer erworbene Geld, vertrank es und mißhandelte die Frau. Jetzt hat er sie auch noch krank gemacht, die Kinder der Ernährerin beraubt und dem Elende Preis gegeben. Mangel und Not allein, zwingen diese Armen, hier inmitten der Verworfenen ihres Geschlechtes, ein Asil zu suchen.

Jeder neue Sal bietet Anlaß zu ähnlichen Beobachtungen, aber wir müssen vorwärts und kommen endlich zum Zimmer der Grünen, dem letzten dieser Abteilung. Hier liegen die Jungen, die Unerfahrenen,

die noch Unverdorbenen, Opfer der Rachsucht und der Gewalttat. Um sie vor dem Umgange mit den Alten zu bewahren, sind sie möglichst abgesondert. Leider kann diese Wohltat aus Mangel an Raum nicht in genügender Weise gewährt werden. Sie sind von den Alten spöttisch die Grünen genannt und sehr über die Achsel angesehen.

Wir steigen einen Stock höher zu den einfachen Hautkranken. Hier sind die Zimmer erheblich niedriger und finsterer, aber die Menge der Kranken ist nicht geringer. Doch geht die Arbeit schnell von statten, weil die Anordnungen selten geändert werden und die tägliche genaue Besichtigung jedes Kranken zwecklos ist. Im letzten Zimmer dieses Stockes befinden sich die Strafgefangenen. Denn auch diese gehörten damals noch zu unserer Abteilung.

In der einen Ecke liegt ein Kerl mit einem Verbrechergesichte schlimmster Art. Die kleinen stechenden Augen stehen keinen Augenblick still. Unstätt fahren sie nach allen Seiten umher. Es ist ein Raubmörder. Bei einem Fluchtversuche ist er von einer hohen Mauer herabgesprungen und hat beide Beine gebrochen. Antworten sind aus ihm nicht heraus zu bekommen. Finster und in sich gekehrt liegt er da, selbst seinen Genossen unheimlich. Neben ihm befindet sich ein junger Mann mit offenem, ehrlichem Gesichte. Man würde in ihm alles eher, als einen Verbrecher vermuten. Er hat aus Eifersucht seine Braut erschossen und sich dann selbst zwei Schüsse

in die Brust beigebracht. Keiner ist tödtlich. Wir schneiden die ganz oberflächlich sitzende Kugel ohne Mühe heraus.

Weiter geht es dann zu den Dachzimmern. Dort hausen fünfzehn bis zwanzig Krätzkranke, von den leichtesten bis zu den schwersten Fällen. Hier duftet es tüchtig nach Perubalsam. Denn dies vortreffliche Mittel hat mit Recht alle anderen verdrängt, da es schnell und sicher die früher so gefürchtete Krankheit heilt.

So, sagt lächelnd Kollege B., jetzt sind wir zu Ende und ich gebe meine Herrschaft an Sie ab.

Über vier Stunden hat unser Rundgang gedauert und doch ist nur das Notwendigste vorgenommen worden.

Beim Abendbesuche finde ich zwölf neue Kranke vor, zwanzig sind Mittags als geheilt entlassen worden. Dabei habe ich auch sogleich eine Prüfung auf meine Festigkeit zu bestehen. Mir liegt nämlich auf der Abteilung der Weiber auch die Strafgewalt ob.

Zwei der schlimmsten Frauenzimmer, Rädelsführer bei allen schlechten Streichen, haben sich gezankt und dann geprügelt. Der dienenden Schwester, die sie auseinanderbringen wollte, sind sie ungebührlich begegnet. Zwei Tage Dunkelarrest lautete die Strafe, die ich ohne Wimperzucken anordne. Dann führt mir die Oberschwester ein hübsches siebzehnjähriges Mädchen vor, mit prächtigen bis über die Knie reichenden, blonden Haren.

Herr Stabsarzt, sagte sie, die L. benimmt sich so ungeberdig. Die Hare starren von Ungeziefer und sind so dicht, daß nur Abschneiden eine gründliche Reinigung herbeiführen kann. Wir laufen ja Gefahr, die sämmtlichen Stubengenossinen anzustecken.

Die L. heult und ruft: Ick lasse mir aber mein Har nicht abschneiden. Det is wider die Jerichtsordnung.

Nun Schwester, sage ich, versuchen Sie es noch einmal, ob Sie nicht mit Waschen und Kämmen zum Ziele kommen. Sie aber L. betragen sich bescheiden und verständig. Wo nicht, werden die Hare morgen ohne Gnade heruntergeschnitten.

Abends saß ich niedergeschlagen in meinem Zimmer. Der Gedanke, Tag für Tag mit dieser Art von Männern und Weibern, an die Dreihundert, zu tun zu haben, drückte mich nieder. Trostlose Aussichten das. Die widerwärtigsten Menschen und die häßlichsten aller Krankheiten in solchen Massen fortwährend sehen und behandeln zu müssen, schien mir eine Zumutung, der ich auf die Dauer nicht gewachsen sein würde. Aber was tun? Meine Versetzung beantragen. Das hieße doch, mich beim Chef und bei allen Vorgesetzten lächerlich machen.

Zufällig fiel mein Blick auf den Eulenspiegel, der mich getreulich auch hierher begleitet hatte. Er schien mir seinen Spiegel vorzuhalten und lachend zuzurufen: Ei, ei, mein Freund, bist Du so bald mit deinem Latein zu Ende? Was für ein griesgrämiges

Gesicht? Du wolltest ja stets so gerne heilen und helfen. Jetzt wird Dir in großartigem Maßstabe Gelegenheit dazu gegeben und da benimmst Du Dich schwachmütig, weil Dir dies und jenes nicht paßt? Ei, mein Söhnchen, dann hättest Du nicht Arzt werden sollen. Und warst Du es nicht, der einst feierlich erklärte: einzelne unangenehme Vorkommnisse würden nie deinen Idealismus erschüttern können, der ruhe auf sicherer Grundlage. Willst Du schon am Anfange deine Grundsätze verleugnen?

Till, Du hast Recht, rief ich. Fort mit der Schwachmütigkeit. Wie sagt doch mein alter Freund Horaz: Aequam memento rebus in arduis servare mentem. In widrigen Zeiten bewährt sich der rechte Mann.

In der Charité.

Fortsetzung.

Allmälich söhnte ich mich mit dem Schrecken meiner Abteilung aus. Willenskraft und Gewöhnung halfen dabei. Es ging mir hier, wie einst als jungen Studenten mit dem Sezirsale. Hatte ich anfänglich geglaubt, daß ich den Widerwillen niemals überwinden würde, so lernte ich sehr bald mich in das Unvermeidliche finden und um der großen Vorteile willen auch große Unannehmlichkeiten mit in Kauf nehmen.

Der Leiter der Abteilung, Professor Lewin, kümmerte sich um die Einzelheiten nicht. Er gab im Allgemeinen die Richtung der Behandlung an, suchte sich zu seinen Vorträgen und Forschungen das passende Material aus und ließ mir im Übrigen freie Bahn. Wissenschaftliche Untersuchungen beschäftigten ihn fortwährend. Besonders stellte er damals über die Ursachen einiger seltener Hautkrankheiten interessante Versuche an und veranlaßte auch mich dazu. Sein klinisches Lehramt faßte er mit großem Ernste auf. Sein ganzes Streben ging dahin, den Hörern eine gründliche Kenntniß seiner Spezialwissenschaften bis in alle Einzelheiten zu geben. Daher wurden die vorzustellenden Fälle stets mit großer Sorgfalt ausgewählt. Aber damit ließ er sich nicht genügen. Er sammelte mit rühmenswerter Ausdauer alle Abbildungen der einschlägigen Krankheitsformen, ließ sie auf Tafeln ziehen und im Lehrzimmer allen zugänglich aufhängen. So war man jederzeit in der Lage, sich über jede, noch so seltene Gewebsveränderung durch Anschauung zu unterrichten. Bei den Vorträgen legte er das größte Gewicht auf kurze, klare Darstellung. Wobei die Vorführung lebendiger Beispiele, an denen es ja nicht fehlte, immer den Ausgangspunkt bildete. Keine größere Freude konnte man ihm bereiten, als wenn man seine Vortragsweise lobte. Das wurde denn manchmal in nicht liebenswürdiger Weise von Spöttern ausgebeutet. Gutmütig durch und durch, duldete er niemals,

daß den Kranken, mochten sie noch so tief gesunken sein, kränkend oder beschämend begegnet wurde. Das mußte ich hoch anerkennen. Denn vor dem Arzte gibt es wohl Unterschiede in den Krankheiten, nicht aber in den Menschen. Sie sollen ihm alle von gleichem Werte sein.

Als einer der ersten Spezialisten seines Faches hatte C. natürlich auch in seiner Privat-Tätigkeit großen Zulauf. Auch hier verleugnete er seine Gutherzigkeit nie. Einst holte ein unbemittelter Kranker seinen Rat ein und erhielt auf die Frage, was er schuldig sei die Antwort: zwanzig Mark.

Ach, Herr Professor, erwiderte der Mann bestürzt, das kann ich nicht zahlen, ich bin arm.

Wer zu mir kommt, sagte C. und nahm eine sehr strenge Miene an, muß wissen, daß er so viel zu zahlen hat.

Herr Professor, ich wollte in dieser Sache, in der ich schon andere vergebens um Rat gefragt habe, doch gern den Ersten in seinem Fache hören. Dann sagte man mir auch, Sie seien gegen Arme nachsichtig.

So, sagte man Ihnen das, antwortete C. weich, na, dann ist es gut, kommen Sie morgen wieder. Er behandelte den Mann unentgeltlich. Vor Klagen oder Bitten zerfloß seine Strenge regelmäßig sehr schnell.

Alljährlich gab er den Ärzten der Charite in seiner Villa zu Westend ein großes Sommerfest.

Da sah man Frerichs, Virchow und andere Berühmtheiten. Küche und Keller ließen nichts zu wünschen übrig und an witzigen Reden, auch Versen, fehlte es nicht. Abends erstrahlte der Park in glänzender Beleuchtung. Er aber war stolz darauf, eine so stattliche Versammlung bei sich zu bewirten und gab seiner Genugtuung so gerührt Ausdruck, daß die Spötter wieder Wasser auf ihre Mühle erhielten. Jedenfalls war er in seinem Fache am Platze, das mußte ihm der Neid lassen.

Als ich mich erst gründlich in meine Abteilung hineingearbeitet hatte, fand ich auch noch Zeit, mein Wissen in anderen Fächern zu bereichern. So besuchte ich mit besonderem Interesse die klinischen Vorträge von Westphal und Bardeleben.

Zu Westphal, dem Leiter der Abteilung für Geisteskranke, hatte ich es nicht weit. Sein Reich lag, wie ich schon erwähnt habe, in demselben Gebäude.

Merkwürdig war die Art, wie dieser kleine, gebrechliche Herr mit der gelblichen Gesichtsfarbe und den freundlichen Augen, auf seiner schwierigen Abteilung waltete. Er beherrschte seine Kranken vollständig, die Einen durch Güte, die Andern durch Strenge. Furcht kannte er nicht und selbst zü dem gefährlichsten Tobsüchtigen trat er in die Zelle. Unvergeßlich wird mir ein derartiger Besuch bleiben.

Wir waren zu den im Erdgeschoß liegenden, stark vergitterten Zellen hinabgestiegen, wo sich die Tobsüchtigen und Gemeingefährlichen befanden. Einige

benahmen sich ganz friedlich, standen Rede und Antwort, andere verharrten in finsterem Schweigen. Nur die stieren Augen, die hastigen, ruckartigen Bewegungen und Westphals Mahnung an uns, vor der Gittertüre der Zelle zu bleiben, verrieten die Gefahr. In der letzten Zelle sahen wir einen Menschen wild auf- und abstampfen. Von Zeit zu Zeit gab er Töne von sich, die dem Brüllen eines Löwen nicht unähnlich waren. Schließen Sie auf, Wärter, sagte W.

Der Assistent trat heran und machte Vorstellungen. Der Kranke sei zur Zeit in furchtbarer Erregung, der Herr Professor möge lieber nicht hinein gehen. Weiß schon, erwiderte W. lächelnd. Die anderen Herren freilich muß ich bitten, vor dem Gitter zu bleiben. Ruhig trat er ein und redete den Wütenden an: Wie geht es Ihnen, Müller?

Der blieb stehen und seine rollenden Augen stierten den Frager grimmig an.

Wie soll's gehen, murrte er, scheu die Augen vor dem festen, sicheren Blicke des Professors zu Boden schlagend. Wie soll's gehen, wenn man schändlich behandelt wird.

Von wem denn? fragte W.

Von wem, sagte der Kranke mit scharfer erhobener Stimme, von wem anders als von Ihnen. Haben Sie nicht verboten, daß ich in den Garten gehe?

Ja, Müller, mir blieb doch nichts Anderes übrig. Sie fangen draußen Händel an, sind gegen

den Wärter aufsässig und schreien, daß die Leute zusammen laufen.

Du bist im Komplott, hebe Dich weg von mir, Satan, brüllte der in Tobsucht ausbrechende Kranke mit übermenschlicher Stimme und stürzte mit geballter Faust auf W. los. Unfehlbar hätte er ihn zu Boden geschlagen, wenn W. nicht mit geschickter Seitenbewegung die Tür erreicht hätte. Wir Alle waren entsetzt. W. aber tat, als wäre nichts geschehen und ging mit uns zu anderen Kranken.

Auch Bardelebens Klinik übte große Anziehungskraft aus. Konnte man hier doch in vollendeter Weise das von Lißter in die Wundbehandlung eingeführte antiseptische Verfahren studiren.

Bardeleben schuf sich in kurzer Zeit eine hervorragende Stellung. Als Lehrer, als Operateur, als beratender Arzt, als eifriger Teilnehmer am ärztlichen Vereinsleben, wirkte er unermüdlich. Als Jüngkens Nachfolger hatte er dem Rufe nach der Hauptstadt Folge gegeben und sein geliebtes Greifswald, wo man ihn vergötterte, verlassen. Durch ganz Pommern und Mecklenburg ging der Ruf seiner operativen Geschicklichkeit und führte ihm aus den entferntesten Winkeln Kranke zu. Den König von Greifswald hatte man ihn scherzweise benannt.

Von dieser Höhe mußte er nun freilich einige Stufen herunter steigen. Denn in Berlin wirkten Männer mit Weltrufe wie Langenbeck und Wilms.

Mit diesen im Vereine stand er jetzt als chirurgisches Dreigestirn an dem Himmel der berliner Hochschule.

Schon durch sein Äußeres fiel er auf, wo immer er sich sehen ließ. Auf einem mittelgroßen, breitschultrigen Rumpfe saß ein stattliches Haupt mit hoher gewölbter Stirn, energischem Kinne und kräftiger, gebogener Nase. Die Augen blickten unter schneweißen, starkbuschigen Brauen treuherzig in die Welt. Auf dem Scheitel fehlte das Haupthar ganz; an den Schläfen dagegen standen dichte weiße Büschel; ein ebenfalls schneweißer Vollbart umrahmte das Gesicht. So glich er einem ehrwürdigen Patriarchen und sah viel älter aus, als er in Wirklichkeit war. Dies Aussehen wurde bei seinem ersten Erscheinen in Berlin Anlaß zu einer heiteren Begebenheit.

Bardeleben war bei einer Abendgesellschaft Gast des Kultusministers. Jedermann fragte, wer die auffallende Persönlichkeit sei. Ein Witzbold benutzte die allgemeine Unkenntniß und sagte mit geheimnißvoller Miene: Das ist der alte Nettelbeck aus Kolberg. Ehrfurchtsvoll betrachteten alle den Weißkopf, eine alte Exzellenz aber ging freundlich lächelnd auf ihn zu und meinte: Nun, sagen Sie mir doch mein lieber Herr Nettelbeck, wie sieht es jetzt in Kolberg aus. Ich heiße Bardeleben, komme aus Greifswald und bin Professor der Chirurgie, antwortete der Alte in seiner derben Weise und ließ die Exzellenz verdutzt stehen.

Hatte auch die chirurgische Abteilung der Charite seit der Errichtung zahlreicher neuer Krankenhäuser in Berlin viel von ihrer ehemaligen Bedeutung verloren, so verfügte sie doch immer noch über eine recht bedeutende Krankenzahl. Für uns Stabsärzte war das nicht unwichtig. Denn eine alte Verordnung ließ uns, unter der Leitung des Professors, der Reihe nach an den Operationen Teil nehmen. Je mehr Fälle da waren, desto öfter kam der Einzelne daran und eine günstigere Gelegenheit zur Übung konnte man sich ja gar nicht wünschen.

Trotz seiner knorrigen Derbheit erfreute sich B. bei Ärzten und Studirenden nicht geringer Beliebtheit und wir waren fleißige Besucher seiner Klinik, sobald es unsere Zeit gestattete. Bardeleben nahm sich auch unserer stets mit Wohlwollen an und suchte die Operationen so lehrreich wie möglich zu gestalten. Aber er verlangte auch gespannte Aufmerksamkeit und genaue Befolgung seiner Vorschriften. Wo ihm diese zu mangeln schienen, da ließ er seinem Unmute freien Lauf und so kam es manchmal zu unliebsamen Zwischenfällen.

Einst sollte eine Operation am Knie stattfinden und B. wünschte, daß dabei eine neue, von ihm angegebene Schnittführung genommen werde. Der Kollege S., der eigentlich an der Reihe war, fehlte, und so nimmt denn der Nächste das Messer. Eben will er beginnen, da öffnet sich die Tür und herein kommt der Vermißte. Natürlich tritt der Erste nun

zurück. Da aber der Neugekommene Bardelebens Auseinandersetzungen nicht gehört hat, so fragt er ganz harmlos, ob er den neuen oder den alten Schnitt machen solle.

Da bricht der Alte los: ja wenn Sie immer zu spät kommen, dann können Sie freilich nicht Bescheid wissen, ich habe keine Lust doppelt vorzutragen und sich an den anderen Kollegen wendend: Herr Stabsarzt, machen Sie jetzt die Operation.

Richtig war es, daß der so zurückgewiesene Kollege öfters später als wir Anderen kam. Nur lag die Schuld nicht an ihm. Als Assistent der zweiten chirurgischen Klinik konnte er erst erscheinen, wenn der Dienst auf seiner Abteilung beendigt war. Daß die schroffe Zurückweisung bei voll besetztem Zuhörerraume, in Gegenwart der Unterärzte und Wärter erfolgte, machte sie doppelt kränkend. S. war denn auch durch diese unerwartete Behandlung so verblüfft, daß er vollständig die Fassung verlor und ohnmächtig umfiel. Er mußte hinaus getragen werden.

An unserer Mittagstafel gab es in Folge dieses Vorfalles sehr ernste Gesichter und eifrige Beratung. Es wurde beschlossen, daß Bardeleben aufzufordern sei, dem Kollegen S. im Hörsale Genugtuung zu geben, widrigenfalls wir fernerhin nicht mehr bei ihm operiren würden. Ängstliche Gemüter weissagten zwar einen schweren Sturm, wenn wir ohne

Genehmigung des Generalarztes vorgingen, aber sie drangen nicht durch.

B. weigerte sich anfangs hartnäckig die angesonnenen Bedingungen anzunehmen, auch als ihm der Sachverhalt auseinander gesetzt war. Erst der ritterliche Langenbeck, den er zu Rate zog, bewog ihn, die Kränkung wieder gut zu machen. In der nächsten Vorlesung erklärte B. öffentlich, daß er dem Kollegen S. Unrecht getan habe und den Vorfall bedauere. Dann ging er auf S. zu, reichte ihm die Hand und sagte freundlich: ich hoffe, es ist nun zwischen uns alles in Ordnung. Die spröde Außenseite barg einen edeln Kern.

Sehr gerne wurde auch die Kinderklinik von Henoch besucht. Da konnte man in der Tat viel lernen, sowohl was Untersuchung als auch Behandlung betraf. Meine Herren, sagte H. einmal, Sie denken gewöhnlich die Behandlung unmündiger Kinder sei deßhalb besonders schwer, weil sie nicht antworten, über ihr Leiden nicht selbst Rechenschaft geben können. Ich aber versichere Sie, das gerade ist für den Arzt ein Vorteil. Der Erwachsene bringt Sie mit seinen Reden und sogenannten eigenen Beobachtungen gar leicht auf eine ganz falsche Fährte. Das ist beim unmündigen Kinde ausgeschlossen. Wenn Sie daher sorgfältig untersuchen, so werden Sie meist besser fahren als beim Erwachsenen.

Dies sorgfältige Untersuchen aber lernte man bei ihm in vortrefflicher Weise und ebenso eine

zweckmäßige Behandlung, die bei Kindern wahrlich nicht leicht ist. Außer Virchow habe ich selten einen Mann gefunden, der so nüchtern und kühl die Tatsachen prüfte und darauf seine Schlüsse baute. Daher stammten denn aber auch seine außerordentlichen Erfolge in der ärztlichen Tätigkeit.

Die starke dienstliche Inanspruchnahme ließ uns am Tage nicht viel freie Zeit und so sahen wir uns eigentlich nur an der Mittagstafel alle vereinigt. Diese Tafel fand in einem ziemlich engen Raume statt und umfaßte als Teilnehmer die Stabsärzte, die Oberärzte und die Unterärzte, im Ganzen vierzig bis fünfzig an der Zahl. Den Vorsitz führte der älteste Stabsarzt. Die Speisen bestanden in einer kräftigen Hausmannskost, und wenn auch die häufige Wiederkehr gewisser Gerichte bemängelt wurde, so konnte man doch im Allgemeinen recht zufrieden sein. Gewöhnlich ging es ziemlich ernst zu. Man besprach die Vorkommnisse auf den Abteilungen, die Chronik der Charite. Für Politik und ähnliche Dinge blieb hier wenig Zeit. Eines Tages aber sagte V. plötzlich, Kinder, wißt Ihr auch, daß heute die Wahlen zum Reichstage stattfinden und daß vielleicht von wenigen Stimmen die Entscheidung abhängt. Wir sitzen hier tatenlos, während das Vaterland erwartet, daß jedermann seine Schuldigkeit tue.

Man lächelt. Aber V. weiß die Pflichten des Statsbürgers so eindringlich darzustellen, daß man

sich entschließt, in corpore zur Wahlstelle zu ziehen. Der Wahlvorsteher, zufällig ein Oberarzt der Charite, empfängt uns sehr höflich, schlägt seine Liste nach und stellt fest, daß kein Einziger von uns darin aufgeführt sei. Man sieht ihm die Verlegenheit an. Ich protestire gegen die Richtigkeit der Wahl, ruft V. Ja wir protestiren, schallt es im Chore.

Einer der Beisitzer aber fragt, sind die Herren nicht aus der Charite? und Militärärzte?

Das stimmt, heißt es.

Die Mitglieder des aktiven Soldatenstandes sind, so fährt er fort, von der Ausübung der Wahl ausgeschlossen.

Als wir ungläubig die Köpfe schütteln, holt er ein Büchlein und liest den betreffenden Paragrafen mit lauter Stimme vor. Da mußten wir denn mit langer Nase abziehen und V. bekam manch kräftiges Scheltwort zu hören.

Zum Abendessen versammelten wir uns wieder, aber da wies die Tafelrunde meist große Lücken auf und es kam zu keiner rechten Unterhaltung. Einladungen, Verabredungen und anderweitige Verpflichtungen riefen den Einen hierhin, den Andern dorthin. Nur der Wachehabende blieb zu Hause. Auf seinen Schultern ruhte eine große Verantwortung. Denn das Wohl und Wehe von 12—1300 Kranken war ihm zeitweise anvertraut. Passirte in Abwesenheit eines Abteilungsarztes etwas, so wurde er herbeigerufen. Brachte man einen schwer Verunglückten an, so mußte er die

notwendige Hülfe leisten. Machte die Aufnahme eines Kranken aus formalen Gründen Schwierigkeiten, so hatte er die endgültige Entscheidung zu treffen. Aber nach dem Grundsatze, Bürde giebt Würde, waltete er nicht ungern seines Amtes, zumal an den Einzelnen die Verpflichtung in vierzehn Tagen nur ein Mal herantrat.

Die Erkrankung.

In wenigen Wochen war ich so eingearbeitet, daß der Dienst wie am Schnürchen verlief. Was mir anfangs an fünf Stunden Zeit gekostet hatte, das erledigte ich jetzt in dreien. Dabei übte die Fülle und Verschiedenheit der vorhandenen Krankheitsformen einen eigenen Reiz aus. Glaubte man alles zu kennen, so kamen immer wieder neue Erscheinungen und stellten neue Anforderungen. Der Arzt lernt nie aus und würde er hundert Jahre alt, dies Wort wurde mir hier zum ersten Male klar. Mit dem vermehrten Wissen, vermehrte sich auch hier wieder, wie einst im Sezirsale, das Interesse an dem speziellen Fache. Lewin meinte einstmals lachend, als ich ihm einige Beobachtungen über eine seltene Hautkrankheit mitteilte: ich sehe schon, Sie fangen Feuer und werden am Ende noch Spezialist. Damit hatte es freilich gute Wege, aber die anfängliche Abscheu machte mit der zunehmenden Kenntniß einer aufrichtigen

Arbeitsfreudigkeit Platz. Mit Schaudern dachte ich manchmal an jene Zeit, da ich auf dem Fort ganze Tage mit Nichtstun hingebracht hatte. Noch einmal so freudig ging ich dann auf die Abteilung und die verdrießlichsten Zwischenfälle konnten mir meine gute Stimmung nicht rauben.

Daß es an Zwischenfällen und ärgerlichen Vorkommnissen nicht mangelte, darf bei einer Abteilnng, die selten unter 300 Kranken zählte, nicht Wunder nehmen. Einer der unangenehmsten betraf die gesundheitlichen Verhältnisse.

Es fiel mir auf, daß bei einzelnen Kranken die Operationswunden eine schlechte Beschaffenheit annahmen. Sie heilten nicht nur nicht, sondern zeigten sogar Neigung zum Zerfalle. Diese Kranken lagen nicht etwa in einem Sale beisammen, sondern verteilt, sowohl bei den Männern wie bei den Frauen. Überall auf der Abteilung herrschte peinliche Sauberkeit und der Karbol-Spray, der damals nirgends fehlen durfte, ging bei der Wundbehandlung nicht aus. Noch kurz zuvor hatte ich einen Kollegen aus Agram durch unsere Abteilung geführt und ihn ganz erstaunt gefunden, daß eine Weltstadt wie Berlin keinen einzigen sogenannten verzweifelten Fall berge. Bei ihnen sei das leider ganz anders. Als ich das Lewin mitteilte, sagte er stolz: Wir haben eben Fortschritte gemacht. Früher war es auch hier anders. Ich habe noch ein Schwerkrankenzimmer vorgefunden, und die sogenannte Bubonenpest war dazumal keine

Seltenheit. Da gab es Wunden, so groß, daß man die Faust hinein legen konnte. Todesfälle an tertiären Formen kamen häufig genug vor.

Jetzt fielen mir diese Äußerungen ein. Mit Schrecken dachte ich an das, was ich über Hospitalbrand gelesen hatte. Denn zu Gesichte war mir bisher dergleichen noch nicht gekommen. Ich mußte vorbeugen und dafür sorgen, daß die verdächtigen Fälle verlegt würden. Denn kam auf meiner stark besetzten Abteilung das Gift zur Entwicklung, so waren die Folgen unabsehbar. Da Lewin verreist war, wandte ich mich an den Leiter der zweiten chirurgischen Abteilung. Die fraglichen Kranken, etwa sechs an der Zahl, wurden mit Glüheisen behandelt und in Zelten untergebracht, die Zimmer, in denen sie gelegen hatten, mit besonderer Sorgfalt gereinigt und gelüftet.

Generalarzt M. kam, um sich über die Angelegenheit zu unterrichten und zu sehen, ob jede Gefahr vorüber sei.

Als ich mein Vorgehen mit der Besorgniß vor der Entwicklung des Hospitalbrandes begründete, meinte einer von M.'s Begleitern, daran sei doch wohl gar nicht zu denken gewesen. Da sagte M. ernst, warum nicht. Ich kann Sie versichern, wir haben ihn hier so gehabt, daß alle Blutegelstiche brandig wurden.

Diese Gefahr war noch glücklich abgewendet, aber auch andere Vorkommnisse machten mir zu schaffen. Sie

betrafen die Zucht und Ordnung. Im Allgemeinen konnte ich nicht klagen. Wenn man bedenkt, daß auf meiner Abteilung die Hefe der berliner Bevölkerung beisammen war, so mußte man sich fast wundern, daß nicht mehr Ungehörigkeiten vorkamen.

Ich bemerkte, daß bei einer Gruppe von Weibern die verordnete Schmierkur jede Wirkung vermissen ließ. Ich schöpfte Verdacht, und genaue Nachforschungen ergaben, daß die verabreichten Päckchen Salbe einfach zum Fenster hinaus gewandert waren. Daß die Betreffenden sich selbst am Meisten geschädigt hatten, das ihnen klar zu machen, wäre vergebliche Mühe gewesen. Natürlich wurden Maßregeln ergriffen um die Wiederkehr solcher Vorgänge zu hindern.

Ein ander Mal hatten wir Handwerker auf der Abteilung. Nach der Mittagpause waren ihre eisernen Werkzeuge, als da sind Brecheisen, Bohrer, Hammer verschwunden. Die Weiber hatten sie entwendet und in ihren Betten versteckt. Wozu wird man fragen. So fragte auch ich. Bis mir von der erfahrenen Oberschwester die Antwort wurde: um auszubrechen. Kurz vor meiner Übernahme sei das schon einmal geschehen. Sie hätten, etwa zehn an der Zahl, mit entwendeten Werkzeugen die Türen spät Abends geöffnet und seien auf die Straße gelaufen. Ein böser Skandal sei die Folge gewesen.

Ich wollte eine Durchsuchung der Betten vornehmen lassen, aber die Schwester erklärte, das

werde niemals zum Ziele führen, die entwendeten Werkzeuge würden immer vor uns herwandern.

Da nahm ich mir einige Verdächtige vor und verhörte sie kunstgerecht. Ich hielt ihnen das Zwecklose ihres Tuns vor, indem sie wohl erwarten könnten, daß Maßregeln getroffen werden würden, um jeden Versuch eines Ausbruches unmöglich zu machen. Die dann Betroffenen hätten sich auf die härtesten Strafen gefaßt zu machen. Diese Drohung nützte nichts. Erst als ich ihnen gänzliche Straflosigkeit zusicherte, gestanden sie und schafften die Werkzeuge herbei.

Kleine Plänkeleien und Ungezogenheiten gab es fortwährend, und die Schwestern hatten manchmal ihre liebe Not mit Schlichten und Zurechtweisen. Schlimmerer Zank entstand, wenn eine in Verdacht kam vor der Andern sich besser zu dünken. Solche Unglückliche wurde von den Übrigen förmlich geächtet und auf jede Weise bedrängt. Ich bemühte mich stets streng, aber gerecht zu sein. Freilich diese Art von Menschen haben ihre eigene Logik und ihre eigenen Begriffe von Recht und Gerechtigkeit. Sie urteilen nicht mit dem Verstande, sondern nach ihren oft sehr verkehrten Gefühlseindrücken. Wer ihnen äußerlich behagt, dem verzeihen sie alles, dem Andern nichts.

Bisher war ich mit Arreststrafen immer ausgekommen. Die stärkste mir zu Gebote stehende Waffe, die Zwangsjacke, hatte nie Anwendung gefunden. Mir wohnte eine natürliche Abneigung

gegen dieses in früheren Zeiten viel angewendete Bändigungsmittel inne. Ich hoffte seine Anwendung entraten zu können. Aber es sollte anders kommen. Eines Abends gab es in einem Zimmer Krieg. Die Schwestern wollten Ruhe stiften und sahen sich nun ihrerseits von den untereinander schnell versöhnten Kämpferinnen angegriffen. Sie mußten gradezu flüchten und sich vor den wütenden Verfolgerinnen verbarrikadiren. In ihrer Bedrängniß eilte die Oberschwester zu mir und da ich nicht zu Hause war, zu den beiden Leitern der Charite. Ein vollständiger Aufruhr bahnte sich an und da hieß es tatkräftig eingreifen. Drei der Rädelsführerinnen wurden ohne weiteres in die Zwangsjacke gelegt. Als ich spät Abends nach Hause kam und von dem Vorfalle hörte, suchte ich die Zelle auf, wo die Übeltäterinnen lagen. Sie benahmen sich mürrisch und frech. Aber schon am anderen Morgen waren sie windelweich und baten flehentlich um Erlösung aus ihren Banden. Nie wieder wollten sie zu Klagen Anlaß geben.

Ein alter Wärter schüttete mir sein Herz aus. Die Zwangsjacke wurde nach seinen Erfahrungen viel zu wenig angewendet. Dies unscheinbare Kleidungsstück mit den langen Ärmeln, sagte er, muß jeder lieb gewinnen, der mit solcher Brut zu tun hat. Es hat noch nie im Stiche gelassen und die Verstocktesten kriechen nach sechsstündiger Anwendung zu Kreuze.

Wenn ich hier nur von den Weibern gesprochen habe, so glaube man ja nicht, daß auf der Abteilung der Männer nichts vorgekommen sei. Im Gegenteile. Dort fehlte es erst recht nicht an tollen Streichen und schlimmen Ausschreitungen. Aber dort ging mich die Gerichtsbarkeit glücklicherweise nichts an, sie war Sache des Inspektors.

Allmälich hatte ich mich an die Tätigkeit auf meiner Abteilung so gewöhnt, daß ich mich ganz vertraut mit dem Gedanken machte, die ganze Zeit meines Chariteaufenthaltes hier zuzubringen. Da trat ein Ereigniß ein, das plötzlich alles änderte.

Eines Tages bemerkte ich unter einem Fingernagel der linken Hand einen kleinen schwarzen Punkt, der sich nicht fortbringen ließ, täglich größer und schmerzhafter wurde. Bald kam eine starke Anschwellung des Oberarmes und der Axeldrüsen dazu. Es konnte kein Zweifel mehr sein, ich hatte mir eine Blutvergiftung zugezogen. Ich mußte mich krank melden und die beschwerliche Armgeschwulst durch Breiumschläge zu erweichen suchen. Nach wenigen Tagen kam es zur Operation, der Eiterherd mußte gespalten werden. In demselben Sale bei Bardeleben, wo wir sonst operirten, versammelte sich eine kleine Zahl von Kollegen. Diesmal mußte ich mich selbst auf den wohlbekannten Operationstisch legen. Das wohltätige Chloroform ersparte mir jeden Schmerz, ich war nach wenig Atemzügen betäubt und Kollege M. konnte zum Werke schreiten. Als

ich erwachte war alles vorüber und der Verband sogar schon angelegt. Ich empfand keine Spur von Unbehaglichkeit und hielt die ganze Geschichte für höchst unbedeutend. Lachend und plaudernd begab ich mich auf mein Zimmer und spürte gar keine Neigung mich niederzulegen. Erst in der Nacht kam die üble Wirkung nach. Trotzdem Kollege Z. mir Abends eine tüchtige Morphiumeinspritzung gemacht hatte, konnte ich vor Schmerz und Aufregung kein Auge zutun. Aber erst als M. am nächsten Morgen mit Z. zusammen den Verband abnahm, bekam ich einen Einblick in den Ernst der Lage. Der Nagel des linken Mittelfingers war zur Hälfte entfernt und am Oberarme erstreckte sich die Schnittwunde von der Ellenbogenbeuge bis zur Achselhöhle. Und wie sah die Wunde aus? Fingerdicke, speckige Ränder erhoben sich wulstförmig. Ich war zu gut unterrichtet, um nicht sofort zu wissen, was solche Wundbeschaffenheit zu bedeuten habe. Als Z. dann mit der Sonde wer weiß wie tief in die unterminirte Achselhöhle fuhr, da fühlte ich es vor meinen Augen schwarz werden und mußte mich mit einem Trunke Wassers stärken. Nicht der Schmerz, sondern der Gedanke, daß es sich im besten Falle um eine langwierige, unabsehbare Geschichte handele, hatten ein Schwächegefühl hervorgerufen. Im nächsten Augenwar es auch schon vorüber.

Nach einigen Tagen verließ ich meine Charitewohnung, um in der liebreichen Familie meines

Freundes und Kollegen T. die Heilung abzuwarten. Er hatte der Operation beigewohnt und übernahm jetzt die ärztliche Fürsorge. Seine gute, alte Mutter pflegte mich wie ihren eigenen Sohn. Aber lange, bange Wochen vergingen und die Heilung machte keine rechten Fortschritte. Mir wurde eine Luftveränderung angeraten und so folgte ich den dringenden Aufforderungen des Oheimes, und der Muhme nach Annaburg überzusiedeln. Daß die Muhme sich meiner in rührender Weise annahm, bedarf kaum der Erwähnung. Sie ließ es sich auch nicht nehmen, den Verbandwechsel zu besorgen, trotzdem die Wunde für nicht ärztliche Augen durchaus widerwärtig aussah. Ich konnte mich der Befürchtung nicht verschließen, daß die auffallend langsame Heilung auf einer Allgemeinvergiftung des Blutes beruhe. Der Oheim suchte mich, so viel er konnte, von meinen trüben Gedanken abzuziehen. Er hatte sich sehr geändert. Während er in früheren Jahren mich kaum eines Wortes würdigte, fand ich ihn jetzt geradezu redselig. Freilich Zerstreuung gab es hier wenig, und die erhofften Freuden des eigenen Hauses und Gartens blieben aus. Ich traute meinen Ohren nicht, als ich ihn die Lasten und Kosten eigenen Besitzes verwünschen, die Beschwerlichkeiten der Garteninstandhaltung beklagen hörte.

Fortwährend, rief er unmutig, hat man zu basteln und zu bessern. Bald ist der Ofen nicht in Ordnung, bald schließen die Fenster nicht, bald sind die

Tapeten schlecht, bald müssen die Türen gestrichen werden. Nun gar erst der Garten. Da könnte man von früh bis spät auf den Beinen sein. Begießen, beschneiden, anbinden, das hört gar nicht auf. Naht aber der Winter, so ist die Arbeit erst recht groß. Denn will man seine Rosen und andere kostbare Pflanzen durchbringen, dann müssen sie sorgfältig umwickelt werden. Mietleute wissen gar nicht, wie gut sie es haben. Der Wirt muß für alles aufkommen.

Das war just gradezu das Gegenteil von dem, was der Oheim in früheren Zeiten gesagt hatte, als er noch nicht Haus und Hof besaß. So ergeht es aber den meisten Menschen. Sie ersehnen und erstreben was sie nicht haben. Ist es ihnen zu Teil geworden, dann ist der Reiz dahin. Sie finden Unannehmlichkeiten und Schattenseiten, die sie nicht geahnt und sind unzufriedener als zuvor. Und doch ohne Streben und Sehnen kein Leben.

Ich fühlte in meiner Stimmung ein großes Bedürfniß nach Einsamkeit und Ruhe. Am Liebsten saß ich lesend in der Geisblattlaube.

Du mußt mehr gehen, Dir mehr Bewegung machen, meinte der Oheim, dann wird auch die Eßlust größer werden und die Wunde schneller heilen. Er ruhte nicht eher, als bis ich jeden Vormittag mit ihm mehrere Stunden in den allerdings prächtigen Waldungen um Annaburg herumwanderte.

Da konnte man den sonst herzlich unbedeutenden Ort ordentlich lieb gewinnen.

Bei diesen Spazirgängen kam der Oheim mit Vorliebe auf seine Heimat und seine Jugend zu sprechen. Es war, als wollte er wieder gut machen, was er in meiner Kindheit versäumt hatte. Damals hart und abweisend, war er jetzt herzlich und gemütvoll. Sich selbst schilderte er zu meinem Erstaunen als tollen, nichtsnutzigen Jungen, von dem keiner etwas Gutes erwartet habe. Ich merkte wohl, er wollte seine ehemalige Strenge damit rechtfertigen, daß er gefürchtet habe, ich könne ein Tunichtgut werden.

Wilhelm und ich, so erzählte er auf einer unserer Wanderungen, waren die wildesten Buben im Städtchen. Deinen Vater, ein verwöhntes Muttersöhnchen, ließen wir bei unseren Streifzügen gern zu Hause. Denn er war uns nur hinderlich und erzählte alles wieder. Eines Tages hatten wir uns weit herumgetrieben und darüber das Mittagessen versäumt. Was unserer dafür zu Hause harrte, wußten wir ganz genau.

Wilhelm, sagte ich zum Bruder, ich stopfe mir Laub und Mos in die Hosen, der Alte schlägt zu erbärmlich darauf los, tu es auch.

Aber Wilhelm wollte nicht.

An der Türe harrte schon der Vater mit dem Rohrstocke und ich bekam zuerst mein Teil. Da ich so gut wie nichts fühlte, nahm ich meine Strafe

fast ohne einen Laut hin. Anders Wilhelm. Er heulte und schrie, daß Gott erbarm. Warte Schlingel, rief der Vater, ich will Dich lehren, wirst noch rebellisch sein. Der Leopold sieht wenigstens sein Unrecht ein und muckst nicht, aber Du — und der Bakel sauste noch grausamer nieder. Da schrie endlich Wilhelm in seiner Verzweiflung: Leopold kann gut still sein, der fühlt nichts, der hat sich Laub in die Hosen gestopft. Das brachte selbst unsern gestrengen Vater zum Lachen. Der alte Großvater aber drohte mir ärgerlich mit der Faust und sagte: du bist ein Galgenstrick, aus Dir wird im Leben nichts.

Rührende Anhänglichkeit bewahrte der Oheim seiner Mutter. Das war eine Frau, erzählte er, wie sie sein soll. Tüchtig im Haus und Hofe, liebreich gegen jedermann, von echter Herzensfrömmigkeit. Nie erhielten wir Buben von ihr eine Züchtigung und doch hatten wir vor ihr mehr Ehrfurcht als vor dem Vater. Ihr verdanke ich es, wenn ich trotz aller Jugendtollheiten schließlich doch ein ordentlicher Mensch geworden bin. Merkwürdig, immer, wenn ich mich auf schlechten Wegen befand, erschien mahnend das Bild der Mutter vor meinen Augen.

Der Tod hat für mich nichts Schreckhaftes, sagte der Oheim ein ander Mal, denn ich werde meine Mutter wiedersehen.

Als ich den Kopf schüttelte, blieb er stehen, sah mich erschreckt an und Tränen traten ihm in die Augen. Wie Fritz? Du zweifelst? ich sollte meine Mutter nicht wiedersehen? Den Glauben lasse ich mir nicht nehmen.

Unsere Wanderungen besserten meinen Zustand nicht nur nicht, sondern verschlechterten ihn. Ich verlor die Eßlust fast ganz und fühlte mich täglich übler. Immer mehr befestigte sich in mir die Überzeugung, daß eine Allgemeinvergiftung des Blutes vorliege und daß nur eine gründliche Kur Hülfe schaffen könne. Zu diesem Zwecke mußte ich natürlich nach Berlin zurückkehren. Ich suchte Lewin auf und teilte ihm meine Absicht mit. Da wurde er bös. Sind Sie deßhalb ein Jahr lang auf der Abteilung gewesen, rief er, um schließlich solche Dummheiten zu machen. Auch nicht der leiseste Verdacht auf eine Allgemeinerkrankung liegt vor. Geduld und Ruhe brauchen Sie. Ich mußte versprechen zu warten.

Wirklich besserte sich der Zustand allmälich. In kurzer Zeit schon meldete ich mich gesund. Die Wunde war zwar noch nicht ganz geschlossen, aber sie machte keine Beschwerden. Der Generalarzt empfing mich sehr kühl.

Sie werden natürlich ihre alte Abteilung wieder übernehmen, erklärte er.

Herr Generalarzt ich bitte um eine andere.

Wieso? fragte er ganz verwundert.

Weil ich die für diese Abteilung nötige Unbefangenheit verloren habe, erwiderte ich.

Was meinen Sie damit?

Chien brûlé craint le feu wollte ich etwas bitter antworten, aber rechtzeitig fiel mir ein, daß das einem Vorgesetzten gegenüber, vielleicht unpassend erscheinen konnte. Ich suchte also so gut es ging auseinanderzusetzen, daß man bei der ungeheuren Krankenzahl, schnell, sicher und zuversichtlich arbeiten müsse, um durchzukommen. Dazu sei unumgänglich nötig, daß man gar nicht daran denke, es könne einem etwas zustoßen. Dies sei für mich nach den gemachten Erfahrungen unmöglich.

Er schüttelte mit dem Kopfe. Ich kann doch Ihretwegen nicht andere Kollegen versetzen.

Ich merkte wie die Aktien standen und schwieg. Aber ein unbeugsamer Entschluß war plötzlich über mich gekommen, auf die alte Abteilung nicht zurück zu kehren, ein Entschluß, den ich zuvor gar nicht erwogen hatte.

Ich werde dem Chef Bericht erstatten, sagte M., und der wird entscheiden.

Die Entscheidung erfolgte denn auch bald und ich konnte mit ihr zufrieden sein, denn ich kehrte zum Institute zurück. Gewiß war Schubert mein Fürsprecher gewesen. Ich schloß das aus der wahrhaft herzlichen Weise, mit der er mich bei der Meldung empfing. Sie haben Unglück gehabt, lieber Kollege, und schlimme Zeiten durchgemacht. Es freut mich,

daß Sie so weit wieder hergestellt sind. Ich habe Ihnen hier eine Tätigkeit zugedacht, die Ihnen zusagen wird. Aber vorerst gehen Sie mal einige Wochen auf Urlaub an einen freundlichen Ort. Sie sind körperlich und geistig heruntergekommen. Erholen Sie sich, hernach wollen wir weiter sehen.

Wie wohl tat mir dieser teilnehmende Empfang meines Vorgesetzten.

Ein Wiedersehen.

Längst hatte ich mich darnach gesehnt, Kopenhagen und die Meisterwerke Thorwaldsens kennen zu lernen. Freund H., ein begeisterter Verehrer des Meisters war dort gewesen und konnte nicht genug von den großartigen Eindrücken erzählen.

Man meint im alten Hellas zu sein, hatte er gesagt, nicht in einer neuzeitlichen, nordischen Stadt. So sehr dreht sich dort alles um die Kunst, so sehr wird dort der Künstler gefeiert. Ich beschloß, Klampenborg bei Kopenhagen aufzusuchen, das mir wegen seiner prächtigen Lage an der See und seiner herrlichen Waldungen gerühmt wurde.

Im Genusse einer schönen Natur und im Anschauen herrlicher Erzeugnisse der bildenden Kunst, hoffte ich, die Erschütterungen der letzten Zeit auszugleichen und neuen Mut für die Zukunft zu schöpfen.

Mit den besten Vorsätzen kam ich in Kopenhagen an. Meine künstlerischen Erwartungen wurden weit übertroffen, als ich das merkwürdige Mausoleum und Museum des großen Dänen in Augenschein nahm. Aber ernst und feierlich stimmte mich der Hofraum mit dem einfachen Grabmale, ernst auch das Anschauen der rings umher in den Hallen aufgestellten Werke. Lag es an dem düsteren Gebäude oder an dem nordischen Himmel oder, an mir? Die erhebende und dabei frohe Stimmung, die ich einst im ewigen Rom bei der Betrachtung der Kunstwerke empfunden, wollte nicht über mich kommen.

Zu allem Unglücke brach meine Armwunde von neuem auf, und die mit Mühe zum Schweigen gebrachten Befürchtungen wurden wieder rege. Ängstlich beobachtete ich meinen Körper, jedes Pickelchen erschien mir verdächtig und eines Tages begab ich mich tatsächlich zu einem in seinem Fache bewährten Kollegen, um seinen Rat einzuholen. Ich verschwieg, daß ich Arzt sei, um eine ganz unbeeinflußte Meinung zu hören. Als diese aber nach kurzer Untersuchung dahin lautete, daß ich keinen Grund zur Befürchtung haben brauche, war ich nicht überzeugt.

Trübselig und verdrossen suchte ich das berühmte Tivoli auf. In einem Kaffe nahm ich an einem Tischchen Platz und überließ mich meinen Gedanken. Ein vornehm aussehender Herr trat höflich grüßend heran und fragte, ob er Platz nehmen dürfte. Da in der Nähe genug andere Tische frei waren, machte

mich das stutzig. Er begann sofort ein Gespräch, fragte wie mir Kopenhagen gefalle, ob ich das Teater schon besucht habe und ähnliches. In meiner Stimmung und als Großstädter faßte ich diese liebenswürdige Teilnahme sehr mißtrauisch auf. Als er nun fragte, haben Sie denn das Labyrint schon besucht und auf meine Verneinung fortfuhr, o, das müssen Sie sehen, kommen Sie mit, es ist nur wenige Schritte entfernt, stand meine Meinung fest: das ist ein Bauernfänger. Ich war begierig darauf, was er aufstellen würde.

Wir gingen zum Labyrinte, aber es war schon geschlossen. Schade, schade, sagte er und begab sich merkwürdiger Weise mit mir zum alten Platze zurück. Auch machte er gar keine Vorschläge, irgend ein Restaurant aufzusuchen, oder mich mit anderen Herren bekannt zu machen. Er plauderte nur harmlos, nannte mir, was ich noch alles sehen müsse und erbot sich zu Empfehlungen. Das ist ein besonders geriebener Bursche dachte ich und wurde immer einsilbiger. Schließlich sah ich aber, daß Herren und Damen, die an uns vorübergingen, ihn auffallend höflich grüßten und kam von meinem Mißtrauen zurück. Ich wurde gesprächiger, wir tauschten unsere Karten und er entpuppte sich als ein hoher Ministerialbeamter. Als wir uns trennten, bot er mir seinen Rat und seine Hülfe in freundlichster Weise an. Mir sind später noch mehrmals Beweise ganz ausgesuchter Höflichkeit gebildeter Kopenhagener gegen Fremde

geworden und es ist Pflicht, das hervorzuheben, da der Deutsche eher auf das Gegenteil gefaßt ist. Nachträglich machte ich mir ernstliche Vorwürfe über mein bärenhaftes Betragen und nahm mir fest vor, dieser krankhaften, durch künstlich genährte Schreckbilder erzeugten Stimmung ein Ende zu machen. Aber ich fürchte, es wäre bei dem guten Vorsatze geblieben, wenn ich nicht einen alten berliner Freund, den Maler St., getroffen hätte. Dauernde Einsamkeit wäre damals für mich geradezu verhängnißvoll geworden.

Dem wurde nun ein schnelles Ende gemacht. Gemeinsam durchstreiften wir die herrlichen Buchenwaldungen, machten Ausflüge bis Marienlyst und Helsingborg, bewunderten die Werke der Kunst in Kopenhagen. Er war eine von jenen Frohnaturen, die auch andere froh machen. Eine sonnige Heiterkeit und ruhige Klarheit lag in seinem Wesen, prägte sich in Worten und Werken aus. Immer hatte er sein Skizzenbuch bei der Hand, um hier einen interessanten Kopf, dort einen reizvollen Vorgang festzuhalten. Ich lernte von ihm das Malerische an Menschen und Dingen sehen und würdigen. Von Morgens früh bis Abends spät waren wir beisammen. Da blieb zum Grübeln und Grillenfangen keine Zeit übrig, meine Reizbarkeit und Launenhaftigkeit verschwanden. Ein Anderer, kehrte ich nach Berlin zurück.

Schubert kam mir in der freundlichsten Weise entgegen. Sie haben ja, lieber Kollege, sagte er,

schon die Arzneimittel-Sammlung geordnet, wie wäre es, wenn Sie die physikalische vornähmen? Was er sonst von mir verlangte, beschränkte sich auf einige Repetitionen und Übungen mit den Zöglingen älterer Jahrgänge.

In aller Behaglichkeit arbeitete ich nun täglich mehrere Stunden im Lehrgebäude, ordnend, sichtend, aufstellend. Ein Inhaltverzeichniß der Sammlung gab es nicht. Dafür aber eine ganze Menge alter, halbzerbrochener Stücke, über deren einstigen Zweck mir bisweilen auch die besten Fachleute keine Auskunft geben konnten. Da war z. B. ein riesiger Holzzylinder, dessen Bedeutung unklar blieb, bis ich einst in einer Kiste einen zerbrochen Isolator fand, der augenscheinlich dem Zylinder als Träger gedient hatte. Dadurch kam ich auf die richtige Fährte. Der Zylinder wurde neu aufgearbeitet und zu einem geschichtlichen Prachtstücke der Sammlung.

Trotz dieser mir sehr zusagenden Tätigkeit, behielt ich noch Zeit genug übrig, um G. wieder acht Wochen zu vertreten. Er bedurfte der Schonung und Erholung mehr denn je. Es konnte kein Zweifel sein, daß sein körperliches Befinden von Jahr zu Jahr schlechter wurde. Die Ausbildung chronischer Lungentuberkulose ließ sich nicht mehr verkennen. Er selbst gab sich über seinen Zustand keinen Zweifeln hin und sprach darüber ganz offen zu mir: Die Maschine versagt ihren Dienst. Alles

Ausflicken und Einölen kann nichts helfen. Sie schleppt sich noch ein Weilchen weiter um eines Tages plötzlich stille zu stehen. Das ist ja so der Lauf der Welt und ein Arzt soll darüber am Allerwenigsten viel Aufhebens machen. Aber wenn mir jemand vor zwanzig Jahren gesagt hätte, daß ich einst an Schwindsucht zu Grunde gehen würde, den hätte ich ausgelacht. Ich wünsche nur, daß Du in Berlin bleiben und mir zur Seite stehen kannst, denn allzulange werde ich, selbst in beschränktem Umfange, meine Arbeit kaum fortsetzen können. Du vertrittst mich nun im vierten Jahre, meine Kranken kennen Dich und sind an die Vertretung gewöhnt. Zum Danke soll Dir dann auch einst, wie billig, diese meine Erbschaft zufallen.

Mit großem Eifer gab ich mich der Vertretung hin und merkte wohl, daß mich die vielseitige Tätigkeit in der Charite außerordentlich gefördert hatte. Jetzt erst, so schien es mir manchmal, hatte ich in Wahrheit meine Prüfungen vollendet und konnte mit der nötigen Sicherheit die mir übertragenen Aufgaben lösen. Zu tun gab es reichlich und es fehlte nicht an merkwürdigen Erlebnissen, die in dem Berufe des Arztes mehr als anderwärts vorkommen. Eins aber sollte für mich von unvergeßlicher Bedeutung sein.

Als ich einst einer alten Dame, bei der G. seit langen Jahren Hausarzt war, einen Besuch machte, sagte sie zu mir: Würden Sie wohl so

gut sein eine Näherin im Hintergebäude zu be-besuchen? Das arme Mädchen ist brav und tüchtig, aber leider durch fortwährendes Kranksein arg zurückgekommen. Ich helfe da manchmal ein Wenig nach. Jetzt liegt sie wieder seit längerer Zeit und ist ohne jede ärztliche Hülfe. Sie würden mir einen Gefallen tun, wenn Sie mich über ihren Zustand unterrichten und ihre Behandlung übernehmen wollten.

Sehr gern, erwiderte ich und machte mich unter der Führung des Dienstmädchens auf den Weg. Wir stiegen im Hinterhause drei Treppen hinauf und gelangten schließlich zu einer Art Bodenkammer. Die Ausrüstung war mehr als dürftig, aber peinliche Sauberkeit herrschte überall. Auf dem Fensterbrette standen einige blühende Fuchsien, gewiß ein Geschenk der alten Dame. An der Langseite der Kammer lag mit dem Gesichte gegen die Wand gekehrt, die Kranke, in einem alten, wurmstichigen Bettgestelle. Sie schien unser Kommen nicht bemerkt zu haben, denn sie rührte sich nicht.

Fräulein, sagte das hinzutretende Dienstmädchen und zupfte sie leise am Ärmel, Frau v. B. schickt Ihnen ihren Arzt.

Langsam drehte sie sich um. Ein blasses, verfallenes Gesicht, auf den Wangen scharf abgegrenzte, rote Flecke; die großen dunkeln Augen leuchteten in überirdischem Glanze; keuchend entrang sich der Atem der Brust; Schweißtropfen perlten von der bleichen Stirn herab.

Ich leide, ich leide furchtbar, hauchte sie leise, zentnerschwer liegt es auf meiner Brust.

Maria, wollt ich rufen, kennst Du mich denn nicht. Aber das Wort erstarb mir auf den Lippen, Tränen kamen mir in die Augen, ich mußte mich abwenden. Großer Gott, war es denn möglich, dies elende, mit dem Tode ringende Weib sollte meine schöne lebenslustige Maria, die gefeierte Sängerin sein. Gewiß eine außerordentliche Ähnlichkeit trieb hier ihr Spiel. Und doch diese Augen besaß keine Andere und diese Züge, wenngleich traurig verändert, zeigten doch den mir wohlbekannten Ausdruck. Wieder zweifelte ich. Da fielen meine Augen auf ein kleines Bild an der Wand, das ich einst Maria geschenkt hatte. Sie war es also wirklich.

Sie hatte jetzt die Augen geschlossen und redete irre Worte. Ich kämpfte die Schwäche, die mich einen Augenblick zu bemeistern drohte, mit Gewalt nieder, teilte dem harrenden Mädchen meine Anordnungen mit und verließ tief erschüttert das Zimmer. Ich fürchtete mich bei längerem Verweilen zu verraten. Welche furchtbaren Schicksalschläge mußten über die Ärmste hereingebrochen sein, um sie in diesen Zustand zu bringen?

Als alle meine Nachforschungen nach ihrem Aufenthalte erfolglos geblieben waren, glaubte ich, sie habe irgend eine glänzende Verpflichtung im Auslande angenommen. Auch zweifelte ich nicht daran,

daß sie mir geschrieben habe, und daß die Briefe bei meinem vielfachen Garnisonwechsel verloren gegangen seien. Immer hoffte ich bald von ihr, als von einer gefeierten Sängerin zu hören. Und nun mußte ich sie todtkrank wiedersehen.

Abends besuchte ich sie nochmals. Sie lag mit geschlossenen Augen da. Niemand war zugegen. Ich setzte mich still an das Bett und belauschte ihren Atem. Plötzlich schlug sie die Augen auf und sah mich groß an. Wie geht es Ihnen, fragte ich mit erzwungener Ruhe.

Besser, viel besser, erwiderte sie ohne den Blick von mir zu wenden. Ich fühlte, daß mein Äußeres der Verräter meines Inneren wurde und griff mechanisch nach ihrem Pulse. Aber meine Hand zitterte, und sie zuckte bei der Berührung zusammen. Ihre Augen leuchteten schmerzlich auf, sie beugte sich vor. Fritz, flüsterte sie mit tonloser Stimme und sank ohnmächtig zurück. Nur langsam erholte sie sich. In der Besorgniß, die Aufregung könne einen Brustkrampf erzeugen, bat ich sie ruhig zu bleiben, nicht zu sprechen. Nein, sagte sie leise, ich muß sprechen, wer weiß wie viel Zeit mir noch übrig bleibt. Ich wollte Dir, Geliebter ersparen, daß Du deine einst schöne und gefeierte Maria in solchem Elende wiedersähest. Das Geschick hat es anders beschlossen. Und es ist gut so. Ich bin froh, daß ich Dich wieder habe, wenn auch nur, um Dir Lebewohl für immer zu sagen.

Maria, rief ich, sprich nicht so, Du wirst noch gesund und glücklich werden.

Sie schüttelte den Kopf, ich weiß, wie es mit mir steht und Du weißt es auch.

Ich wollte widersprechen, aber sie duldete es nicht. Höre mich an, sagte sie, und Du wirst Dir keine Mühe geben, mich zu überreden.

Als ich nach Dresden zurückgekehrt war, ging mein Leiden an. Des Oheimes Zustand wurde hoffnungslos. Ich mußte Tag und Nacht um ihn sein, er duldete keine andere Pflegerin in seiner Nähe. Nach einigen Monaten starb er. Aber auch meine Gesundheit hatte durch die Anstrengungen und fortwährenden Aufregungen sehr gelitten. Das Schlimmste war, daß meine Stimme ihre Dienste zu versagen begann. Sie ermüdete leicht und verlor an Klangfülle. Ich mußte mich in ärztliche Behandlung begeben. Die Kur war sehr langwierig und kostspielig, der Erfolg nur vorübergehend.

Eines Tages erklärte mir der Arzt, mein Leiden sei unheilbar, wenn ich das Singen nicht ganz unterließe. Das hieß also mit anderen Worten, ich sollte meinen Beruf ohne weiteres aufgeben. Dazu konnte ich mich nicht entschließen. Doch eines Abends mußte ich nach dem zweiten Akte des Lohengrin aufhören, weil meine Stimme vollständig versagte. Halbtodt vor Aufregung und Scham, kehrte ich nach meiner Wohnung zurück. Wochen hindurch lag ich krank und zwar stellten sich zu den Kehlkopfbeschwerden

nun auch Brustschmerzen ein. Ich hustete viel und warf Blut aus. Die lange Krankheit zehrte meine Ersparnisse auf. Ich änderte meinen Namen und ging nach Berlin, als die Sommerzeit einige Besserung gebracht hatte. Ich versuchte, meinen Unterhalt durch Nähen zu verdienen. Aber das anhaltende Sitzen bekam mir schlecht, ich wurde immer elender und mußte das Bett hüten. Ich hätte verhungern müssen, wenn sich Frau v. B. meiner nicht angenommen hätte.

Und Du schriebst mir nichts von alledem? rief ich.

Nein, mein Freund, sagte sie matt lächelnd, Du hättest mir ja doch nicht helfen können. Als gefeierte, berühmte Sängerin solltest Du deine Maria wiedersehen, nicht als todtkranke Bettlerin.

Erschöpft sank sie zurück. Ich ergriff ihre Hand und saß lange an ihrer Seite, keines Wortes mächtig, ängstlich das edle, blasse Antlitz betrachtend. Plötzlich richtete sie sich halb auf, angstvoll mich anschauend. Es steigt mir so warm in der Brust auf, ich glaube es kommt wieder Blut, flüsterte sie. Ich umfaßte sie, um sie zu stützen, als auch schon ein Blutstrom dem Munde entquoll. Das Haupt neigte sich, die Arme sanken schlaff herab. Sie hatte ausgelitten. Ich drückte ihr die Augen zu als letzten Liebesdienst. Frau v. B. und ich geleiteten sie zur Ruhestätte. Wir waren die einzigen Leidtragenden der einst so Gefeierten. Der Arzt hat mehr zu leiden als andere Menschen.

Die Zersetzung.

Während meines Aufenthaltes in der Charite hatte ich wenig Zeit gehabt, mich den zahlreichen Freunden und Bekannten aus früherer Zeit zu widmen. Anders stand die Sache jetzt, da ich zum Institute zurückgekehrt war. Ich unterließ denn auch nicht, das Versäumte nachzuholen. Die gemütlichen Zusammenkünfte der ehemals jungen Kollegen im Westen hatten freilich aufgehört. Das alte, behagliche Wirtshaus Karlsbad mit seinem Vorgarten war einer gewaltigen Mietkaserne gewichen. Die jungen Anfänger von ehedem erfreuten sich zumeist einer zufriedenstellenden Praxis. Den Vogel hatte natürlich Ab. abgeschossen, wie vorauszusehen war. Er wurde sogar hin und wieder schon als Beratender zugezogen. Doch fand er sich in diese Würde mit der ihm angeborenen Sicherheit.

W. war als Frauenarzt und Hygieniker bekannt. Zur Zeit befand er sich auf einige Jahre in Tokio, wohin ihn die japanische Regierung als Leiter der inneren Klinik berufen hatte.

R., der tapfere Streiter gegen Hahnemann und Genossen, führte seinen Kampf mit scharfer Feder*) und gewandter Zunge weiter.

*) R. hat folgendes Buch über die Homöopathie veröffentlicht: Die Homöopathie und ihre Bedeutung für das öffentliche Wohl von Dr. J. Rigler, Berlin-Hirschwald.

Der dicke M. hatte noch an Leibesfülle gewonnen, was ihn aber nicht hinderte, eine sehr ausgedehnte Tätigkeit zu entfalten.

Der schöne Th. wurde dank seinem verbindlichen Wesen, besonders von den Frauen bevorzugt.

Am Wenigsten war es eigentlich dem guten S. geglückt. Trotz seines Wissens und seiner Gewissenhaftigkeit kam er nicht recht vorwärts. Sein idealer Sinn wußte sich nur schwer mit den harten Forderungen des Lebens abzufinden. Er hatte wohl viel zu tun, aber er nahm wenig ein.

St., der in Lichterfelde so bösen Erfahrungen ausgesetzt gewesen war, verzeichnete alljährlich eine erfreuliche Zunahme seiner Gefolgschaft.

v. A., der Melancholiker, eiferte gewaltig gegen den überhand nehmenden Wettbewerb und drohte das Feld seiner Tätigkeit anders wohin zu verlegen. Aber er machte keine Anstalten dazu und seine Freunde versicherten, daß er Berlin nie verlassen werde.

Die Meisten der Genannten waren inzwischen in den Stand der Ehe getreten und der alte burschikose Verkehr hatte damit sein Ende erreicht; nicht aber der freundliche Umgang unter einander. Er setzte sich in geläuterter Form in den Familien fort.

Eine Art Mittelpunkt für diesen alten Kreis bildete das gastliche Haus von T., das auch mich in der jüngst vergangenen Schmerzenszeit wochenlang beherbergt hatte. Von einem tüchtigen Arzte

verlangt man nicht nur, daß er in seinem Fache gehörig beschlagen sei, er soll auch Welt- und Menschenkenntniß besitzen. Er soll Freund und Berater der zu behandelnden Familie werden; im Glücke die Freuden mit ihr teilen, wie im Unglücke die Leiden. Diese Gaben besaß T. in hohem Maße, teils durch natürliche Anlage, teils durch frühzeitige Selbstständigkeit, teils durch das Bedürfniß nach regem Umgange. Wer ein Stündchen verplaudern wollte, wer des Rates bedurfte, ging zu T. Man war immer sicher einen oder den anderen Kollegen bei ihm zu treffen. Aber er half nicht nur mit Rat, sondern auch mit der Tat. Nie pochte man bei ihm vergeblich an, wenn es einen Dienst zu erweisen galt. Diese Fürsorglichkeit und angeborene Gutmütigkeit hatten ihm einst als Studenten den Spitznamen Papa eingetragen. Ich kannte T. schon von meiner Schulzeit her, die Beziehungen hatten sich im Laufe der Jahre immer inniger gestaltet. Jetzt bestand eine treue Freundschaft. Jeder wußte, das er auf den Andern zählen konnte. Bei T. weilte ich natürlich oft und blieb dadurch auch im steten Verkehre mit den bürgerlichen Kollegen des Westens, trotzdem ich ihrem neu begründeten Vereine nicht angehörte. Die Kollegen rieten mir, wenn die Rede darauf kam, immer ab, den militärärztlichen Dienst aufzugeben. Ich solle doch eine sichere Stellung nicht opfern, für den immer dorniger und undankbarer werdenden Beruf des bürgerlichen Arztes. Auch

solle ich mich nicht zu sehr auf die Erbschaft des alten G. verlassen. Sei die Stellvertretung zu Ende, dann werde mir mancher von den Kranken den Rücken kehren, von dem ich es am Allerwenigsten erwartet habe. T. allein bestärkte mich in meinem Entschlusse. Wobei der Wunsch, den Freund am Orte zu behalten, wohl unbewußt großen Einfluß übte. Im Übrigen hatte ich ja die Absicht dem militärärztlichen Berufe treu zu bleiben, aber nur in Berlin, an das ich mit allen meinen Fasern geknüpft war. Wurde mir das unmöglich gemacht, dann mußte ich den Abschied einreichen.

Große Unterstützung meiner Absichten fand ich in einem anderen Kreise meiner Freunde, bei den Künstlern. Nach den schweren Heimsuchungen, die mich betroffen und Monate lang den düstersten Befürchtungen Preis gegeben hatten, gewann ich im Verkehre mit ihnen gar bald meine alte Lebenslust wieder. Sie sind ja meist von der Natur mit guter Laune und Frohsinn ausgestattet.

Die lustigsten und unternehmendsten sind die Maler. Ihnen wird das Schaffen leichter als anderen. Das frische, fröhliche Anschauen und Wiedergeben des Lebens in farbenprächtigen Bildern, das Studium des inneren und äußeren Menschen, der umgebenden Natur, erwärmt ihre Herzen und belebt ihre Einbildungskraft. Glück und Erfolg winken ihnen und schmücken ihren Pfad, der

in ein schönes, verheißungsvolles Land zu führen scheint, mit Rosen.

Schwieriger haben es die Bildhauer. Sie müssen auch ohne den sinnbestrickenden Zauber der Farben auskommen. Der weiche, bildungsfähige Ton gibt zwar leicht ihren Gedanken Ausdruck, aber der spröde Gips läßt oft viel verloren gehen. Der Stein hat Fehler, das Erz hängt von der Mischung und dem Gusse ab. Zudem reden die Bildwerke von Stein und Erz zu uns meist eine Sprache des Ernstes, der Mahnung, wenigstens bei uns im Norden. Anders mag es im Altertume unter dem lachenden Himmel Atens und Roms, unter dem fröhlichen Regimente erträumter Götter gewesen sein.

Welchem Fache die Künstler aber auch angehören, sie gehen hoffnungsfroh der Zukunft entgegen. Lebenslust und Schaffensdrang sind ihnen angeboren. Auch verstehen sie es, sich und anderen, durch die ihnen zugefallenen Gaben, das Dasein zu verschönern.

Bei ihnen hatte ich als junger Doktor meine ersten Lorberen gepflückt, bei ihnen war ich in den drei Jahren meines jetzigen berliner Aufenthaltes feierlich als Leibarzt wieder eingesetzt worden. Nicht daß mir dadurch materieller Gewinn wurde. Junge Künstler haben selten Geld übrig. Aber manche hübsche Zeichnung, manches edle Bildwerk entschädigten mich reichlich. Dazu kam das treuherzige Versprechen, wenn einst aus dem noch unbekannten

Künstler ein berühmter Meister geworden sein würde, dann auch meine Zeit gekommen sein solle. Die Zahl dieser zukünftigen Hausarztstellen war nicht gering, und ich schätzte sie um so mehr, da ich sie mir ohne fremde Hülfe erworben hatte.

Vorläufig freilich begnügten wir uns, die Einbildungskraft in Tätigkeit zu versetzen und uns möglichst rosige Zukunftsbilder hervorzuzaubern. Dabei ließen wir aber die Gegenwart auch nicht aus den Augen und manche frohe Stunde verlebten wir zusammen. Oft war es die italienische Weinstube bei Raffo, die uns vereinigte. Hier wurden dann beim Glase feurigen Chiantis die hervorragenden Erzeugnisse der letzten Ausstellung einer unbarmherzigen Beurteilung unterzogen. Denn die jungen Feuerköpfe glaubten den Himmel stürmen und die alten Götter absetzen zu können. Oft waren die Meinungen gradezu entgegengesetzt und dann folgten harte Redekämpfe. Böcklin, Hildebrandt, Becker, Begas, wie heiß ist für und wider Euch gestritten worden.

Ein ander Mal gab es im Künstlerheime in der Kommandantenstraße einen fröhlichen Kneipabend, wo uns der allezeit sangesfreudige Krolop eines seiner flotten Lieder spendete, oder der ernste Fricke seine prächtige Baßstimme erschallen ließ, oder Meister Ehrentraut einen Künstlersang anstimmte. Oder wir feierten eines jener Sommerfeste, die der goldne Humor und die geschickte Durchführung damals zu den reizvollsten der Hauptstadt gestalteten. Da fuhren

wir auf stattlichem Dampfer hinaus, Männlein und Weiblein, lachend und singend. Auf der Kommando-Brücke aber stand im roten Fracke, den Zweispitz auf dem Haupte, ein riesiges Fernrohr in der Hand, der Admiral, Bildhauer Neumann. Schweigsam und ernst, wie es bei so verantwortungsvollem Amte sich ziemt, überlegte er, wie er seine Schutzbefohlenen durch alle Fährlichkeiten der tückischen Oberspree sicher geleiten könne. Plötzlich gibt es Allarm. Am Ufer zeigen sich kriegerische Gestalten im weißen Burnuß und Turban. Sie schwingen kampflustig die krummen Säbel, schießen mit ihren langläufigen Flinten nach dem Dampfer, machen Miene, auf kleinen Boten heranzukommen und zu entern. Schreckensrufe ertönen und die Verwirrung ist groß. Aber der Admiral läßt Volldampf geben und bald sind die bösen Riffpiraten weit zurück. Kaum ist diese Gefahr überwunden, so kommt ein Bot in Sicht, das die Notflagge gehißt hat und dessen Insassen verzweiflungsvoll Tücher und Hüte schwenken, um sich bemerkbar zu machen. Der Admiral läßt beidrehen und nimmt mitleidig die armen Schiffbrüchigen auf. Sie heißen Heckmann & Ko. und erzählen mit Schrecken von den Leiden, die sie ausgestanden haben. Endlich landen wir, und ein fröhliches Leben und Treiben entwickelt sich bald auf den waldigen Gründen von Grünau. Hier werden Ausgrabungen vorgenommen und die wunderbarsten Funde, natürlich ältester, vorgeschichtlicher Zeit, entdeckt.

Weise Gelehrte geben den Dingen sofort die nötige Deutung. Dort streiten zwei bärtige Ringkämpfer um den Preis. An anderer Stelle ermahnt ein Kapuziner eindringlich die Menge, nun endlich abzulassen von den Lockungen dieser Welt. Die aber lacht ihn aus und drängt sich um eine Riesenbowle. Der dicke Baumeister F. füllt einen Humpen, und kredenzt ihn dem frommen Vater. Er möge das Schimpfen lassen und sich lieber mal ordentlich stärken. Und Zureden hilft. Der Kapuziner lert den Humpen und verläßt Arm in Arm mit dem lustigen Baumeister den Platz.

So verging mir das letzte Halbjahr am Institute unter anregender Tätigkeit und angenehmen Erholungen recht schnell. Die Zeit meiner Versetzung rückte heran und nun mußte sich mein Geschick entscheiden. Eines Tages stand ich wieder in dem wohlbekannten Zimmer der Medizinalabteilung, um K. meine Wünsche vorzutragen. Ich hätte in den letzten drei Jahren die Grundlagen zu einer ärztlichen Tätigkeit gelegt, unser alter Hausarzt sei kränklich und bedürfe dauernd einer jüngeren Kraft. Zahlreiche Beziehungen und Verbindungen, innigste Neigung fesselten mich an Berlin, deßhalb bäte ich dringend um meine Versetzung zu einem hiesigen Truppenteile.

Das ist das alte Lied, sagte K. ziemlich ärgerlich. Jeder möchte in Berlin bleiben. Wo sollen denn alle die nötigen Stellen herkommen.

Aber bei mir, Herr Generalarzt, erwiderte ich, liegen doch triftige Gründe vor.

Sie sind Militärarzt und müssen sich den Interessen des Dienstes fügen. Ihre Zeit am Institute ist abgelaufen, in Berlin aber keine Stelle frei.

Dann würde ich wenigstens bitten, falls dieser Fall eintritt, mich zu berücksichtigen, wagte ich zu antworten.

Er zuckte mit den Achseln und sagte: ich kann nichts versprechen.

Damit war die Unterredung zu Ende. Den Chef bekam ich dies Mal überhaupt nicht zu Gesichte, er lag krank darnieder. Kurze Zeit darauf erhielt ich meine Versetzung nach Kolberg.

Als ich unserem alten Hausarzte G. das mitteilte, war er wenig davon erbaut. Schade, sagte er, ich hatte für den Winter stark auf deine Mithülfe gerechnet. Mir hat die Sommerfrische dies Mal so gut wie gar keine Stärkung gebracht. Teilweise mag daran die kalte, regnerische Witterung schuld gewesen sein, die Hauptsache aber ist, daß es mächtig bergab geht.

Ich drang in ihn, einen Kollegen zu Rate zu ziehen. Aber davon wollte er nichts wissen.

Ich kenne meinen Zustand, sagte er, und weiß recht gut, daß nichts zu machen ist. Eine verkäste und halb zerstörte Lunge läßt sich nicht ausbessern, oder ersetzen. Ein oder zwei Jahre wird die Maschine wohl noch aushalten.

Lange werde ich nicht in Kolberg zubringen, erwiderte ich. Mein Entschluß steht fest, den Abschied zu nehmen, falls ich keine Aussicht habe, bald eine Stelle in Berlin zu erlangen.

Nur keine Übereilung, mahnte G. So sehr ich dein Hiersein wünsche, so wäre es doch Torheit, ein sicheres Brod ohne zwingende Gründe aufzugeben. Ich bin fest überzeugt, daß es gar nicht schwer halten wird, deine Rückversetzung hierher in ein bis zwei Jahren zu erlangen. Dann bist Du geborgen. Bis dahin harre aus. Damit Du mit mir und meinen Kranken, bis ich einmal den Aeskulapstab für immer aus der Hand lege, im Zusammenhange bleibst, wäre es freilich nützlich, wenn Du im nächsten Jahre vier Wochen Urlaub nähmest und ihn benutztest, mich zu vertreten.

Kolberg.

Meine Neigung, G.'s wohlgemeinten Rat zu befolgen, war nicht allzugroß. Indeß fand ich in Kolberg so angenehme Verhältnisse vor, daß es mir erleichtert ward, mein Vorhaben hinaus zu schieben.

Das Städtchen selbst freilich, bot außer seiner geschichtlichen Vergangenheit wenig Verlockendes. Es machte grade einen Mauserungsprozeß durch,

indem man begonnen hatte, die Festungswerke niederzulegen. Schon waren die engen Tore und die Umfassungsmauern verschwunden. An einigen Stellen hatte man mit dem Zuschütten des Wallgrabens begonnen und schon führte ein stattlicher, breiter Weg nach der am Strande belegenen Badestadt Kolbergermünde. Für die Zukunft standen demnach großartige Erweiterungen und Verschönerungen bevor. Aber augenblicklich hatte der Winter den Erdarbeiten Stillstand geboten und nun gaben Erdhaufen, halb abgetragene Gebäude, umgestürzte Mauern, teilweise ausgefüllte Gräben, ein Bild freiwilliger Zerstörung. Daneben erhoben sich aber an einzelnen Stellen auch schon neue Häuser, zum Zeichen, daß aus den Trümmern frisches Leben erblühen solle. Trotz der im Gange befindlichen Entfestigung beherbergte Kolberg noch eine recht stattliche Garnison, und ich sah mich vor die Notwendigkeit gestellt, siebzig bis achtzig Besuche zu machen. Ganz zu Stande bin ich damit überhaupt nicht gekommen, vielmehr wurden viele Antritts- auch zugleich Abschiedsbesuche.

Der erste Besuch galt, wie billig, meinem Regimentsarzte S.

Der kleine Mann, ausgetrocknet und dürr, von eiserner Gesundheit und quecksilberner Beweglichkeit, sprach mit unendlicher Zungenfertigkeit eine halbe Stunde lang ununterbrochen fort. Dabei kein Ermatten, kein längeres Atemholen, kein Stocken.

Ich sah sofort ein, daß dieser Redekraft gegenüber jeglicher Widerstand versiegen müsse. Das hatte man wohl auch beim Truppenteile längst erkannt. Er genoß hier in ärztlichen Dingen nicht eine beratende, sondern eine entscheidende, allein maßgebende Stimme. Er durfte sich Freiheiten gestatten, die anderen Persönlichkeiten übel angerechnet worden wären.

An die Bestimmung, daß der militärärztliche Dienst in Uniform zu erledigen sei, kehrte er sich einfach nicht und erschien im Lazarete sowie beim gewöhnlichen Truppendienste im bürgerlichen Kleide. Die Manneszucht soll darunter leiden? sagte er einst zu mir, wenn man dem Untergebenen nicht in Uniform gegenüber tritt? beim Offiziere gebe ich das zu, beim Arzte niemals. Ich habe noch nie über die kleinste Ungehörigkeit meiner Leute zu klagen gehabt, während Kollegen, die stets in Uniform umher stolziren, Beschwerde führen. Selbst dem Generalarzt A. gegenüber, der zur Besichtigung, bald nach meiner Ankunft eintraf, blieb er sich treu.

Wir machten den Rundgang durch die Lazareträume in Uniform, mit Ausnahme von S., der seinen gewöhnlichen schwarzen Rock an hatte. A. sagte zuerst nichts, aber ich merkte wohl, daß er peinlich berührt war. Im Übrigen wurde alles in bester Ordnung befunden, auch mit Genugtuung die Abteilung für innere Kranke durchmustert, auf

der zahlreiche Typhuskranke lagen. Für sie interessirte sich A. ganz besonders und mit Recht. War doch durch ihn im Korps die Kaltwasserbehandlung streng nach den Vorschriften des stettiner Arztes Brand eingeführt worden.

Seit nach Brand behandelt wird, sagte A. mit Stolz, ist ein Todesfall in Folge von Typhus im zweiten Korps noch nicht wieder vorgekommen.*)

In der Tat konnte man hier des alten Dichters Pindars Ausspruch Ἄριςτὸν μὲν ὕδωρ**) nicht genug rühmen. Denn die schwersten Fälle kamen unter richtiger Anwendung der kalten Bäder zur Heilung. Freilich gehört ein sicher geschultes Wärterpersonal zu dieser schwierigen Behandlungsart.

Die Besichtigung verlief ohne Zwischenfall, wir begaben uns in das Beratungszimmer, A., S. und ich. A. war mir von früher her als wohlwollender, gerechter Vorgesetzter bekannt, der nicht leicht seine Ruhe und Gutmütigkeit verlor. Doch jetzt legte sich seine Stirn in Falten und die freundlichen Augen nahmen einen fast finsteren Ausdruck an. Ein Unwetter schien bevor zu stehen. Aber nur einen Augenblick schien es so. Im nächsten hatten sich die Wolken verzogen und einem spöttischen Lächeln Platz gemacht.

Höre mal S., sagte A., ein Wenig mehr Rücksicht könntest Du auf mich, deinen alten

*) Später ereigneten sich doch wieder einige Todesfälle. Aber sie gehörten zu den Ausnahmen.

**) Das Beste ist das Wasser.

Studiengenossen und Freund nehmen. Wenn Du schon, wie ich Grund habe zu vermuten, den Dienst für gewöhnlich in bürgerlicher Kleidung abmachst, so solltest Du mich doch nicht bloß stellen, wenn ich offiziell zur Besichtigung herkomme. Glaubst Du denn, daß man solche Dinge in Berlin nicht erfährt? Ich werde deinetwegen noch in ernste Ungelegenheiten geraten.

Papperlapapp unterbrach ihn S. mit gewohnter Zungenfertigkeit. Sorge nur dafür, daß Du selbst Dir nichts einbrockst. Durch mich wirst Du keine Ungelegenheiten haben.

In diesem Tone ging es längere Zeit weiter. Dann nahm er plötzlich seinen Hut und fuhr fort: sonst hast Du mir wohl nichts mitzuteilen, ich muß noch einen Schwerkranken in der Stadt besuchen. Auf Wiedersehen.

Er ist unverbesserlich, sagte A. kopfschüttelnd. Natürlich kommt er immer in bürgerlicher Kleidung zum Lazaretdienste?

Ich konnte das nicht leugnen.

Und Sie, fuhr A. fort.

Ich auch Herr Generalarzt. Es schien mir eine Art Demonstration darin zu liegen, wenn ich als Jüngerer, andere Sitten einführte, wie mein Vorgesetzter, der Chefarzt.

Nun, erwiderte A., er steht seit langen Jahren beim Regimente und hat sich eine eigenartige Stellung geschaffen. Man muß ihm seine Schrullen zu gute

halten. Sie als Jüngerer aber müssen den Bestimmungen streng nachkommen. Wenn er, woran nicht zu zweifeln ist, darüber seine Glossen macht, so sagen Sie einfach, ich hätte es so befohlen. Doch um von anderen Dingen zu sprechen. Wie gefällt es Ihnen hier? Kolberg ist freilich kein Berlin, aber es ist eine sehr angenehme Garnison. Sie werden im Sommer ein großartiges Badeleben kennen lernen und an Privatpraxis wird es auch nicht fehlen. Ihr Vorgänger hat bei den Bauern der Umgegend einen guten ärztlichen Ruf hinterlassen und diese Tätigkeit ist einträglich. Denn die Leute sind wohlhabend und markten nicht, wenn sie krank sind. Also viel Glück in der neuen Garnison.

Ich schwieg. Sollte ich zu ungelegner Zeit, kaum in Kolberg warm geworden, von meinen Plänen sprechen? Übrigens hatte A. recht. Auf dem Lande blühte mir bald, dank meinem Vorgänger Schondorff, eine ganz achtbare Tätigkeit. Die Bauern übertrugen ohne weiteres das ihm geschenkte Vertrauen auf mich, seinen Nachfolger. Da lernte ich denn freilich eine ganz andere, wie die in Berlin gewohnte, ärztliche Arbeit kennen. Trotz meines kurzen Aufenthaltes hatte ich reichliche Gelegenheit, Erfahrungen guter und schlimmer Art zu sammeln.

Eines Tages kam ein Bäuerlein zu mir in die Sprechstunde und verlangte meinen Rat. Ich gab eine Verordnung. Nach einigen Tagen kam er wieder, dies Mal mit seinem kranken Kinde.

Herr Doktor, sagte er schmunzelnd, ick will Sei man seggen, ick bin all bi den Doktor an Markt west, ehe ick Sei um Rat fragen daht. Verschrewt mi de Mann ne Medizin vor vierzig Pfennig. Na son billigen Quark kann denn ok nich helfen. Juge Salb hat äwerst glick gut dahn.

Zufälligerweise hatte meine Verordnung mindestens drei mal so viel gekostet.

Ein anderes Mal wurde ich zu einer Kranken geholt, die an Lungenentzündung litt.

Herr Doktor, hieß es, do was noch von dunnemals, as de Majell so krank was, een Beten Medizin äwrig blewen, de hätt die Oll nu innahmen, awerst sei wull nich beter warn.

Vergeblich war mein Bemühen, den Leuten klar zu machen, daß eine Universalmedizin noch nicht erfunden sei.

Bei einem hartnäckigen Bläschenausschlage der Kopfhaut verlangte ich, daß vor allen Dingen die Hare abgeschnitten würden. Unter Heulen und Jammern der Weiber erfuhr ich, daß das den sicheren Tod des Kranken noch in demselben Jahre bedeuten würde. Daß dieser Aberglaube bei den Polen mit Bezug auf den sogenannten Weichselzopf im Gange ist, wußte ich von Posen her, hier hatte ich ähnliches nicht erwartet.

Großen Rufes in Stadt und Land erfreute sich ein Schäfer, der Rose und Blutungen besprach, Hautausschläge vertrieb, Verrenkungen heilte. Auch ich

sollte sein Wirken kennen lernen, aber dies Mal nicht bei einem Bauern, sondern bei einem Offiziere unseres Regimentes.

Major v. P., ein strammer Soldat und flotter Lebemann, bildete im preußischen Hofe den Mittelpunkt einer kleinen Tafelrunde älterer, unverheirateter Offiziere, der auch ich mich angeschlossen hatte. Er erkrankte plötzlich an einer Kopf- und Gesichtsrose schwerster Art. Ein äußerst folgsamer Kranker, hielt er sich genau an meine Vorschriften und so viele Freunde ihn auch mit guten Ratschlägen heimsuchten, er kehrte sich nicht daran. In der ersten Zeit wachte sein Bursche bei ihm. Der aber schlief oft so fest ein, daß alles Rufen und Klingeln vergeblich war. Schließlich wurde ihm eine Schnur an den Arm gebunden, an der v. P. nach Bedarf aus Leibeskräften zog. Als aber der Zustand schlimmer wurde, hochgradiges Fieber und heftige Delirien sich einstellten, genügte diese Wache nicht, es waren stets einige Freunde zugegen. In ihrem Rate wurde beschlossen, den klugen Schäfer herbeizuholen. v. P. würde das nie geduldet haben. Aber er hatte längst das Bewußtsein verloren.

Der Schäfer kam, sprach seine Formel unter den üblichen Handbewegungen und erklärte feierlich, gegen Mitternacht würden Fieber und Delirien aufhören. Statt dessen verschlimmerte sich der Zustand dermaßen, daß die Herren zu mir schickten. Erst nach zwei Tagen trat die Wendung ein und nun ging die

Heilung ohne Zwischenfall von statten. Beim Glase Wein erfuhr ich dann später von der Mithülfe des Schäfers und erhielt zugleich die Zusicherung, daß man für alle Zeit von ähnlichen Anwandelungen geheilt sei.

Inzwischen waren mir aus Berlin vom Hausarzte G. üble Nachrichten zugegangen. Zuerst schrieb er selbst mehrmals und klagte, daß es schlechter und schlechter gehe. Ich bat ihn in meiner Antwort dringend, ärztliche Hülfe in Anspruch zu nehmen und empfahl Professor L., der kurz zuvor von Straßburg nach Berlin übergesiedelt war. Wirklich befolgte er den Rat und diese Tatsache bewies mehr als alles Andere, wie schlecht sein Befinden sei.

Später traf ein Brief von seiner Schwester ein, G. hüte seit vierzehn Tagen das Bett, schrieb sie und L. gebe wenig Hoffnung. Dann lauteten die Nachrichten wieder günstiger und schließlich hieß es, der Zustand habe sich so weit gebessert, daß G. in kurzer Zeit seinen alljährlichen Sommeraufenthalt im Harze werde nehmen können.

Um diese Zeit glückte es mir, Urlaub zu erhalten. In Berlin angelangt, sollte mein erster Besuch dem kranken G. gelten. Aber mein guter Freund T., der mich am Bahnhofe empfing, teilte mir mit, daß G. schon vor einigen Tagen nach dem Harze abgereist sei.

Am nächsten Tage suchte ich Professor L. auf, der G. behandelt hatte. Sein Zustand ist hoffnungslos,

erklärte er. Wenn ich trotzdem die Reise gebilligt habe, so geschah es, weil sein ganzes Sehnen und Hoffen daran hing. Wenn er seinen geliebten Harz wieder betritt, ist ja eine vorübergehende Besserung nicht ausgeschlossen. Mehr darf nicht erwartet werden.

Nachdenklich lenkte ich meine Schritte zu G's. Wohnung, um der Schwester, die daheim geblieben war, einen Besuch zu machen und näheres über die Reise zu hören. Sollte L. nicht doch zu schwarz sehen? G. war eine zähe Natur. Wenn ich auch noch so elend bin, in der frischen, reinen Luft des Harzes erhole ich mich schnell, hatte er öfter zu mir geäußert. Es war auch tatsächlich immer der Fall gewesen bis auf den letzten Sommer, der durch Regen und Kälte viele Hoffnungen zerstört hatte. Dagegen ließ das diesjährige Wetter nichts zu wünschen. Seit Wochen lachte der Himmel im klarsten Blau. Das mußte dem Kranken gut tun.

Ich stand vor G's. Wohnung und klingelte, klingelte wiederholt. Niemand kam. Schon wollte ich mich entfernen, da nahten leise Schritte. Die Schwester öffnete und sagte: der Herr Doktor ist verreist. Sie sah verstört aus und war augenscheinlich so sehr mit anderen Dingen beschäftigt, daß sie mich gar nicht erkannte.

Was gibt es, ist ein Unglück geschehen? rief ich.

Ach, Sie sind es, sagte sie mit tonloser Stimme, kommen Sie.

In das große Empfangzimmer führte sie mich. Da stand auf einem Teppiche ein schmuckloser, schwarzer

Sarg. Sie deutete stumm darauf hin und brach in einen Strom von Tränen aus. Es dauerte geraume Zeit, ehe sie sich so weit beruhigt hatte, um mir Auskunft zu geben.

Heute Morgen haben sie mir den Bruder zurück gebracht, in diesem Sarge. Ich habe es bei seiner Abreise geahnt, daß ich ihn lebend nicht wiedersehen würde. Er war so schwach, so hinfällig, daß er keinen Schritt gehen konnte. Aber all' mein Bitten, mein Flehn, er möge warten, bis er sich mehr erholt habe, blieb nutzlos. In dieser schlechten Luft ersticke ich, sagte er, fort von hier, der Harz wird mich wieder auf die Beine bringen. In einem Tragsessel schafften wir ihn zum Bahnhofe, zwei meiner Nichten begleiteten ihn auf der Reise. Während der Fahrt lag er still da, mit geschlossenen Augen, nur manchmal leise aufseufzend. In der Rechten hielt er eine Rose, die ihm bei der Abfahrt von befreundeter Hand gespendet war. Plötzlich, so erzählten die Nichten, öffnete er die Augen und sah uns traurig an; zwei Tränen rollten über die Wangen, dann schloß er die Augen wieder, seufzte und war todt. Der Zug wurde zum Stehen gebracht, ein Arzt war zur Stelle. Doch es gab keine irdische Hülfe mehr.

Im Hafen.

Aufrichtige Trauer empfand ich um den Dahingeschiedenen. War er doch ein Menschenalter hindurch ärztlicher Berater und Freund im Hause des Oheimes gewesen. Ich aber hatte ihm von Kindesbeinen an herzliche Zuneigung entgegen getragen. Er hatte mir geholfen den Widerstand des Oheimes gegen das medizinische Studium zu besiegen. Er hatte mir den dornenvollen Weg zur Praxis geebnet, durch seine Winke und Ratschläge manche üble Erfahrung erspart, manche Erleichterung verschafft. Seit er zu kränkeln begann und ich seine Vertretung durchführte, ließ er keine Gelegenheit vorübergehen, mir und den Kranken gegenüber zu äußern, er hoffe, daß ich einst seine ärztliche Erbschaft antreten werde.

Schneller als ich gedacht, war er heimgegangen, und wie konnte ich sein Andenken besser ehren, als indem ich seinem Wunsche, nach Kräften zu entsprechen suchte. Jetzt war jedes Zaudern ausgeschlossen, ich mußte mich entscheiden. So entschloß ich mich denn, nochmals meine Schritte zur Medizinalabteilung zu lenken und um meine Versetzung nach Berlin zu bitten. Gern wollte ich Militärarzt bleiben, aber nicht verzichten auf Wohltaten, auf die ich mir durch mehrjährige Arbeit ein volles Anrecht erworben zu haben vermeinte. Darunter verstand ich die

Ausübung einer ausgedehnten ärztlichen Tätigkeit in bürgerlichen Kreisen, neben meinen militärischen Pflichten, und zwar in Berlin.

Der Chef lag krank, Generalarzt K. hatte eine andere Abteilung übernommen und so erhielt ich meine Auskunft durch den ernsten, aber sehr höflichen Oberstabsarzt G. Sie lautete hoffnungslos.

An eine Versetzung, erwiderte er auf meine Rede, sei überhaupt vorläufig nicht zu denken. Sollte sie später einmal erfolgen, so könnte nur von einem detachirten Bataillone in einem kleinen Orte, die Rede sein.

Dieser Bescheid war klar und bündig und nun blieb mir keine Wahl. Ich begab mich nach Kolberg zurück, um unverzüglich die nötigen Schritte zu meiner Verabschiedung in die Wege zu leiten. Aber so leicht, wie ich mir die Sache gedachte hatte, sollte sie nicht vor sich gehen.

Als ich S. Mitteilung von meiner Absicht machte, um sofortigen längeren Urlaub und Unterstützung meines Vorhabens bat, da platzte er in seiner gewohnten Redekraft folgendermaßen los: Was? Sie wollen den Abschied nehmen, nur weil Berlin Ihnen im Kopfe liegt? Sind Sie nicht drei Jahre auf dem Friedrich-Wilhelms-Institute gewesen? Wissen Sie nicht, daß diese Vergünstigung Sie zu ganz besonderem Danke verpflichtet? Der militärische Dienst ist doch kein Taubenschlag in dem man nach Belieben ein und aus fliegt?

Das nicht, Herr Oberstabsarzt, erwiderte ich, halb ärgerlich, halb lachend über diesen sonderbaren Vergleich. Ich betrachte den Dienst weder als Schlag, noch mich als Taube. Aber wenn ich vor die Wahl gestellt werde, ob ich meinen Lebensweg nach meiner Neigung gestalten, oder ob ich für immer darauf verzichten soll, dann muß jeder Zweifel aufhören. Man benimmt mir die Aussicht, nach Berlin zurück zu kehren und die Früchte einer mehrjährigen Arbeit reifen zu sehen, da bleibt keine andere Lösung.

Warum muß es denn just Berlin sein, rief S. Sie haben hier ja auch schon eine leidliche Tätigkeit und mit der Zeit wird sie wachsen.

Weil ich in Berlin groß geworden und erzogen bin. Weil alle meine Wünsche und Neigungen mich dorthin rufen, weil ich mich anderwärts nicht heimisch fühle. Im Übrigen möchte ich mir die Frage erlauben, ob Sie Kolberg verlassen würden, wenn man Sie versetzte. Ich glaube kaum. Sie würden dann auch um ihren Abschied bitten.

Ach was, erwiderte er, ich bin ein alter Kerl und habe meine Zeit hinter mir. Sie aber fangen erst an und sollen dem State noch Dienste leisten.

Da hat es wohl keine Not, hundert Andere treten sofort an die frei werdende Stelle.

Aber ich überzeugte ihn nicht. Er blieb dabei, er könne das nicht begünstigen und mir keinen Urlaub geben. Sprechen Sie mit dem Generalarzte

darüber, meinte er. Ich bin sicher, daß der Ihnen den Kopf schon zurecht setzen wird.

Einige Tage später traf der Oheim aus Annaburg ein. Ich hatte ihm meinen Entschluß brieflich mitgeteilt. Jetzt kam er persönlich herbeigeeilt, um mich davon abzubringen. Da gab es heiße Kämpfe.

Eine glänzende, angenehme Stellung, sagte er, wirfst Du fort, um dafür eine ganz unsichere Zukunft einzutauschen. Du machst Dich zum Sklaven deiner Kranken, während Du frei und unabhängig leben könntest.

Lieber Oheim, erwiderte ich, was die glänzenden Aussichten anbelangt, so läßt sich darüber streiten. Vielleicht zwölf bis fünfzehn Jahre muß ich warten, ehe ich Oberstabsarzt werde. Zuvor ist eine recht schwierige Prüfung abzulegen. Ist sie vorschriftmäßig bestanden, so kann es vorkommen, daß man mir zur Zeit, wenn meine Beförderung erfolgen müßte, den Rat gibt, freiwillig auszuscheiden, da ich die zur Stelle eines Regimentsarztes erforderlichen Eigenschaften nicht besitze. Stehe ich allein, so läßt es sich ertragen. Habe ich aber Frau und Kinder, was dann? Dann kann ich als alter Knabe von vorne anfangen und auf die Suche nach Arbeit gehen. Das ist sehr schwer und mancher Kollege ist dabei gescheitert.

Du malst wieder grau in grau, meinte der Oheim verdießlich. Einzelne Ausnahmen, die sich

gewöhnlich die Schuld ihres Mißgeschickes selbst zuzuschreiben haben, sind doch nicht maßgebend. Und bist Du denn des Erfolges in Berlin so sicher? Auch da können Zwischenfälle eintreten.

Dann werde ich sie geduldig hinnehmen, erklärte ich. Denn was man sich selbst auferlegt, muß man tragen.

Eine ebenso unerwartete wie erfreuliche Unterstützung wurde mir durch das Eintreffen meines Freundes H. zu Teil. Er hatte hier die Büste einer vornehmen Dame zu modelliren und benutzte diese Gelegenheit, um sich einige Wochen zu erholen. Wir streiften zu Dreien fleißig in der Gegend umher. Im Juni ist es eigentlich überall schön, wenn der Himmel freundlich ausschaut, die Bäume im ersten Grün prangen, die Blumen blühen und die Vögel singen. Dazu kam hier noch das herrliche Mer mit seinem immer kräftigen Wellenschlage, der prächtige Strand, und ein äußerst bewegtes Badeleben.

Der Oheim geriet aus einer Überraschung in die andere, ob wir nun in der schattigen Maikuhle uns ergingen, ein kräftiges Bad nahmen, eine Fahrt nach dem Stadtwalde machten, oder am Strandhotel bei guter Militärmusik den lauen Sommerabend zubrachten.

Wie schön könntest Du hier leben, rief er vorwurfsvoll, im Winter in der Stadt, im Sommer auf der Münde. Dazu die herrlichen Bäder, die gute Luft, die schönen Anlagen.

Der Winter ist sehr lang, der Sommer kurz, erwiderte ich. Nichts aber hindert mich Berlin alljährlich auf einige Wochen zu verlassen und an der See, die auch ich liebe, Erfrischung zu suchen. Ich brauche noch andere Dinge wie gutes Leben, frische Luft, kräftige Bäder, Trinken, Kartenspielen und Rauchen. Künstlerische und wissenschaftliche Anregungen, wie ich sie in Berlin seit meiner Jugend gewohnt bin, fehlen hier gänzlich.

Wir können doch aber nicht alle in großen Städten leben, meinte der Oheim. Ich halte das ungeheure Anwachsen der Städte so wie so schon für kein Glück.

Ich auch nicht, sagte H. Aber das Bedenkliche, was die Weltstädte wie Paris, London, New-York, Berlin mit sich bringen, liegt darin, daß viele schlechte, beschäftigungslose, arbeitscheue Elemente dort hindrängen und der Allgemeinheit zur Last fallen. Die sollte man auf alle mögliche Weise abwehren. Wer sein gutes Auskommen hat, dem kann ich es nicht verdenken, wenn er seiner Neigung nachfolgt.

Das gute Auskommen ist aber doch für Fritz noch nicht da, entgegnete der Oheim, beruht vielmehr auf Annahmen, deren Richtigkeit mir sehr anfechtbar erscheint. Von G.'s Kranken werden im entscheidenden Augenblicke manche abfallen und neue zu bekommen, hält recht schwer.

Wer nicht wagt, der nicht gewinnt, rief ich. Außerdem bin ich meiner Freunde sicher, die halten zu mir.

Das versteht sich, bekräftigte H.

Was sollte der Oheim machen. Da er sah, daß alle Mühe vergebens war, mich von meinem Entschlusse abzubringen, und daß H., den er hochschätzte, mir Recht gab, so ließ er seinen Widerstand eines Abends, als wir bei einer Flasche guten Weines saßen, plötzlich fallen.

Nach einem letzten, ziemlich heftigen Wortgefechte, das wohl nur den schon beschlossenen Rückzug decken sollte, ergriff er sein Glas und rief mit mir anklingend: na, wenn es denn nicht anders ist, so versuche dein Glück und wir wollen auf gutes Gelingen anstoßen. Ich habe ja auch noch alte Freunde in Berlin und werde für Dich werben.

Selten sind wohl drei in Kolberg vergnügter gewesen, als wir an diesem Abende.

Bald darauf reiste ich nach Stettin, um zu hören, wie der Generalarzt A. die Sache auffasse. Umstimmen sollte auch er mich wahrlich nicht. Aber immerhin konnte er meinem Vorhaben große Hindernisse in den Weg legen, wenn er der Meinung von S. beipflichtete.

Freundlich, wie immer, empfing er mich und hörte geduldig zu, als ich ihm in ziemlich breiter Rede meine Wünsche, Hoffnungen und Absichten auseinandersetzte.

Ich kann Ihnen nicht abraten, sagte er nach kurzem Bedenken. Wer Freude an ausgebreiteter

ärztlicher Tätigkeit hat, soll eine Gelegenheit, wie sie Ihnen sich augenblicklich darbietet, nicht unbenutzt vorüber gehen lassen. Sie würden ja in Kolberg auch zu tun bekommen. Tritt dann aber eine Versetzung ein, so stehen Sie wieder vor der Notwendigkeit, entweder die sauer erworbene Praxis aufzugeben, oder ihren Abschied zu nehmen. So ging es mir, fuhr er fort. Ich hatte in Frankfurt a. M. eine sehr gute Tätigkeit. Da kam meine Versetzung. Die Arbeit von Jahren war dahin. Meinerseits soll Ihnen jede Erleichterung zu Teil werden.

Er fragte nach S. und was der dazu gesagt habe. Ich erzählte alles, auch den Vergleich mit dem Taubenschlage.

Das sieht dem alten Querkopfe ähnlich, erwiderte er lachend.

A. hielt Wort und meine Angelegenheit entwickelte sich nun ohne jede Stockung. Ich bekam Urlaub, und die nötigen Schritte zur Einreichung des Abschiedsgesuches wurden getan.

Sofort eilte ich nach Berlin und meine Hoffnungen betrogen mich nicht. Der Kern von G.'s Kranken blieb mir treu, meine Künstler natürlich auch. Die sonstigen Freunde versprachen ihre Hülfe, unter anderen auch Frau B., die ich alsbald aufsuchte und von meinem Entschlusse unterrichtete. Sie kommen wie gerufen, sagte sie. Ich wollte schon längst an Sie schreiben, aber nun bin ich froh es

nicht getan zu haben. Denn Schreiberei stiftet in gewissen Angelegenheiten selten gutes.

Was gibt es denn eigentlich, fragte ich verwundert. Das klingt ja ganz geheimnißvoll.

Um es kurz zu machen, Ihr Gretchen ist wieder in Berlin.

Mein Gretchen, erwiderte ich bitter, wollen Sie mich zum Besten haben. Ich verstehe in solchen Dingen keinen Spaß. Ich will überhaupt von ihr nichts mehr hören. Sie ist todt für mich.

Seien Sie doch vernünftig, sagte sie und hören Sie mich ruhig an. Gretchens Mann ist vor etwa zwei Jahren gestorben. Sie ist in Folge dessen nach Berlin zurückgekehrt. Niemals haben Sie, Undankbarer, aufgehört in ihrem Herzen zu wohnen. Mit welcher Liebe pflegt sie die alten Erinnerungen. Wie leuchten ihre Augen, wenn sie davon erzählt. Gretchen besucht mich morgen Abend. Kommen Sie her. Sprechen Sie mit ihr. Dann mögen Sie tun, was Sie verantworten können.

Erwarten Sie mich nicht, sagte ich mit fester Stimme und verabschiedete mich.

Nein, ich wollte nicht kommen, ich nahm es mir bestimmt vor.

Aber da kamen die trauten Bilder der Jugend. Gretchen stand leibhaftig vor mir. Mit ihren schönen, lieben Augen schaute sie mich so freundlich, so bittend an, daß ich unmöglich zürnen konnte. Aber warum mußte sie der törichten Mutter so sklavisch zu Willen

sein? Wie sie jetzt wohl aussehen mochte? Doch wohl sehr verändert. Zehn Jahre sind eine lange Zeit. Ich will hingehen. Bald siegte im Laufe des Tages der eine, bald der andere Entschluß. Als indeß der Abend herankam, da stand ich zur festgesetzten Stunde in Frau B.'s Zimmer.

Ich wußte, daß Sie kommen würden, sagte sie lächelnd.

Gretchen, rief Frau B., hier ist ein alter Freund, der Dich zu sprechen wünscht.

Nach diesen Worten verließ sie das Zimmer.

Gretchen blickte auf, sie wurde bald blaß, bald rot. Fritz, sagte sie mit bebender Stimme, zürne mir nicht. Du weißt nicht, was ich gelitten habe. Bittend schauten mich die großen, sanften, blauen Augen an, schmerzlich zuckte es um den Mund und Tränen perlten über ihre Wangen. Wie flehend hob sie ihre Hände.

All mein Groll schwand vor ihren Blicken dahin.

Gretchen, rief ich, sage mir ehrlich, ob Du deinen alten Gespielen wirklich noch liebst.

Jetzt und immerdar, erwiderte sie und blickte mich innig an. Immer hat Dir mein Herz gehört, auch als ich dem Vetter die Hand reichen mußte. Bald nach deiner Abreise von Potsdam erkrankte meine Mutter ernstlich. Da gab es für mich schreckliche Tage. Denn die Mutter, die sonst stets liebevoll und gut zu mir gewesen war, änderte

ihr Wesen vollständig, als sie dahinter kam, daß Du der Anlaß seiest, weßhalb ich den Vetter nicht heiraten wolle. Du habest sie betrogen, ihr Vertrauen schmählich gemißbraucht. Als es schlechter ging, klagte sie, ich sei schuld daran. Mit meinem unverbesserlichen Eigensinne werde ich sie noch in das Grab bringen. Ach Fritz, ich hatte niemanden der mir beistand. Die Mutter leiden zu sehen und täglich zu hören, daß ich daran schuld sei, das war zu viel für mich. Ich gab nach und heiratete den Vetter. Die Mutter starb bald darauf, versöhnt mit mir und befriedigt.

Über meinen Mann konnte ich nicht klagen. Er war gut und tat was in seinen Kräften stand, um mir das Leben angenehm zu machen. Aber ich liebte ihn nicht und das merkte er wohl, trotzdem ich meinen Pflichten getreulich nachkam.

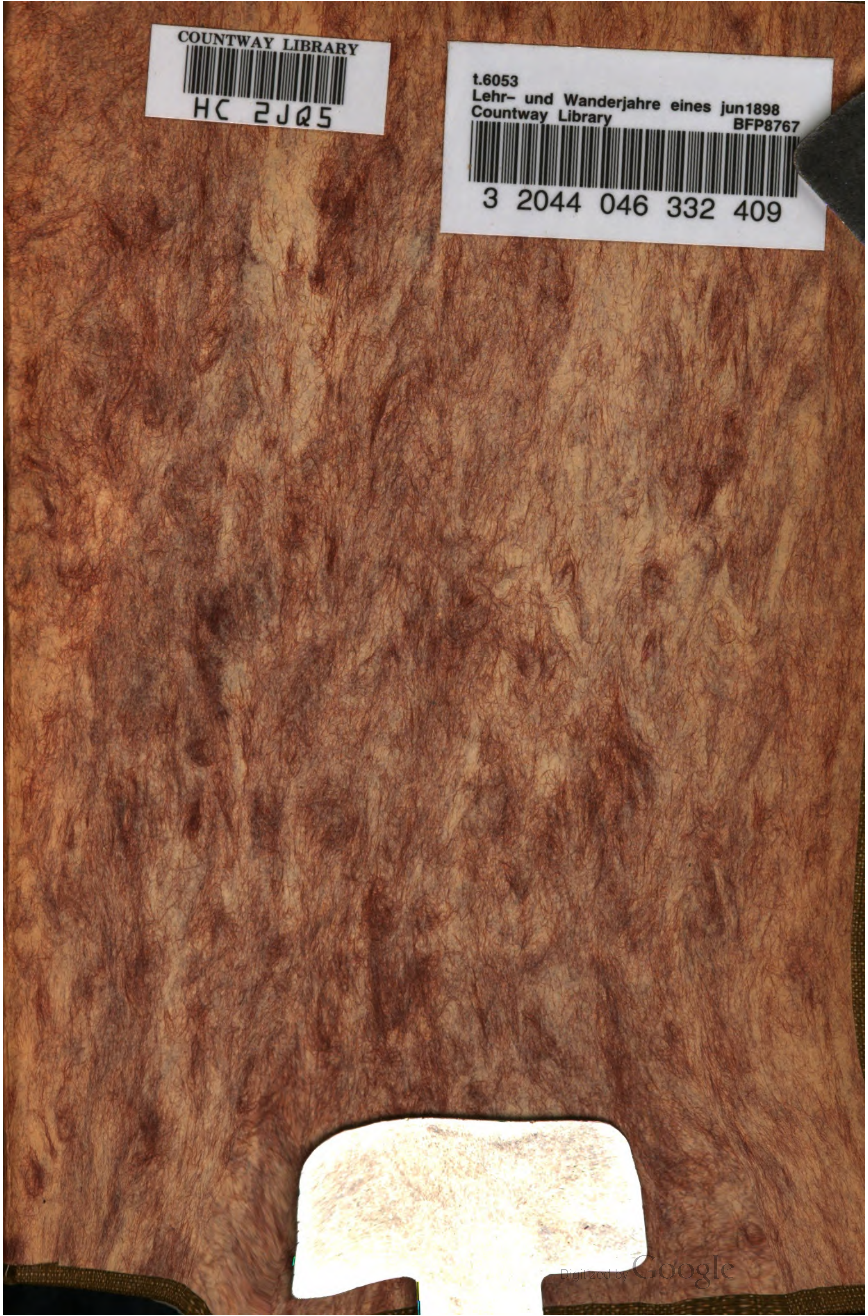
Vor zwei Jahren kehrte er von einer Dienstreise krank zurück und mußte bis zu seinem Tode ununterbrochen das Bett hüten. Ich habe ihn Tag und Nacht mit Hingebung gepflegt. Betrachtete ich das doch als eine Art Sühne dafür, daß ich ihm mein Herz nicht hatte geben können. Nach vielmonatlichem Krankenlager starb er. Ich kehrte bald nach Berlin zurück, denn in Leipzig fühlte ich mich einsam und unglücklich. Hier erfuhr ich deine Versetzung nach Kolberg. Ich erfuhr auch, daß Du eine schwere Krankheit durchgemacht habest und dankte Gott inniglich für deine Genesung. Ach wie gern hätte ich an Dich geschrieben, aber ich wagte es nicht.

Laß die Vergangenheit, Gretchen, rief ich. Jetzt haben wir uns wieder und nichts soll uns mehr trennen. Denn mein Ziel ist erreicht, ich lasse mich in Berlin als Arzt nieder, um zu heilen und zu helfen, wie es immer mein inniger Wunsch gewesen ist.

Man darf wohl Glück wünschen, sagte Frau B., die unbemerkt eingetreten war, schalkhaft lächelnd.






COUNTWAY LIBRARY
HC 2JQ5
t.6053
Lehr- und Wanderjahre eines jun1898
Countway Library
BFP8767
3 2044 046 332 409
Digitized by Google